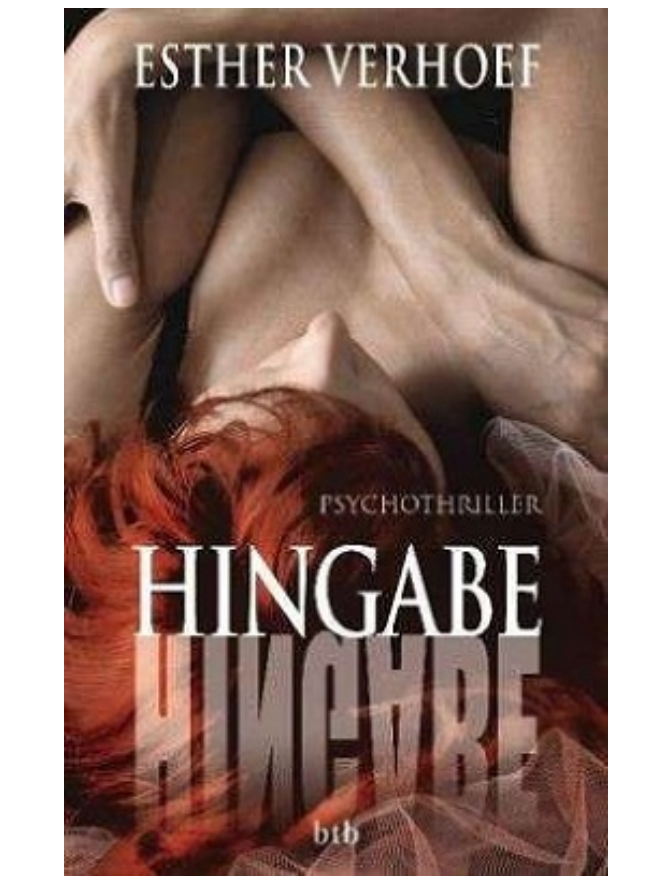




ESTHER VERHOEF

PSYCHOTHRIJLER

HINGABE

btb

Verhoef, Esther
Hingabe
(2012)

Inhaltsverzeichnis

I

Kapitel 1

Kapitel 2

II

Kapitel 3

III

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

IV

Kapitel 7

Kapitel 8

V

Kapitel 9

[Kapitel 7](#)
[Kapitel 10](#)
[Kapitel 11](#)
[Kapitel 12](#)
[Kapitel 13](#)
[Kapitel 14](#)

[VI](#)
[Kapitel 15](#)
[Kapitel 16](#)
[Kapitel 17](#)

[VII](#)
[Kapitel 18](#)
[Kapitel 19](#)
[Kapitel 20](#)
[Kapitel 21](#)
[Kapitel 22](#)
[Kapitel 23](#)

[VIII](#)
[Kapitel 24](#)
[Kapitel 25](#)
[Kapitel 26](#)
[Kapitel 27](#)
[Kapitel 28](#)

IX

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

X

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

XI

Kapitel 41

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

Kapitel 45

Kapitel 46

Kapitel 47

Kapitel 48

XII

Kapitel 49

XIII

Kapitel 50

Danksagung

Copyright

Die niederländische Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel »Close-up« bei Ambo | Anthos Uitgevers, Amsterdam.

I

Dass wir uns so gut kannten, machte die Sache einfacher. Dadurch arbeitete sie ohne ihr Wissen mit, und es wurde intim, beinahe liebevoll.

Drei Monate lang hatte ich mich darauf vorbereitet. Zuerst habe ich den Plan von allen Seiten beleuchtet. Versucht, ihn vor meinem inneren Auge zu visualisieren. Als ich mir sicher war, dass es möglich sein musste, war es kein Hirngespinnst mehr, sondern wurde zu einem Teil meiner selbst. Es war herrlich, sich damit zu beschäftigen. Schon allein die Vorbereitungen, die aus Gesprächen mit ihr sowie mit Freunden und Bekannten bestanden, bis hin zur Anschaffung des nötigen Zubehörs.

Zugegeben, viel brauchte ich nicht. Sie selbst brachte mich auf die Idee.

Edith konnte schlaflose Nächte nicht gut ertragen, weil ihre Augen am nächsten Morgen rot und geschwollen waren. Und obwohl sie viel mehr zu bieten hatte als nur ihre Schönheit, war es für sie das Aller wichtigste, gut auszusehen. Ich fand sie einfach immer schön, ob sie nun in voller Pracht auf einem Empfang erschien und allen anderen die Schau stahl oder ob sie gerade aus dem Bett kam und, unter Entschuldigungen für ihr ungepflegtes Aussehen, im Bademantel Tee für mich aufbrühte. Ein Schlafmittel war für sie die einzige Möglichkeit, nicht jede Nacht durch irgendeinen Lärm geweckt zu werden.

Ich freute mich darauf, fühlte mich wie ein Kind, das in der Schlange vor der Achterbahn wartet. Immer wieder ein Schrittchen nach vorn, immer näher heran. Die Aufregung wuchs und wuchs und erreichte ihren Höhepunkt an jenem Abend, als sich alles wie ein perfekt passendes Puzzle ineinanderfügte.

Wir hatten zusammen eine Flasche Wein geleert und uns über Themen unterhalten, die uns beide fesselten. Über die Kunst und jene Künstler, die die hermetische Welt der Phantasie und der Emotionen dem breiten Publikum zugänglich machten. Kunstmaler, Bildhauer, Schriftsteller, Musiker. Sie war ganz entspannt und lehnte sich an mich. Wieder einmal sagte sie mir, wie wohl sie sich in meiner Gegenwart fühle, wie absolut sie mir vertraue. Sie wurde

bereits schläfrig; das Mittel wirkte auffallend schnell.

Ich drückte sie an mich und riet ihr, sich lieber kurz in die Badewanne zu legen. Sie sei müde, sie habe sich zu sehr aufgeregt, und nach einem entspannenden Bad und einer Nacht Schlaf würde die Welt schon ganz anders aussehen. Morgen würde sie sich gewiss bedeutend besser fühlen.

Ich begleitete sie ins Badezimmer und brachte sie dazu, sich auf die Toilette zu setzen. Ihr Körper erschlaffte bereits. Ich schob sie ein wenig zur Seite, sodass sie sich an der Wand anlehnen konnte. Danach zog ich Latexhandschuhe aus meiner Hosentasche und streifte sie über. Sie sah es nicht einmal. Ihre Augen waren geschlossen, und sie atmete flach. Ich drehte die Hähne auf. Warm und kalt. Verschloss den Abfluss und wartete. Langsam füllte sich die Badewanne mit Wasser. Eine riesige Wanne, entworfen, um zu zweit oder zu dritt darin zu baden. Ich öffnete ein Schränkchen und fand Badeöl, wovon ich ein wenig ins Wasser goss. Stellte die Flasche anschließend zurück. Um die Wartezeit zu verkürzen, schaute ich in den überdimensionalen Spiegel an der Wand über dem Waschbecken und grinste mein Konterfei an. Im Hintergrund lehnte Edith an den Fliesen wie eine in sich zusammengesunkene Schaufensterpuppe. Vielleicht murmelte sie irgendetwas vor sich hin, das weiß ich nicht mehr, ich war zu sehr mit mir selbst beschäftigt, mit meinem Plan.

Als die Badewanne bis zum Rand mit Wasser gefüllt war, fiel mein Blick auf das Rasiermesser, das in einem Halter steckte. Kein billiges Einwegding, sondern ein handgearbeitetes Instrument, wie man es gelegentlich bei italienischen Barbieren sieht. Scharf wie ein Skalpell. Mein Herz begann unregelmäßig zu schlag en. Das scharfe Messer ließ Ideen in mir entstehen – neue Ideen. Doch dann schüttelte ich den Kopf. Nein. Bleib bei deinem Plan. Keine Improvisationen. Es gibt immer noch ein nächstes Mal.

Aber nicht für Edith.

1

»Igitt, Margot, Rosa!«

Ich schaue hinauf zu Anne und blicke mich dann um, als sähe ich mein neues Wohnzimmer zum ersten Mal. Richtig, Rosa. Und nicht nur das: Rot, Violett, Lila. Jede Wand in einer anderen Farbe. Ihre mangelnde Beobachtungsgabe erstaunt mich. Dieses Rosa hätte sie nicht wirklich überraschen müssen. Und auch nicht das Rot und das Violett. Schließlich sind meine Hände, meine Kleidung und meine Haare schon seit Wochen mit farbenfrohen Spritzern bekleckst.

»Mir gefällt's«, erwidere ich, überflüssigerweise, denn alle, die hier sind und schwere Kisten und Pakete hereintragen, wissen genau, dass niemand anderer für die Farbauswahl verantwortlich gemacht werden kann als ich. Die Wohnung, wie ich sie vorgefunden hatte, war grau in

grau. Beinahe schmutziggel. Das hatte viele Käufer abgeschreckt, aber nicht mich. Sie erinnerte mich stark an die Wohnung der Schwester meiner Oma, die ich als Kind regelmäßig besuchte. Dadurch besaß sie sofort etwas Vertrautes und vermittelte mir ein undefinierbares Gefühl von Luxus, aber auch von Sicherheit, Geborgenheit.

Meine Großtante wohnte gleich in der Nähe, in einem ganz ähnlichen Herrenhaus in der Innenstadt. Von dort aus konnte man zu Fuß die Kathedrale und den historischen Fischmarkt erreichen. Doch sie lebte dort nicht, weil es trendy war oder weil sie die Nähe von Cafés, Restaurants und Geschäften schätzte, sondern weil sie dort geboren und aufgewachsen war und nichts anderes kannte.

Aus meiner kindlichen Perspektive heraus erinnerte mich das Haus an ein Museum oder einen Tempel. Nur widerstrebend trat ich an der Hand meiner Mutter ein, sprach meine Tante mit »Sie« an und verfiel dann in hartnäckiges Schweigen, beeindruckt von den hohen Decken mit Kronleuchtern, den knarrenden Treppen und den Gemälden, die so dunkel waren, dass man kaum erkennen konnte, wer darauf abgebildet war. Während der gesamten Dauer des Besuchs starrte ich all diese außergewöhnlichen Gegenstände an, etwa die glänzende Orgel am Fenster, auf der ich so gerne gespielt hätte, die ich aber nicht einmal berühren durfte. An jenem Ort

schien die Zeit irgendwann in den zwanziger, dreißiger Jahren stehen geblieben zu sein, und als Kind war ich unglaublich fasziniert von dem, was ich dort sah, roch, hörte, erfuhr und in mich aufnahm, während ich brav auf dem Sofa saß, die Knie eng beisammen, mit einem Glas lauwarmer Orangenlimonade meilenweit von mir entfernt auf dem eleganten Nussbaumtisch.

Auch in meiner neuen Wohnung hatte eine alte Frau gewohnt. Ich habe sie nie persönlich getroffen. Sie war schon in ein Altersheim umgesiedelt, als ihre Kinder die Wohnung leerräumten und verkauften.

Dennoch lernte ich sie ein klein wenig kennen, indem ich mir jeden Winkel und jede Oberfläche in dieser Zweizimmerwohnung vorknöpfte. Ich saugte die Spinnweben weg, die hinter den Heizkörpern Staub gefangen hatten. Verwendete Ammoniak, um die fettige Oberseite der Küchenschränke abzuschrubben. Und ich übermalte die gelblichen Wände des Wohnzimmers mit fröhlichen Farben. Der Teppichboden lag noch, als mir der Schlüssel ausgehändigt wurde. Beigefarbener Bouclé, auf Latten gespannt, an einigen Stellen abgelaufen, an anderen noch wie neu. Darunter kam ein wundervoller, unbearbeiteter Holzfußboden zum Vorschein, den ich abschliff und ansonsten in Ruhe ließ. Den Kamin mit der braunen Marmorplatte und den dramatischen braunweißen Mustern ließ ich hinter silbern gestrichenen Sperrholzplatten verschwinden. Und jeden Tag riss ich

die Fenster auf und verursachte Durchzug, egal, ob es regnete oder nicht, und ich wienerte, schrubhte, putzte und strich, bis die Gerüche nach Bohnerwachs, Staub, Zigarettenrauch und Wolle denen eines Neuanfangs wichen: Farbe, Terpentin und Reinigungsmittel.

»Na ja«, murmelt Dick. »Meine Farbe wäre es auch nicht gerade. Jedenfalls nicht für ein Wohnzimmer. Eher für ein Jugendzimmer.« Als Anne nicht hinschaut, zwinkert er mir zu. »Aber unsere Margot war ja schon immer ein bisschen anders.«

Ich verziehe mein Gesicht zu einem gezwungenen Grinsen und stelle die Kiste mit den Küchenutensilien auf die Anrichte in der schmalen Küche. Neben dem Spülbecken stehen Flaschen mit Chlor und Terpentin, und daneben liegen dicke, in Alufolie verpackte Pinsel. Auf der gesprenkelten Arbeitsplatte sind noch Farbschlieren zu sehen.

Während ich Teller und Becher aus dem Packpapier wickele und sie in den Küchenschränken staple, sehe ich eine Etage tiefer das blau gewellte Dach von Dicks Kleinbus, den er mit zwei Rädern auf dem Bürgersteig geparkt hat. Die offene Schiebetür bietet einen Blick auf den Inhalt: Kisten, ein zusammengerollter Teppich, Korbstühle, ein alter weißer Ventilator. Meine Sachen. Auf der Seite trägt der Kleinbus die Aufschrift DACH-UND SANITÄRARBEITEN DICK HEIJNE. Mein vier Jahre älterer Bruder war früher ein ausgesprochener

Tyrann, hat sich aber im Laufe der Jahre immer mehr zu einem rettenden Hafen der Geborgenheit in kalten, dunklen Zeiten entwickelt.

In sehr dunklen Zeiten.

Irgendwo tief in meinem Inneren fühle ich einen Stich, als krampfe sich irgendetwas heftig zusammen. Ein schwer zu beschreibender Schmerz, den man weder durch eine Operation noch mit Medikamenten behandeln kann. Und von dem man nicht weiß, wie lange er anhalten wird.

Ich hole ein paar Mal tief Luft und kehre ins Wohnzimmer zurück. Anne schaut sich mit verschränkten Armen um. »Weißt du, je länger ich es mir anschaue, desto weniger scheußlich finde ich es. Vielleicht muss man sich einfach nur daran gewöhnen.«

»Es wurde Zeit für ein bisschen Farbe«, erwidere ich ohne große Begeisterung. Der Knoten in meinem Magen hat sich noch nicht gelöst.

Jan stellt mit einem Knall eine Kiste auf den Holzfußboden. »Mein Gott, du musst ja verrückt sein, was willst du denn mit so vielen Büchern!«

Schweigend folge ich ihm in das schmale Treppenhaus und dann die Stufen hinunter. Im Flur ist es dunkel, die Wände sind beschmutzt. Die ausgetretenen Holzstufen knarren unter unserem Gewicht. Ich lasse meine Hand über das glatte Treppengeländer aus Walnussholz gleiten und denke unwillkürlich daran, dass schon Tausende Menschen dieses Holz berührt haben müssen. Menschen,

die lange vor meiner Geburt an diesem Ort ihr Leben gelebt haben, die Familie hatten, Sorgen und Glück, und die teilweise schon seit Jahrhunderten nicht mehr existieren.

Unten im Hausflur hängen Metallbriefkästen, einige mit, andere ohne Namensschild. Zur letzten Gruppe gehört auch meiner: Ich hatte noch keine Zeit, eines anfertigen zu lassen, und vielleicht verzichte ich auch einfach darauf. Die übrigen Bewohner – das Haus zählt acht Parteien – habe ich noch nicht kennengelernt. Aber ich habe ihnen gelauscht während der Stunden, in denen ich anstrich und saubermachte. Ich lauschte ihrer Musik, ihren Schritten im Treppenhaus und ihren Streitereien.

»Trägst du das?« Jan hält mir ein rotes Kaschmir-Sitzkissen hin, das ich letzte Woche auf dem Markt gekauft habe. Ich nehme es mit beiden Armen und bücke mich nach einem in Zeitungspapier gewickelten Kerzenleuchter, der beinahe aus dem Bus gefallen wäre. Dann lege ich den Kopf in den Nacken. Über der Stadt wölbt sich ein einheitlich grauer Himmel. Farblos, matt. Noch nie hat das Wetter so perfekt meinen Gemütszustand widergespiegelt wie heute.

Im Wohnzimmer steigt Dick von dem Bierkasten, den er als Leiter benutzt. Er begutachtet, die Hände in die Taille gestemmt, den Barockspiegel über dem Büfett, als wäre er ein Kunstwerk. Das Ding neigt sich gefährlich weit vornüber. Verärgert steigt er wieder auf den Kasten,

nimmt den Spiegel umständlich von der Wand und macht sich an dem Aufhängedraht zu schaffen. Während er den Spiegel auf den Kappen seiner Turnschuhe balanciert, wirft er einen raschen Blick auf die Uhr. »Ich hoffe, dass wir es vor fünf Uhr schaffen. Ich muss heute Abend noch zu einem Kunden, wegen einer Reparatur.«

»Hauptsache, alles steht oben«, erwidere ich. »Den Rest schaffe ich dann schon alleine.«

Jan kommt mit zwei aufeinandergestapelten Kisten herein. Ich sehe nur seine Finger und seine Beine. »Wo soll das hin?«

»In die Küche, bitte.«

Anne schiebt mir eine Tasse Kaffee zu und lässt sich auf das Sofa fallen. Ich setze mich neben sie und zünde mir eine Zigarette an. Was mir gestern noch so groß wie ein extravaganter Ausstellungsraum vorkam, schrumpft durch die vier Leute sowie die zahlreichen Möbel und Kisten auf seine wahren fünfundzwanzig Quadratmeter zusammen. Dennoch wirkt der Raum noch immer nicht klein und schon gar nicht beengt, allein wegen der großen Sprossenfenster. Das Wohnzimmer liegt zur Rückseite des Gebäudes hin. In den angrenzenden Gärten wachsen hohe Bäume, und ihr Laub, das sich bereits etwas herbstlich verfärbt hat, entzieht die dahinterliegenden Häuser größtenteils der Sicht. Wenn ich auf dem Sofa liege und hinausschaue, kann ich mir mühelos vorstellen, in einem Wald und nicht in der Innenstadt zu wohnen.

Nach und nach stellen sich die Kisten an und setzen

Dick und Jan geseien sich mit Kalle zu uns und setzen sich im Schneidersitz vor das Büfett.

»Ich habe dir die Waschmaschine und den Trockner angeschlossen und mir mal die Leitungen angesehen«, sagt Dick. »Macht alles noch einen ganz ordentlichen Eindruck, auch wenn du wahrscheinlich durch den geringen Durchmesser der alten Leitungen keinen besonders hohen Wasserdruck hast. Wenn das Probleme gibt, sag Bescheid, ja? Dann kommen wir demnächst mal vorbei und sehen nach.«

Ich nicke und trinke einen Schluck von meinem Kaffee. Anne hat vergessen, Milch hinzugeben, aber ich fühle mich zu kaputt, um aufzustehen. Meine Muskeln protestieren nach der Schlepperei und dem Treppensteigen.

»Ich bringe dir diese Woche noch einen anderen Wasserhahn vorbei«, verspricht Dick. »Der im Badezimmer ist prähistorisch. Ich muss im Magazin noch einen Keramikhahn liegen haben, der irgendwann mal zu viel bestellt wurde.«

»Danke dir«, sage ich.

Ich bin bereits seit einigen Stunden wieder allein, als ich bemerke, dass draußen die Dämmerung hereinbricht. Ich stehe vom Sofa auf und schalte das Licht ein. Ein Kronleuchter mit roten, violetten und transparenten kleinen Kegeln. Als ich ihn kaufte, fand ich ihn unglaublich

exotisch und stellte mir vor, wie gemütlich er wirken würde, aber jetzt kommt mir das Licht der sechs Glühbirnen doch ein wenig grell vor. Ich stelle mich auf die Zehenspitzen und lockere zwei von ihnen. So ist es besser, jedenfalls ein bisschen. Die Wohnung fühlt sich noch lange nicht wie mein Zuhause an. Sie riecht penetrant nach Farbe, und jeder meiner Schritte hallt von den nackten Wänden wider. Unruhig gehe ich in die Küche. Im Kühlschrank steht nichts als eine Büchse Kondensmilch. Ich könnte in eines der kleinen Restaurants in der Nähe gehen, es gibt genug davon, aber die Aussicht, mich allein an einen Tisch zu setzen, widerstrebt mir. Soll ich mir etwas vom Chinesen holen? Oder einen Pizzadienst anrufen?

Ich stehe am Fenster, die Hände auf die Fensterbank gelegt. Die Straßenlaternen entlang des schmalen Kanals verbreiten ein weiches, orangefarbenes Licht. Regenwasserpfützen glänzen auf dem Kopfsteinpflaster. Jenseits des Kanals fällt warmes Licht aus den Fenstern der Häuser auf das Straßenpflaster und die geparkten Autos. Hinter den Fenstern bewegen sich Leute. Über die kleine Zugbrücke, die die Innenstadt mit der breiten Straße zum Bahnhof verbindet, fahren Roller und einige Autos mit eingeschalteten Scheinwerfern.

Ich sollte mich wohl fühlen. Glücklicherweise sogar, befreit vielleicht. Ich habe es hinter mich gebracht. Ich besitze eine eigene Wohnung. Weder ein vorübergehend

gemietetes Häuschen in einem Ferienpark noch eine trostlose Wohnung in einem Neubauviertel, sondern ein schönes Heim mit viel Atmosphäre in der Hauptstadt der Provinz Nord-Brabant, die rund um die Uhr pulsiert vor Leben.

Nur ich pulsiere nicht.

2

Den ganzen Vormittag über habe ich Aufgaben erledigt, zu denen ich bisher noch nicht gekommen bin. Zum Beispiel habe ich einen Telefon- und Internetanschluss beantragt und einen dreimonatigen Nachsendeantrag für die Post gestellt. Anschließend bin ich einkaufen gegangen, um den leeren Kühlschrank und den Vorratsschrank aufzufüllen. Während ich mir ein Butterbrot streiche und den neuen Umgebungsgeräuschen lausche, fällt mir ein, dass inzwischen bereits zwei der vier Wochen meines unbezahlten Urlaubs verstrichen sind. Bald muss ich wieder voll arbeiten gehen.

In den Monaten vor diesem Urlaub funktionierte ich nur noch wie ferngesteuert. Ich war wie betäubt durch den Schlafmangel und das Pulsieren und Hämmern in meinem übervollen Kopf. Dieser Zustand vertrug sich nicht besonders gut mit der Flut von Beschwerden, die ich bearbeiten musste. Es ist meine Aufgabe, die Wünsche der Kunden entgegenzunehmen, sie zu beraten, ihre Bestellungen aufzunehmen und diese dann auftragsgerecht an die verschiedenen Abteilungen der Firma

weiterzuleiten, damit die Waren gleichzeitig und zum vereinbarten Termin eintreffen. Wenn bei diesem Prozess auch nur eine Kleinigkeit vernachlässigt wird, ergibt sich daraus eine regelrechte Katastrophe für die Besitzer der Restaurants und Bungalowparks, die Organisatoren von Ausstellungen, die Verwalter von Asylantenheimen und die Vermieter von Konferenzräumen, die sich auf uns verlassen. Sie sind gezwungen, ihre Türen zu öffnen, sie können nicht auf eine Nachlieferung warten. Und wer bekommt die volle Breitseite ab, wenn etwas schiefgeht? Genau. Ich. Den wütenden Kunden Rede und Antwort zu stehen, erforderte ein geradezu übermenschliches Selbstvertrauen, ein Selbstvertrauen, das ich stets aufbrachte, indem ich mir sagte, das alles habe ja nichts mit mir persönlich zu tun, sondern ich fungiere quasi als Sprachrohr – oder besser: Klagemauer – von »All Inclusive Projekteinrichtungen«.

Ich habe meine Arbeit immer gut gemacht, davon bin ich überzeugt. Und die Verkaufszahlen und eine große Anzahl zufriedener Kunden haben mich in meinem Glauben bestärkt. Doch ich weiß auch, dass meine Leistungen in den vergangenen Monaten weit unter mein Niveau gesunken sind. Zahlreiche Falschliefereien waren unmittelbar auf die Fehler zurückzuführen, die ich verursacht hatte, weil ich mit den Gedanken woanders war.

Noch vor nicht allzu langer Zeit erstreckten sich die Tage

vor mir wie Tunnel ohne Licht am Ende, in denen ich lediglich ziellos hin und her lief, schreiend, weinend, schier zerbrechend vor Frustration. Das Loch, das John in mein Selbstvertrauen gerissen hatte, hatte Auswirkungen auf alles andere: meine Laune, mein Selbstbild und meine beruflichen Leistungen, und schließlich zerstörte es sogar meine sozialen Kontakte. Am Ende der Trauerzeit, als ich, betäubt und noch ein wenig schwach, auf die Ellenbogen gestützt und wie ein benommener Maulwurf gegen die helle Sonne anblinzeln, aus der dunklen Erde hervorgekrochen kam, war mein Freundeskreis erheblich geschrumpft. Besser gesagt: Er existierte praktisch überhaupt nicht mehr, bis auf einige wenige Getreue. Die meisten hatten Partei für John ergriffen. Der bot zumindest angenehme Gesellschaft. Und natürlich hatte er auch allen Grund dazu, fröhlich zu sein.

Mein Handy klingelt. Der Klingelton, der mir in diesem Moment viel zu heiter erscheint, schrillt durch die Wohnung. Das kann nur Claudia sein. Claudia hat vor zwei Jahren bei All Inclusive im Innendienst angefangen. Wir konnten anfangs nicht besonders gut miteinander. Ich hatte den Eindruck, sie neide es mir, dass ich mich überall frei bewegen konnte, während sie an ihren Schreibtisch gefesselt war. Doch dieses Vorurteil musste ich einige Wochen später revidieren. Als ich nach Ende der Arbeitszeit noch ein wenig Verwaltungskram zu erledigen hatte, fand ich sie zu meiner Überraschung in einem

verlassenen Büro. Weinend. Nach einigem Drängen erzählte sie mir, dass ihr Freund sie wegen einer Jüngerin verlassen hatte. Dadurch hatten wir etwas gemeinsam. Weil ich sowieso nicht mehr zum Arbeiten gekommen wäre, bot ich ihr an, irgendwo etwas trinken zu gehen. Nach einem feuchtfröhlichen Abend, an dem wir uns gegenseitig unser Herz ausschütteten, landeten wir bei ihr zu Hause am PC, wo wir spontan eine Wochenendreise nach London buchten. *Einkaufen, spazieren gehen, vergessen.*

Das letzte Mal, dass ich mit einer Freundin in Urlaub gefahren war, lag lange zurück. Es war noch in der Zeit gewesen, bevor ich mit John zusammengezogen war. John hatte etwas dagegen, dass ich ohne ihn wegfuhr. »Nicht dass ich dir misstrau«, pflegte er zu sagen. »Aber man muss die Versuchung ja nicht heraufbeschwören. Beziehungen, in denen Mann oder Frau allein in Urlaub fahren, sind zum Scheitern verurteilt. Durch die Bank.« Im Nachhinein gesehen, meinte er damit wohl gar nicht mich, sondern sich selbst. Er hätte der Versuchung nicht widerstehen können. Aber das wusste ich damals noch nicht.

»Hi, Claudik«, melde ich mich.

»Margot? Du, ich muss dir was sagen. Es ist mir ja so peinlich ...« Erst rattert sie los, dann schweigt sie auf einmal.

»Was ist denn?«

»Du bist jetzt garantiert sauer auf mich.« Wieder Stille.

»Warum denn?«

»Ich bin total pleite.«

Mein Herz schlägt plötzlich schneller. Ich ahne sofort, worauf dieses Gespräch hinauslaufen wird. »Und?«

»Ich weiß, wie blöd das ist, und es sieht mir auch überhaupt nicht ähnlich, aber ich kann nicht mit nach London. Ich schaffe es finanziell einfach nicht.«

»Aber Claudi, wir haben doch schon gebucht! Für den Flug und das Hotel hast du doch längst bezahlt.«

»Ja, aber den Verlust muss ich eben verschmerzen. Denn wenn ich mitfliege, Margot, dann kann ich mich ja doch nicht bremsen. Essen, trinken, shoppen ... Ich habe auch keine Lust zu der Reise, wenn ich mir nicht einmal etwas Hübsches kaufen kann oder ständig bei McDonald's essen muss ... Wenn ich schon ein Wochenende wegfahre, dann will ich mich auch nicht kasteien müssen, verstehst du? Und das geht im Moment einfach nicht.«

Ich habe einen Kloß im Hals, der mich am Sprechen hindert.

»Ich hätte früher darüber nachdenken sollen«, fährt sie fort. »Es tut mir auch wirklich leid. Vielleicht wäre ich mitgekommen, wenn ich heute Morgen nicht die Endabrechnung meines Energieversorgers bekommen hätte. Ich muss vierhundert Euro nachzahlen! Wenn ich jetzt übers Wochenende wegfahre, passiert eine Katastrophe, das weiß ich genau.«

»Ich leih dir das Geld«, schlage ich ohne zu zögern vor. Ich kann mir keinen besseren Zweck für den letzten Rest meiner Ersparnisse vorstellen.

»Das ist lieb von dir, aber das möchte ich wirklich nicht. Kennst du denn niemand anderen, der mitfahren würde?«

»Nein, nicht so kurzfristig ... Alle müssen arbeiten. Ach, Mist, das finde ich wirklich schade.«

»Ich auch, das kannst du mir glauben.«

Und warum klingt sie dann nicht so? »Hast du noch mal was von Alex gehört?«

»Äh ... ja. Wir sind neulich zusammen essen gegangen.« Sie schweigt einen Augenblick. »Margot? Bist du böse auf mich?«

»Nein, nein.«

»Sind wir noch Freundinnen?«

Ohne ihr zu antworten, drücke ich das Gespräch weg und knalle das Telefon auf den Küchentisch. Starre minutenlang auf das Display.

Sie ruft nicht noch einmal an. Schickt keine SMS. Nichts.

Ist es kindisch von mir gewesen, mir so deutlich meine Enttäuschung anmerken zu lassen? Bin ich egoistisch, weil ich ihr böse bin, oder habe ich ein gutes Recht dazu, sauer zu sein? Früher wäre mir die Antwort darauf leichtgefallen. Da war ich mir meiner eigenen Wahrnehmung noch sicher. Aber nun nicht mehr. Für mich ist nichts mehr sicher.

Man lernt sich kennen, indem man sich in den Augen

seiner Freunde spiegelt, in ihren Reaktionen auf das eigene Äußere, Handeln und Reden. Und obwohl ich auf einer rationalen Ebene sehr wohl weiß, dass ich mich auf positive Dinge konzentrieren muss, jeden Tag aufs Neue, kann es passieren, dass die negativen überhand nehmen. Ganz einfach, weil sie viel schwerer zu verkräften sind.

Anne hat gestern eine Bemerkung über die hohen Treppen fallen lassen, ungefähr so: »Kann deiner Figur nicht schaden, was, Margot?«, wobei sie mir einen vielsagenden Blick zuwarf. Doch nicht nur Anne hat mich ungewollt verletzt. Jan – ein Mann, den ich kaum kenne, er arbeitet für Dick – hielt es für nötig, mich für »verrückt« zu erklären, weil ich so viele Bücher besitze. Und Dick hat mir wieder einmal unter die Nase gerieben, wie sehr ich mich vom Rest unserer Familie unterscheide: Sie war immer schon »ein bisschen anders« – ein Brabanter Euphemismus für »bekloppt«.

Ich beiße die Zähne zusammen und fange an zu zittern. Eine eindringliche Stimme in meinem Kopf flüstert mir zu, es liege nur an mir und nicht an den anderen. Ich nähme mir das alles einfach zu sehr zu Herzen. Schon möglich. Dick und Anne haben mich in letzter Zeit beide auf ihre Art unterstützt. Selbst wenn ich mich vollkommen unvernünftig verhielt und schier gelähmt war vor Trauer, Ohnmacht und Wut, wenn ich unablässig schrie und meine Weinkrämpfe kein Ende zu nehmen schienen: Sie hörten mir geduldig zu. Sie hatten sich einen Tag Urlaub

genommen, um meine Sachen, die an drei verschiedenen Adressen untergebracht waren, abzuholen, zu transportieren und an ihren neuen Platz zu stellen. Das haben sie ganz sicher nicht getan, weil sie mich nicht mögen.

Ich bin einfach zu empfindlich im Moment. Als wäre die Schutzschicht, die mich normalerweise umgibt und die die Eindrücke von außen filtert und ins rechte Licht rückt, außer Betrieb, sodass alles gleich hart und gnadenlos auf mich einwirkt. Sämtliche Bemerkungen, wie nebensächlich und unwichtig auch immer, schlagen ein wie brennende Kugeln und glühen in meinem Inneren weiter. *Bekloppt. Verrückt, so viele Bücher. Zu dick.* Und ich kann noch hinzufügen: labil, empfindlich und emotional. Ach ja, und abgehalftert natürlich. Nur weiter so.

Feuchtwarm kullert es über mein Gesicht. Meine Nase ist verstopft. Ich lege die Stirn auf die Unterarme und starre auf den Tisch. Mein Blick trübt sich, während sich die Salzwasserpflüze unter mir immer weiter ausbreitet.

Den ersten Tag meines neuen Lebens habe ich mir wahrhaftig anders vorgestellt.

II

Edith war benommen. Fast schon betäubt.

Ich stützte sie und legte sie vorsichtig auf den Boden. Ihr rotes Haar fiel fächerförmig über ihr Gesicht und über den Natursteinboden. Ich ließ mir beim Ausziehen Zeit. Erst ihre Bluse und ihren BH, danach den Rock. Ihre großen

Brüste fielen zur Seite, die Brustwarzen groß und weich, und ihre fleischigen Hüften wiesen im unbarmherzigen Licht des Badezimmers Dellen auf. Sie hatte ihren Schambereich rasiert, ganz und gar, alles weg, und die Haut darunter war rosig. Langsam streichelte ich mit meiner behandschuhten Rechten über ihren Körper. Ich hatte sie schon so oft nackt gesehen, dass eine körperliche Reaktion ausblieb. Zuletzt zog ich ihr die Socken aus. Pedikürte Zehennägel mit hellblauem Nagellack.

Sie murmelte leise vor sich hin, ich konnte sie nicht verstehen.

»Komm«, flüsterte ich. »Du musst dich waschen. In der Badewanne.«

Ich legte ihren Arm um meinen Nacken und zog sie ein Stückchen hoch. Ihr Gewicht bereitete mir Probleme. Sie war schwer. Sehr schwer. Eine träge Masse. Kraftloses, betäubtes Fleisch.

Es dauerte eine Weile, doch schließlich gelang es mir, Edith in die Badewanne zu hieven, ohne sie zu verletzen. Sie durfte keine Quetschungen oder Blutergüsse davontragen.

Ich ließ sie los, mit dem Gesicht nach oben. Es schwamm von selbst über Wasser, ebenso wie ihre Brüste. Merkwürdig.

Ich drückte mit einer Hand auf ihr Gesicht. Ich spreizte die Finger und drückte ihren Kopf unter Wasser. Sie

reagierte, indem sie zuckte, aber es waren nichts weiter als angedeutete Bewegungen. Ich setzte mich auf den Rand der Badewanne, packte sie an den Haaren und zog ihren Kopf nach hinten, weiter unter Wasser.

Sie öffnete die Augen und starrte mich an, voller Abscheu und Panik, als wüsste sie, was geschah, aber sie wehrte sich kaum. Sie befand sich in einem Dämmerreich zwischen Traum und Schlaf. Kurz tauchten ihre Knie aus dem Wasser auf. Ganz kurz nur. Ihr Mund öffnete sich. Und noch einmal. Luftblasen blubberten heraus. Es dauerte lange. Länger, als ich gedacht hatte.

Und ich genoss jede einzelne Sekunde.

Ich näherte mein Gesicht der Wasseroberfläche. Ich wollte zusehen, wie sie wegdämmerte, wie sie das Wasser in ihre Lungen saugte, und ich wollte diese Augen sehen, die mich anstarrten, weichgezeichnet durch die Wasserschicht, die uns voneinander trennte. Ich wollte jedes Detail in mich aufnehmen, und ich kann mich nicht erinnern, jemals so erregt gewesen zu sein.

Bis sie sanft entschwand. Die Muskelspannung in ihrem Körper ließ nach, ihre Augen blieben weit aufgerissen. Ich hob ihren Kopf aus dem Wasser und schloss ihre Lider. Ließ sie wieder zurücksinken. Ihre Haare wogten im Wasser, die Arme und Beine waren ein wenig abgespreizt. Als schwebte sie. Friedlich. Tot. Sie hatte noch nie so schön, so friedlich ausgesehen.

Ich zog meine Operationshandschuhe aus und streifte ein

anderes Paar über. Die Packung mit den Tabletten legte ich neben das Bett. Ich ging ins Wohnzimmer, nahm mein Weinglas, spülte es sauber aus und stellte es hinten in den Schrank zwischen die Reihen der anderen. Danach spülte ich Ediths Glas und füllte es bis zur Hälfte mit dem letzten Rest Wein aus der Flasche. Sowohl die Flasche als auch das Glas stellte ich auf den Badewannenrand. Danach legte ich ihre Kleidung lose zusammen und legte den Stapel auf den Rand des Waschbeckens.

Ich blickte mich um. Gut so. Mehr brauchte ich nicht zu tun.

Es war vorbei.

Ich hasste Edith nicht. Im Gegenteil. Deswegen hatte ich mir große Mühe gegeben, die Prozedur so sanft und angenehm wie möglich zu gestalten. Und das war mir gelungen.

Alles, was ich will, gelingt. Ich versage nie. Niemals.

3

Mein Elternhaus steht am Rande des Dorfes, eine bescheidene Doppelhaushälfte aus rotem Backstein, erbaut in den fünfziger Jahren, mit großen Fenstern zur Straßen- und zur Gartenseite hin. Es ist klein und unauffällig, aber es ist fünfundzwanzig Jahre lang mein Zuhause gewesen.

Ich parke mein Auto neben dem Bürgersteig und gehe die schmale, mit Waschbetonplatten ausgelegte Auffahrt hinauf. Sie liegt auf der linken Seite des Hauses und grenzt

ohne merklichen Übergang an die Auffahrt der Nachbarn. Der Passat meiner Eltern steht nicht vor dem Haus.

Ich greife über den oberen Rand des Gartentores hinweg und finde ohne hinzuschauen das Häkchen, das es geschlossen hält. Gehe dann in den Garten hinein. Was das Haus an Geräumigkeit vermissen lässt, wird durch den langgestreckten, ummauerten Garten wieder wettgemacht. Der vordere Teil ist die Domäne meiner Mutter: eine mit kleinen, braunen, viereckigen Fliesen geklinkerte Terrasse und ein kleiner Teich, wo gelbe Goldfische im grünlichen Wasser umherhuschen. Dahinter liegt ein kleines, von Blumenbeeten gesäumtes Rasenstück. Darauf hat mein Vater eine üppig mit Efeu und Goldregen bewachsene Pergola aufgestellt, die den Garten in zwei Hälften teilt. Die Pergola verhindert, dass meine Mutter an den seltenen Tagen, an denen sie draußen sitzt und die Sonne und die Ruhe genießt, auf seine bunt zusammengewürfelte Ansammlung von Gartenhäuschen und Drahtgehegen blickt, die er mit Wellblechplatten aneinandergefügt hat. Die Bauwerke stehen im hinteren Teil des Gartens, im Schatten einer riesigen Ulme.

Die Hintertür ist geöffnet. Ich gehe mit wenigen Schritten durch die halboffene Küche ins Wohnzimmer, dann weiter in den Flur. Bleibe unten an der Treppe stehen. »Mama?« Keine Reaktion. Ich gehe wieder hinaus, auf die Schuppen zu. Dort höre ich ein Radio. Mein Vater ist

davon überzeugt, dass seine Tiere ihre Schreckhaftigkeit verlieren, wenn er sie frühzeitig an verschiedenartige Geräusche gewöhnt. Daher unterhält er sie mit Beschäftigungsprogrammen und klimpernden Glöckchen von morgens früh bis zur letzten Kontrolle am Abend, bevor er schlafen geht.

Der vertraute Geruch von Heu, Staub und Mist weht mir entgegen, als ich die Schuppentür öffne, die Fliegengitter aufstoße und eintrete.

Mein Vater züchtet Kleintiere, so lange ich mich erinnern kann. Sein Sozialleben beschränkt sich auf die Wochenenden, genauer gesagt auf das Vereinsheim der Züchter aus der Region und auf Sporthallen in allen Ecken des Landes, wo Kleintierausstellungen veranstaltet werden. Als ich im Kindergartenalter war, beschäftigte er sich noch mit bunten Kanarienvögeln, später verlegte er sich auf Hühner mit lustigen Schöpfen, doch als sich die neuen Nachbarn über das Hahnengeschrei beschwerten, baute er den Hühner- zum Kaninchenstall um. Kaninchen sind ruhige Tiere, man bemerkt sie kaum. Zwar sind die Schuppen verwittert und klapprig, aber mein Vater hält die Ställe mit militärischer Präzision sauber. Die Nachbarn gaben ihre Beschwerden auf.

Drinne herrscht eine Art Halbdunkel. Das liegt an dem Baum, obwohl dieser schon einige Blätter verloren hat, und an den kleinen Fenstern, die durch den Schmutz und die Spinnweben kaum noch Licht hindurchlassen.

Mein Vater bemerkt mich nicht. Er ist ganz in seine Arbeit vertieft: Trinkflaschen ausspülen in einem Eimer. Mir fällt auf, dass sein wirres Haar inzwischen ziemlich dünn geworden ist. Auch trägt er seit ein paar Wochen eine Brille, selbst wenn er nicht liest. Der schmutzige blaue Kittel, mit dem er verwachsen zu sein scheint, schützt seine Kleidung, und seine Füße stecken in grauen Socken und schwarzen Lederlogs. Ich kenne ihn nicht anders. Mein Vater wäre gerne Bauer geworden, doch sein Leben ist anders verlaufen.

Das Transistorradio steht auf einem Holzbrett an der Wand und ist mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Ich drehe die Lautstärke etwas herunter.

Er blickt auf. Ein verwirrtes Lächeln im Gesicht. »Was machst du denn hier?«

Ich beuge mich vornüber und küsse ihn auf die Wange. »Wo ist Mama?«

»Ist sie nicht drinnen?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, und das Auto steht nicht da.«

»Dann ist sie sicher einkaufen gefahren. Ich komme gleich, aber ich muss das hier gerade noch fertig machen.«

»Ich hab's nicht eilig«, sage ich, abgelenkt von einem weißen Kaninchen, das mir in einem der unteren Käfige auffällt. Ich gehe in die Hocke und nehme die Drahttür aus dem Holzrahmen. Das offenbar noch junge Tier hoppelt neugierig auf mich zu und schnüffelt vorsichtig an meiner

ausgestreckten Hand. Seine samtene Ohren stehen ein wenig von seinem rundlichen Kopf ab, wodurch es besonders knuffig aussieht. Fast wie eine Trickfilmfigur aus den Pixar-Studios. »Der ist aber süß«, sage ich. »Wie alt ist er?«

»Im Juli geboren.«

Ich streichele das Tier, das die Berührung sichtlich genießt. Es senkt sein Köpfchen ein wenig und öffnet und schließt langsam die Augen. Sein rosa Näschen zuckt auf und ab.

»Der kommt in den Kochtopf«, höre ich meinen Vater sagen.

Ich blicke auf.

Mein Vater hat inzwischen eine Zigarette im Mundwinkel hängen. Sein Blick ist unablässig auf die Trinkflaschen gerichtet, seine Hände halten keinen Augenblick still. »Seine Ohren sind nicht richtig. Sie wollen einfach nicht hängen. Schade, ansonsten ist er gut gelungen.«

Nach einer letzten Liebkosung setze ich die Tür wieder ein und richte mich auf. Schau die Reihen der Käfige an, all die Kaninchen in Schwarz und Weiß und Hellbraun, die die Köpfe nach mir und meinem Vater recken. Sie warten in ihren halbdunklen Verschlägen auf eine saubere Trinkflasche mit frischem Wasser und ein wenig Grünfutter. Eine wogende See von weichen, behaarten Köpfchen mit großen braunen Augen und Schlappohren.

Wenn sie dieselbe Farbe haben, erkenne ich kaum einen

Unterschied zwischen dem einen und dem anderen Tier. Es sind winzige Abweichungen, die darüber entscheiden, ob das eine einen Kosenamen erhält und sich der besonderen, persönlichen Pflege meines Vaters erfreuen kann, während das andere namenlos in der Tiefkühltruhe endet. Als Kind habe ich meinen Vater oft genug dafür gehasst.

Ich war hier regelmäßig zu finden, wenn die Jungen nach etwa drei Wochen zum ersten Mal ihr Nest verließen. Ich freute mich immer, wenn eines dabei war, das etwas Lustiges an sich hatte, etwas Eigenes. Eines, das sich von all den anderen unterschied. Doch ich lernte, mein Herz nicht zu sehr an diese Außenseiter zu hängen. Die Welt ist grausam zu Haustieren, die von der Norm abweichen. Mir fällt auf, dass kein großer Unterschied zu den Menschen besteht.

Durch das Fenster sehe ich, wie meine Mutter zu uns hinüberkommt. Ihr geblümter Rock flattert ihr um die kräftigen Beine, und sie hat die Hände tief in die Taschen ihres Dreiviertelmantels vergraben. Meine Figur habe ich von ihr geerbt. Sie hat breite Hüften und einen ordentlichen Vorbau, ja, sie ist allgemein recht kräftig. Sie ist auch für meine Haarfarbe, meine Stimme und meine Gesichtszüge verantwortlich, dermaßen, dass mein Vater sich mehr als einmal laut gefragt hat, ob meine Mutter das Klonen nicht schon vor langer Zeit erfunden und in die Praxis umgesetzt hat.

»Hallo, Schatz, da bist du ja. Ich habe dein Auto draußen stehen sehen.« Meine Mutter bringt einen kalten Windstoß mit herein. Sie drückt die Drahttür kräftig hinter sich zu und küsst mich auf die Wangen. »Hast du schon Kaffee getrunken?« Sie wirft meinem Vater einen vorwurfsvollen Blick zu, der unermüdlich mit seiner Arbeit fortfährt, und beantwortet dann selbst ihre Frage: »Nein, natürlich nicht. Komm mit rein, hier draußen ist es kalt.«

»Hast du in der Stadt schon ein bisschen Fuß gefasst?« Ich lasse mein Päckchen Zigaretten auf dem Tisch hin- und herwippen. »Nein, noch nicht so richtig. Ich wohne ja erst seit ein paar Tagen da. Aber bestimmt wird es noch richtig nett. Alles, was man braucht, liegt direkt in der Nähe.« Ich verrate nicht, dass ich mir noch nicht die Zeit genommen habe, die Umgebung zu erkunden. Im Grunde habe ich mich in den letzten Tagen eingeschlossen und bin vor Selbstmitleid schier zerfließen. Ich wollte niemanden sehen. Erst heute Morgen hatte ich wieder Lust, das Haus zu verlassen, und bin ohne lange darüber nachzudenken zu meinen Eltern gefahren. Sehr viele andere Möglichkeiten habe ich auch nicht mehr.

»Papa und ich hätten es schöner gefunden, wenn du hier im Dorf geblieben wärst. In der Stadt kann man mit dem Auto nirgendwo parken, und mit dem Fahrrad ist es mir zu weit. Aber na ja, das habe ich dir ja schon oft gesagt.« Ich nicke nur und trinke einen Schluck von meinem

Kaffee.

»Dick hat erzählt, du hättest alle Wände rosa angestrichen.«

»Nein, nicht alle«, antworte ich matt.

Meine Mutter gibt sich Mühe, ihre Missbilligung nicht allzu deutlich durchklingen zu lassen, aber die Botschaft ist deutlich. Im Haus meiner Eltern hat sich kaum etwas verändert, seitdem ich mit John zusammengezogen war. Es sieht nur ein wenig verwohnter aus. Ursprünglich waren die Wände weiß verputzt, inzwischen sind sie vom Zigarettenrauch beigefarben, ebenso wie die Decke. Noch immer hängen dieselben Bilder an den Wänden. Die braune Ledergarnitur ist zwar neueren Datums, aber die dunklen Eichenschränke und -büfets stammen von anno dazumal.

»Hast du daran gedacht, dass sich die Wohnung mit solchen auffälligen Farben später schlechter verkaufen lässt?«, fährt sie fort.

Der kleine Perserläufer auf dem Tisch, an dem wir sitzen, kratzt an meinen nackten Unterarmen. Abwesend fahre ich mit dem Daumennagel die eckigen Muster nach, die sich schmutzig weiß in dem dunkelroten und grünen Untergrund abzeichnen. »Es ist doch nur Farbe, Mama. Die kann man einfach wieder überstreichen. Und außerdem habe ich nicht vor, so bald schon wieder umzuziehen.«

»Man kann ja nie wissen. Wann fängst du wieder an zu

arbeiten?«

»In etwa zwei Wochen.«

»Glaubst du, du schaffst es schon wieder?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Irgendwann muss es nun mal sein. Die ganze Zeit zuhause herumzusitzen ist auch nicht das Wahre.«

»Wusstest du, dass dieses Wochenende Dorffest ist? Bestimmt würden sich viele alte Bekannte freuen, dich einmal wiederzusehen.«

Was die Kaninchen für meinen Vater bedeuten, ist das Dorffest für meine Mutter. Alle Geschäfte im Zentrum öffnen das ganze Wochenende ihre Türen und stellen draußen auf die Straße Stände mit Sonderangeboten. Musikgruppen treten auf, Kinder können sich schminken lassen. Jung und Alt aus dem Dorf und der näheren und weiteren Umgebung strömen herbei. Da meine Mutter dem Organisationskomitee angehört, lasse ich mich meist wenigstens für kurze Zeit blicken. Das Dorffest gehört zu den Ereignissen, vor denen man sich gerne drückt, doch wenn man sich einmal durchgerungen hat, ist es eigentlich immer ganz nett. »Wann ist es, hast du gesagt?«

»Dieses Wochenende.«

Mir krampft sich kurz der Magen zusammen. An diesem Wochenende fliege ich nach London. Ich habe mir keine Mühe gegeben, einen Ersatz für Claudia zu suchen. Im Grunde habe ich es einfach vor mir hergeschoben und ignoriert. »Ich weiß noch nicht, ob ich kommen kann. Ich

wollte doch nach London fliegen, erinnerst du dich?»

»Hast du jemanden gefunden, der mit dir fliegt?«

»Nein, noch nicht.«

»Na ja, du musst es selber wissen. Es wäre schön gewesen, wenn du hättest kommen können. Ich hoffe übrigens, dass wir es nächste Woche schaffen, dich zu besuchen. Leider hatten wir bisher noch keine Zeit, wir haben im Moment so viel zu tun. Du weißt ja, wie das ist.«

Mein Vater kommt herein, stellt seine Clogs auf die Türmatte und dreht den Wasserhahn in der Küche auf, um sich die Hände zu waschen. Er hustelt ein paar Mal lautstark. »Ist noch Kaffee da?«

Meine Mutter steht auf, kramt in den Küchenschränken und schenkt noch eine Tasse Kaffee ein. »Ich habe gerade zu Margot gesagt, dass wir uns nächste Woche einmal anschauen wollen, wie sie sich so eingerichtet hat.«

»Dick hat erzählt, dass ihn die grellen Farben an den Wänden ganz verrückt gemacht haben.«

Normalerweise hätte ich jetzt gekichert, aber in meinem derzeitigen Zustand kann ich mir nur ein säuerliches Grinsen abringen. Dennoch kann ich mir einen Kommentar nicht verkneifen. »Ich habe beruflich jeden Tag mit Inneneinrichtung zu tun. Da sieht man einfach zu viel, glaube ich. Man stumpft ab. Ich wollte einmal etwas ganz anderes.«

»Das ist man ja von dir gewöhnt«, sagt mein Vater und

setzt sich an den Tisch. Meine Mutter stellt die Tasse Kaffee vor ihn hin und schiebt einen Plastikuntersetzer darunter. »Schon als Kind hattest du deinen eigenen Geschmack. Weißt du noch, was Margot in die Schule anziehen wollte?«

Meine Mutter nickt. »Ein goldenes Prinzessinnenkleid und Gummistiefel. Ach, wenn du wüsstest, wie oft ich dich vor dir selber schützen musste! Alle hätten dich ausgelacht, wenn ich zugelassen hätte, dass du dir selbst deine Kleidung aussuchst.«

Sie haben mich aber trotzdem ausgelacht, denke ich bei mir, egal, was ich anhatte. Aber ich spreche es nicht laut aus.

»Du hast auch viel gemalt, weißt du noch? Das machst du schon seit Jahren nicht mehr, oder?«

»Nein, ich habe keine Zeit mehr dazu.«

»Siehst du, ich habe ja immer gesagt, das gibt sich irgendwann von selbst«, sagt meine Mutter und liegt damit völlig daneben.

»Benimm dich normal, dann benimmst du dich schon verrückt genug«, pflichtet mein Vater ihr murmelnd bei.

Ich stehe auf und küsse meine Mutter auf beide Wangen, gehe um den Tisch herum und umarme meinen Vater.

»Willst du schon gehen? Ich habe noch Torte.«

»Nein, danke, tut mir leid, aber ich muss wirklich los. Ich habe es sehr eilig«, lüge ich.

»Kann ich am Samstag mit dir rechnen?«

»Vielleicht«, rufe ich, aber da stehe ich schon draußen.

Ich fliege allein. Die Erkenntnis, dass ich das wirklich tue, dass ich in wenigen Tagen in ein Flugzeug steigen werde, das mich nach London bringt, wo ich niemanden kenne und wo niemand mich kennt, versetzt mich in Aufregung. Ein positives Gefühl, das ich schon lange nicht mehr verspürt habe. Das ist gut, sage ich mir. Es ist der erste Anlauf, zu meinem alten Selbst zurückzukehren, zu derjenigen, die ich war oder die ich sein wollte, bevor ich John kennenlernte. Vielleicht will ich auch die neue Margot entdecken. Auf jeden Fall ist diese Reise etwas, das ich allein unternehmen muss.

Dick hat gestern mir gegenüber behauptet, er würde sich freuen, wenn er mitfliegen könne. Er schloss gerade den neuen Wasserhahn an mein Waschbecken an. Ich schaute ihm in die Augen und las etwas ganz anderes darin. Er hatte kein bisschen Lust mitzufliegen. Wahrscheinlich hatte er nicht einmal Zeit dazu.

Der einzige Grund, warum er es vorschlägt, ist seine Vorstellung, dass ein großer Bruder so etwas für seine labile, psychisch kranke Schwester tun müsse. Natürlich ist das lieb von ihm, aber plötzlich erwacht tief in mir die alte Rebellin. Ich bin kein Kind mehr, kein Teenager mit Pickeln und zu langen Armen, der vor der bösen Welt geschützt werden muss. Ich bin zweiunddreißig, erwachsen, ich habe eine gute Ausbildung und einen

Beruf, und wenn ich auch ein wenig zu dick bin – hässlich bin ich sicher nicht. Außerdem bin ich noch nie in Schwierigkeiten geraten, und das werde ich auch diesmal nicht. Ich stecke nur vorübergehend in einer Krise, was angesichts der Entwicklungen in letzter Zeit wohl ziemlich normal ist. Und ich habe das deutliche Gefühl, dass ich das dunkelste, tiefste Schwarz bereits hinter mir gelassen habe.

Ich werde allein fliegen. Und ich habe Lust dazu.

III

Es war nicht so sehr die Einfachheit des Mordes an sich, die mich überraschte. Es ist nicht schwer, einen Menschen umzubringen. Das hatte ich vorher bereits vermutet, aber jetzt weiß ich es. Es ist kinderleicht. Ich hatte es bis ins letzte Detail geplant und ging davon aus, dass ich, falls es den perfekten Mord gab, ihn an jenem feuchtföhlichen Abend begangen hatte. Dennoch blieb ich wachsam.

Mörder, die gefasst werden, haben dies fast immer sich selbst zuzuschreiben. Verhaftet wird, wer sich einer Schlaperei schuldig gemacht hat. Eine kleine Unachtsamkeit, ein Schnitzer im Plan oder bei der Ausführung, eine Improvisation aus einer Laune heraus.

Das Rasiermesser auf der Ablage vor dem Spiegel, das mich so stark angezogen hatte und mich mit seiner schimmernden, scharfen Schneide verführen wollte, hätte mich verraten können. Der Gebrauch eines Messers hätte zu viel über mich ausgesagt und nichts über Edith. Der

flüchtige Genuss, einer Laune nachzugeben, hätte sich gegen mich gerichtet, weil er nicht in das Bild gepasst hätte, das ich hinterlassen, das ich zeichnen wollte. Die Schnittwunden hätten ein abweichendes Puzzlesteinchen gebildet, das die Kripo schließlich auf meine Spur hätte bringen können.

Regel Nummer eins für den perfekten Mord: Sorge dafür, dass das forensische Puzzle passt. Dass alle Steinchen bereitliegen und sie sich dann, nach ein wenig Gehirngymnastik, nahtlos ineinanderfügen. Dann ist alles schön rund und eindeutig. Doch begehe nicht den Fehler, es der Kripo allzu leicht zu machen, denn auch das löst Misstrauen aus.

Nein, was mich wirklich überraschte, waren die Folgen, oder besser gesagt ihr absolutes Fehlen. Einige persönliche Gespräche bei mir zu Hause, mit Ermittlern, die mich mit müden Augen ansahen, die abgetragene Anzüge anhatten und allzu vorhersehbare Fragen auf mich abfeuerten. Routinemäßig.

Ich beantwortete brav ihre Fragen, mit matter Stimme und unter wiederholtem Augenreiben. Ja, Edith habe ab und zu über das Sterben geredet. Auch die Frage, ob das häufig vorgekommen sei, beantwortete ich mit ja. Doch natürlich verschwieg ich den Ermittlern die nackte Wahrheit, die nur wenige Leute aus ihrem Umfeld kannten: Für Edith waren solche Gespräche rein analytisch gewesen, sie abstrahierte gern. Für

Außenstehende jedoch konnten ihre Aussagen leicht als Andeutungen für verborgene suizidale Tendenzen gedeutet werden.

Ich machte ein trauriges Gesicht. Meine Augen waren rot und geschwollen, meine Haare ungekämmt. Viel Mühe kostete mich das nicht. Ich fühlte mich tatsächlich traurig. Ich hatte Edith gemocht, und jetzt war sie tot. Selbstmord. Wie furchtbar, dass ich es nicht geahnt hatte, dass ich nicht aufmerksamer darauf geachtet hatte. Dann hätte ich vielleicht etwas tun können, um es zu verhindern, dann würde sie jetzt noch leben.

Ich spielte meine Trauer gut und kam mit an Unwahrscheinlichkeit grenzender Leichtigkeit damit durch.

Weil alles an dem Bild stimmte.

4

Ich sitze am Fenster und schaue nach draußen, wo im strömenden Regen vollgeladene Karren über den Asphalt hin-und herfahren, mit Gepäck, das in den Bauch der Maschine geladen wird. Weiter hinten rollen Flugzeuge zu ihren Startbahnen. Es ist dunkel draußen; durch die graue Wolkendecke dringt kaum Sonnenlicht. Den ganzen Weg bis zum Rotterdamer Flughafen habe ich mit eingeschalteten Scheinwerfern zurückgelegt. In diesem Jahr ist uns der Oktober nicht besonders freundlich gesonnen.

Ich ziehe eine Zeitschrift aus dem Netz an der Sitzlehne

vor mir und blättere sie gedankenverloren durch, ohne den englischen Text richtig zu verstehen. Es muss an die sechs Jahre her sein, dass ich zuletzt in einem Flugzeug gesessen habe. Ich bin mit John zusammen übers Wochenende nach Barcelona geflogen. Damals fand ich es noch schön. Wir waren ganz vertraut miteinander, und es war noch nichts von der Entfremdung zu spüren, die die letzten Jahre unserer Beziehung so überschattet hat.

Ich blicke von der Zeitschrift auf. Die Plätze neben und vor mir sind noch frei. Ich hätte nichts dagegen, wenn der Sitz neben mir während des Fluges unbesetzt bliebe, aber das wird mir wohl nicht vergönnt sein. Immer mehr Reisende strömen herein, die Bordkarten in der Hand, auf der Suche nach ihrem Platz.

Das Dorffest findet morgen statt, und ich werde nicht dabei sein. Das wusste ich schon, als meine Mutter es zur Sprache brachte. Selbst wenn ich nicht nach England geflogen wäre, hätte ich mir eine Ausrede einfallen lassen. Die Trennung von John ist noch zu frisch. Ich habe keine Lust, neugierige Dorfbewohner mit saftigem Klatsch zu bedienen. Wetten, dass alle sowieso genau wissen, was los ist? Sie würden es nur noch einmal aus meinem Munde hören wollen. Doch ich habe nicht den geringsten Bedarf an mitleidigen Blicken und unaufrichtigem Bedauern. Daher habe ich Dick kurz vor der Abreise angerufen und Bescheid gesagt, dass ich doch nach London fliege. Schließlich sei das Ticket bereits bezahlt,

das Hotel gebucht, und außerdem müsse ich mich daran gewöhnen, jetzt und in Zukunft allein verreisen zu müssen. Seiner Reaktion entnahm ich, dass er erleichtert war. Er erklärte sich bereit, unsere Eltern zu benachrichtigen.

Dieses Telefonat war ausgesprochen feige von mir gewesen. Ich hätte sie selbst anrufen können, anrufen müssen vielleicht, aber ich konnte mich nicht dazu durchringen. Ich liebe die beiden, aber wir sind zu verschieden – sind es seit jeher gewesen. Dick ist ihr Wunschsohn. Er wohnt drei Straßen weiter, seine Frau Anne kommt mindestens zweimal die Woche mit den Kindern zum Kaffeetrinken. Ich dagegen habe meine Eltern in den letzten Monaten vernachlässigt, weil ich sie nicht mit meiner Wut konfrontieren wollte und ich außerdem wenig Lust hatte, ihnen die ganze Wahrheit zu erzählen.

Sie meinen es gut, das ist mir durchaus bewusst, aber ihre skeptischen Bemerkungen haben für mich oft etwas Verletzendes. Ich hingegen würde es mir niemals erlauben, ihre Lebensweise zu kritisieren. Dabei juckt es mir in den Fingern, wenn ich ihre Inneneinrichtung sehe: Mit ein paar Eimern Farbe und ein wenig Stoff vom Markt könnte man das Haus in ein moderneres, viel geräumiger und freundlicher wirkendes Heim verwandeln. Aber ich wage es ihnen nicht einmal anzubieten, aus Angst, sie vor den Kopf zu stoßen. Man soll die Leute so lassen, wie sie sind, heißt es. Sie finden eben schön, was

in meinen Kreisen als »miefiger Dorfschick« abgetan wird. Aber warum, so frage ich mich, lassen sie mich nicht so sein, wie ich bin? *Benimm dich normal, dann benimmst du dich schon verrückt genug* - ich weiß nicht, wie oft ich diesen demütigenden Spruch schon aus dem Mund meines Vaters gehört habe. Meine Mutter ist weniger drastisch in ihrer Kritik, aber meine naiven Gemälde hat sie nie gemocht, und bis heute glaubt sie, mich vor meinem Kleidungsgeschmack »beschützt« zu haben.

Vom Wesen her habe ich mich im Prinzip kein bisschen verändert. Ich lasse noch immer meinem inneren Drang freien Lauf, Gefühle in etwas Greifbares umzusetzen – nur habe ich während der Jahre eine Möglichkeit gefunden, es so zu tun, dass mir das auch zugutekommt, nämlich im Rahmen eines ordentlichen, respektablen Berufs.

Dennoch: Wenn ich einen leeren Saal betrete, in dem beispielsweise ein Restaurant oder eine Ausstellung geplant ist, sehe ich in Gedanken überall Farben. Ich brauche nichts dafür zu tun, die Ideen kommen einfach von selbst. Ein leerer Raum bietet so viele Möglichkeiten! Manchmal gelingt es mir, einen Kunden davon zu überzeugen und von meinen vorsichtig geäußerten Vorschlägen zu begeistern, zum Beispiel Stühle mit Tigermuster in Kombination mit knallroten Wänden zu wählen. Doch leider nicht sehr oft. Der durchschnittliche Kunde will sich nicht die Finger verbrennen und geht auf Nummer sicher. Genau wie meine Eltern und praktisch

alle anderen, die ich kenne, John an erster Stelle. Ich sehe sein Gesicht noch vor mir, als er eines Tages von der Arbeit nach Hause kam und ich ihn in unser neues, apfelgrünes Schlafzimmer führte. Ich hatte meinen ganzen freien Tag mit Streichen verbracht und wollte ihn überraschen. Mit seiner schockierten, fast wütenden Reaktion gab er mir deutlich zu verstehen, dass ich wohl nicht ganz richtig im Kopf sei, so etwas Idiotisches ohne seine Zustimmung zu tun. Wie konnte ich mit diesem ordinären Grün eine Mustertapete überstreichen? Doch das war noch gar nichts gegen sein Entsetzen über meine Ankündigung, mir Dreadlocks drehen oder ein Tattoo am unteren Rücken stechen zu lassen. »Dann such dir auch gleich einen anderen Freund«, erwiderte er eiskalt. »Ich lege mich nicht neben eine Frau mit Arschgeweih und Kunsthaaren ins Bett.« Und er sagte noch viel mehr als das.

Im Nachhinein begriff ich, dass ich ihn noch am selben Tag hätte verlassen müssen. Doch ich blieb, und in den kommenden Jahren unterdrückte ich die unerwünschten Seiten in mir, so gut ich konnte. Deckel drauf, abgeschlossen. Bis er mich aufs Abstellgleis schob.

Inzwischen frage ich mich, ob das wirklich so schlimm ist. Monatelang habe ich mich gequält, habe die Wände angeschrien, mich in den Schlaf geweint und mich wie weggeworfen gefühlt, hässlich, dick, ja sogar lächerlich. Doch jetzt bin ich unterwegs nach London. Allein.

Vielleicht ist der Bruch mit John sogar die Gelegenheit, um mein Leben in eine Richtung zu lenken, die besser zu mir passt. Ich könnte mich umschulen lassen zur Stylistin, Dekorateurin oder Innenarchitektin – irgend so etwas. Warum nicht?

Etwas in meinem Bauch flattert, kapriolt und kichert, und ein Lächeln erscheint auf meinem Gesicht. Das erste an diesem Tag. Siehst du wohl, Margot, du bist noch nicht lange unterwegs, und schon erscheint dir deine Zukunft nicht mehr pechschwarz, sondern knallrot, fuchsiafarben und grellgelb.

Unversehens hat sich das Flugzeug gefüllt. Zwei Männer haben sich neben mich gesetzt. Ich betrachte sie flüchtig und gebe dann wieder vor, in meine Zeitschrift vertieft zu sein. Kontakte zu knüpfen, vor allem zu Männern, fällt mir immer noch schwer. Denn wenn ich von mir aus eine Unterhaltung anfangen möchte, befürchte ich, wie ein naives Plappermaul zu wirken. Und so, wie ich mich im Moment fühle, würde schon die geringste Zurückweisung reichen, um mich wieder in den Brunnen zu stoßen, in dem ich monatelang wassertretend herumgezappelt hatte. Doch wenn ich weiterhin so stur vor mich hinstarre, erwarten mich garantiert ein paar einsame Tage. Und das will ich ganz sicher nicht. Dieses Wochenende muss etwas Besonderes werden. Ich möchte gerne nette, neue Leute kennenlernen. Neue Energie tanken.

Mein direkter Nebenmann hat rötliches Haar, trägt einen

dunkelblauen Anzug mit weißem Hemd, und ich schätze ihn auf um die fünfzig. Er liest eine niederländische Zeitung und wirkt geistesabwesend. Durch seinen breiten Körperbau nimmt er so viel Platz ein, dass ich meinen linken Ellenbogen dicht an den Körper pressen muss, um ihn nicht zu berühren. Ich lege meine Hände auf die Zeitschrift auf meinem Schoß und lehne mich leicht nach rechts.

Als die Stewardess vorbeikommt und mit professionellem Lächeln kontrolliert, ob alle Passagiere angeschnallt sind, wobei sie hier und da noch eine Gepäckklappe schließt, schaue ich noch einmal zur Seite.

Der andere Mann, der am Gang sitzt, ist deutlich größer, schlanker und jünger als mein direkter Nachbar. Er trägt eine Jeans und einen schwarzen Rollkragenpullover. Ein Teil seines Gesichts wird von einem gewellten dunklen Schopf bedeckt. Er beschäftigt sich intensiv mit seinem Handy.

Die Stewardess legt eine Hand auf die Rückenlehne seines Sitzes und bittet ihn, sein Handy auszuschalten. Er tut so, als hörte er sie nicht, schaut nicht einmal auf, aber eine Sekunde später sehe ich, wie er das Handy zuschiebt und es wegsteckt. Mir fallen seine schlanken Hände auf, kräftig, ein bisschen knochig, mit schwarzen Härchen auf den Fingern.

Das Flugzeug setzt sich in Bewegung und rollt in Richtung Startbahn. Ich schaue unentwegt hinaus, nach den kleinen

Lichtern links und rechts, nach der Betriebsamkeit des Flughafens, der sich langsam, aber sicher immer weiter von uns entfernt.

Keine fünf Minuten später verlieren die Räder den Kontakt zum Rotterdamer Boden, und das Flugzeug nimmt Kurs in westliche Richtung.

5

Er starrt mich an. Der Mann mit den dunklen Haaren, der am Gang sitzt. Ich habe etwa zwanzig Minuten lang immer wieder in seine Richtung geschaut, weil ich neugierig bin auf das Gesicht, das zu den schönen Händen gehört, und jedes Mal sind sich unsere Blicke begegnet. Ich fühle mich unbehaglich, weil er immer nur guckt, aber nichts sagt. Zwar ist es kein dreistes Starren, eher guckt er etwas verschlossen, als sei er kurz davor, mich anzusprechen, überlege es sich aber jedes Mal anders. Nein, stärker noch: Für einen kurzen Augenblick macht der Blick auf mich einen vertrauten Eindruck, als würden wir uns bereits seit Jahren kennen und als wäre nur durch einen Fehler der Stewardess beim Einchecken jemand zwischen uns gesetzt worden. Ein Puffer, verkörpert von dem rothaarigen Mann im Geschäftsanzug, der inzwischen eingeschlafen ist, das Kinn auf der Brust. Das *NRC Handelsblad*, in dem er soeben noch geblättert hat, liegt nachlässig zusammengefasst auf seinem Schoß und droht jeden Moment hinunterzurutschen.

Ich fühle mich unsicher unter den Blicken des fremden

Mannes, wende das Gesicht ab und schaue hinaus. Graue Wolken.

»Du hast so etwas ...«, höre ich neben mir. Eine angenehme Stimme, aus der ich einen leichten Brabanter Dialekt herauszuhören glaube.

Ich drehe mich wieder um, um mich zu vergewissern, dass er es gewesen ist, der das gesagt hat, und nicht mein schlafender Nachbar. Nein, kein Zweifel. Ich ringe mir ein flüchtiges Lächeln ab und warte, was als Nächstes kommt.

Er schüttelt den Kopf. Lachfältchen um die Augen. Schaut dann wieder geradeaus.

In meiner Verwirrung denke ich, ich wüsste, was er meinte. Sofort verdüstert sich meine Stimmung. Reaktionen dieser Art ernte ich ständig von Fremden.

Ich habe verschiedenfarbige Augen. Das eine ist blau, das andere braun. Es gibt eine wissenschaftliche Bezeichnung dafür: *Heterochromia iridium*. Viele Menschen mit dieser Abweichung sind zusätzlich auf einem Ohr taub, andere verdanken die unterschiedlichen Farben einem Unfall. Der bekannteste Vertreter letzterer Gruppe ist David Bowie. Doch das ist bei mir nicht der Fall. Ich bin so geboren, und meinem Gehör fehlt nichts. Wäre ich ein Kaninchen gewesen, hätte mein Vater mich als Stammutter einer neuen Rasse eingesetzt, dessen stolzer erster Züchter er gewesen wäre, oder aber ich wäre im Schmortopf geendet, weil ich nicht der Norm

entsprach. Das war mir mehr als einmal durch den Kopf gegangen, wenn ich meinen Vater im Schuppen die Jungtiere selektieren sah. Aber ich war kein Kaninchen. Ich war ein Mensch, ein kleines Kind, ihr kleines Kind, daher fanden meine Eltern mich wunderbar, so wie ich war – wie konnten sie anders? In der Schule und in der Nachbarschaft teilte man nicht immer die Meinung meiner Eltern. Manche Kinder, ja, sogar Erwachsene, starrten mich unverwandt an, sodass es teilweise schon an Unverschämtheit grenzte. Manche meinten, mein blaues Auge wäre aus Glas. Sie konnten nicht glauben, dass jemand von Natur aus zwei verschiedenfarbige Augen haben konnte. Mehr als einmal wurde ich als Hexe oder Marsmännchen beschimpft. Später, in meiner Teenagerzeit, kamen gefärbte Kontaktlinsen in Mode, und man erklärte sich den Farbunterschied damit. In diesem Fall hielt man mein braunes Auge für unecht. In Wirklichkeit benutzte ich häufig eine braune Linse für mein blaues Auge, um den Unterschied zu verbergen. Irgendwann wird man müde, immer wieder Wildfremden dieselbe Geschichte zu erzählen. Wenn man von der Norm abweicht, gibt es nur zwei Möglichkeiten: Die Leute finden einen attraktiv oder abstoßend. Die Show oder der Schmortopf.

Ich kann nicht einschätzen, zu welcher Kategorie von Leuten der Mann gehört und in welche Gruppe er mich eingeteilt hat. Er schaut starr geradeaus. Wie unhöflich!

Jemanden lange Zeit anzustieren, schließlich anzusprechen und dann einfach zu ignorieren, das ist doch keine Art! Sein Verhalten versetzt mir einen Stich, vielleicht weil ich von allen Leuten, die hier um mich herum sitzen, ausgerechnet mit ihm gerne ein Gespräch angefangen hätte. Er sieht außergewöhnlich aus, wie ein Mensch mit einer Geschichte. Nicht unwerfend attraktiv, sondern eher interessant mit seinem dunklen, in nachlässigen Stufen geschnittenen Haar, das ihm fast bis auf die Schultern fällt und seine scharfen Gesichtszüge teilweise verbirgt.

Wieder wendet er sich mir zu. Ich beschließe, zurückzustarren, und hebe leicht defensiv das Kinn.

»Ich finde das immer wieder schwierig«, sagt er schließlich, so leise, dass seine Stimme kaum die Hintergrundgeräusche der Motoren und das Gequengel eines Babys weiter hinten im Flugzeug übertönt.

»Was denn?« Vielleicht klingt meine Frage ein klein wenig zu abweisend, ein bisschen zu laut, aber in dieser Situation ist es mir egal. Wenn er es wagt, auch nur eine dumme Bemerkung zu machen, werde ich ihm haargenau sagen, was ich davon halte. Dann bekommt er die volle Breitseite ab. Das habe ich zweiunddreißig Jahre lang geübt.

Er schweigt und schaut in eine andere Richtung. Hat er mich nicht gehört? Ich fühle mich äußerst unbehaglich, lege die Hände in den Schoß und fange an, an meiner

Nagelhaut herumzuknibbeln.

»Viele Frauen denken gleich, dass etwas dahintersteckt, wenn ich sie darauf anspreche.«

Ich wende mich wieder ihm zu. »Was wollten Sie mich denn fragen?«

Er winkt ab. »Ach, nichts. Vergessen Sie's.«

Auf keinen Fall! »Was wollten Sie sagen?«

»Versprechen Sie mir, dass Sie nicht böse werden.« Er zieht einen Mundwinkel hoch. Meine Reaktion amüsiert ihn lediglich, und das macht mich wütend. »Sie haben so ein offenes Gesicht. Schöne Augen, groß, strahlend. Aber zugleich wirken Sie auch verschlossen. Verstehen Sie? Als sei etwas geschehen, das so einschneidend und schmerzhaft war, dass Sie sich danach vor Ihrer Umwelt abgeschottet haben. Sie heucheln Desinteresse, weil Sie Angst haben, wieder verletzt zu werden. Und Sie tun das so perfekt, dass nur wenige Leute sehen, wie schön Sie eigentlich sind.«

Ich starre ihn atemlos an. Er hat nichts über meine Augen gesagt, jedenfalls nichts über ihre Farbe. Darüber hat er einfach hinweggesehen. Einfach so.

»Ich mache so etwas beruflich«, beantwortet er meine unausgesprochene Frage.

»Sind Sie vielleicht Psychiater?«, bringe ich hervor.

Er grinst, löst seinen Gurt und geht, ohne noch ein Wort zu sagen, den Gang entlang nach hinten.

Ich lege ebenfalls umständlich den Gurt ab, drehe mich

auf meinem Sitz um und schaue ihm nach. Er ist wirklich groß, sicher einen Meter fünfundachtzig. Seine Frisur wirkt auf den ersten Blick nachlässig, doch es ist die Art Nachlässigkeit, wie man sie in Modemagazinen sieht. Das Gleiche gilt für seine Kleidung. Dennoch macht er auf mich nicht den Eindruck eines bornierten Typen, eines Reiche-Leute-Söhnchens. Er besitzt etwas Wildes; seine Blicke und seine Art, sich zu bewegen, erinnern mich eher an einen Straßenkämpfer als an einen Psychologen, Rechtsanwalt oder Arzt.

Erschrocken von meiner eigenen Reaktion ziehe ich die Zeitschrift wieder aus dem Fach vor mir und fange an, darin herumzublättern. Doch die Fotos und Texte können meine Aufmerksamkeit nicht fesseln. Unwillkürlich wandert mein Blick nach draußen, wo alles unverändert kalt und grau aussieht. Für dasselbe Geld hätte ich nach Barcelona oder Malaga fliegen können. Dort hätten mich jedenfalls die Sonne und blauer Himmel erwartet. Es war Claudias Idee gewesen, nach London zu fliegen. Sie liebt diese Stadt, und ich war sofort einverstanden, denn ich war noch nie da gewesen. Ein kurzer Stich des Bedauerns durchfährt mich.

Irre ich mich, oder geht die Maschine bereits in den Sinkflug? Die Wolken huschen wie Nebelfetzen an den Fenstern vorbei, und ab und zu entdecke ich ein graues Meer mit weißen Schaumkronen. Ich drücke meine Schläfe gegen das Plastikfenster und senke den Kopf. Ja,

da hinten, Land! Wir sind fast da.

»Wollen Sie jemanden besuchen?«

Ich blicke auf. Mein Gesprächspartner sitzt wieder auf seinem Platz. Jetzt werden auch die Leuchtzeichen eingeschaltet, und die Passagiere schnallen sich wieder an. Aus den Lautsprechern dringen krächzende, unverständliche Wortfetzen des Kapitäns.

Ich schnalle mich an und schüttele den Kopf. »Nein, ich mache Urlaub. Nur übers Wochenende. Shoppen, ausgehen«, füge ich hinzu.

»Allein?«

»Ja. Allein.«

»Sind Sie schon öfter in London gewesen?«

»Nein, noch nie.«

Er zieht die Augenbrauen hoch. Schöne, dünne, leicht eckige Brauen, die sich über einem dunklen Augenpaar wölben. »Sie fliegen also nach London, um auszugehen, aber Sie sind noch nie da gewesen und kennen niemanden?« Er klingt besorgt, als hätte ich gerade erklärt, ich wolle im Bikini nach Afghanistan reisen.

»Genau.« Seine Einstellung ärgert mich. Ein völlig unbekannter Mann meines Alters, der sich wie mein Vater aufspielt. Was geht ihn das an?

»In welchem Hotel wohnen Sie? In welchem Stadtteil?« Ich zucke die Achseln. Claudia und ich haben das kleine Hotel über das Internet gebucht. Es war eines der wenigen bezahlbaren, die wir finden konnten, zwei Sterne

oder weniger glaube ich. Wir wollten dort ja sowieso nur übernachten. Der Website zufolge liegt es mitten im belebten Zentrum, und man kann von dort aus zahlreiche Geschäfte, Pubs, Discos und Restaurants zu Fuß erreichen. Wer braucht in dem Fall schon ein Superhotel mit Internetanschluss und Zimmerservice? Der Name des Hotels ist mir entfallen, und ich weiß auch nicht mehr, wo es liegt. Ich habe vor, das herauszufinden, sobald ich angekommen bin. Das Londoner U-Bahn-Netz scheint das gesamte Zentrum zu verbinden, also worüber soll ich mir Sorgen machen? So schwer kann es doch wohl nicht sein, an meinen Bestimmungsort zu gelangen.

»Ich komme nicht auf den Namen«, sage ich schließlich.

»Auf jeden Fall liegt es in der Innenstadt.«

»Haben Sie es über eine Reisegesellschaft gebucht?«

»Nein. Warum?« Wieder liegt dieser defensive Ton in meiner Stimme. Warum verteidige ich einem Unbekannten gegenüber die Wahl, die ich getroffen hatte?

Er wendet den Blick ab und scheint in Gedanken versunken.

Der Mann zwischen uns schreckt aus seinem Schlaf auf, blickt sich verstört um, greift nach der Zeitung, legt besitzergreifend seine rötlich behaarte Hand darauf und schließt die Augen wieder.

Mein Gesprächspartner beugt sich nach vorn und wühlt in dem schwarzen Rucksack herum, den er während der ganzen Reise zwischen die Knie geklemmt festgehalten

hat. Er zieht eine Broschüre heraus, reißt ein Stück Papier ab und kritzelt etwas darauf. Dann steckt er es mir zu. »Hier, meine Handynummer. Ich halte mich in den nächsten vier, fünf Tagen in London auf. Wenn irgendetwas sein sollte oder falls du Gesellschaft wünschst, ganz egal, dann kannst du mich anrufen. Nein, du musst mich einfach anrufen.« Er grinst breit. »Ich bin ein sehr guter Reiseführer. Und ich beiße nicht.«

Ich starre ihn erstaunt an, greife aber automatisch nach dem Stück Papier, das er mir hinhält, und stecke es in meine Hosentasche.

6

Ich habe vergessen, ihn nach seinem Namen zu fragen. Das ist das Erste, woran ich denke, als ich ihn weggehen sehe, mit seinen langen Beinen, den Rucksack achtlos über die Schulter geworfen. Alle meine Mitreisenden wissen, wohin sie gehen, oder sie erwecken zumindest den Eindruck, dass sie es wissen. Sie werden von Leuten erwartet, die Schilder mit ihrem Namen hochhalten, oder sie gehen zielstrebig durch die Glasschiebetüren hinaus.

Mitten in der Halle steht eine Säule, die in Leuchtbuchstaben Informationen über den Nahverkehr preisgibt; Informationen, die für jemanden, der sich hier auskennt, sicher sehr nützlich sind, doch mir sagen die Namen der Zielorte nichts. Außen an der Säule sind Halter mit Informationsbroschüren, Stadtplänen und Übersichtsblättern des U-Bahn-Netzes angebracht. Ich

ziehe sie heraus und setze mich damit auf eine Bank, meinen Rucksack neben mir. Aus der Außentasche hole ich die Buchungsbestätigung, die mir per E-Mail zugeschickt wurde. Sie enthält zwar eine grobe Wegbeschreibung, doch ich kann nicht viel damit anfangen. Jedenfalls muss das Hotel irgendwo in oder in der Nähe von Soho liegen. Dieser Name sagt mir durchaus etwas. Ich glaube, es könnte das chinesische Viertel sein, bin mir aber nicht ganz sicher.

Die grünen, blauen, roten, rosa, braunen und grauen Linien, mit denen die Fahrstrecken der Londoner Metro angegeben werden, tanzen vor meinen Augen. Oxford Circus, City Line, Camden Town, Marylebone ... Doch keine der Metrolinien führt bis zum Flughafen. Wenn ich es richtig verstehe, muss ich mit dem Zug bis zur nächsten Metrohaltestelle namens Canning Town fahren. Dort muss ich in eine U-Bahn umsteigen, die mich bis zum Hotel bringt. Die graue Linie – Jubilee Line – führt von da aus nach Norden und Süden. Ich kann in Canning Town aber auch sitzen bleiben und weiterfahren bis nach Tower Hill. Das hört sich doch sehr nach der Londoner Innenstadt an.

Ich halte den vereinfachten kleinen Stadtplan daneben, um auszuknobeln, wo genau ich hinmuss. Keine Ahnung! Natürlich habe ich eine ungefähre Vorstellung, und ich könnte auch nach dem Weg fragen, aber selbst dann noch müsste ich ein paar Mal umsteigen. Es gibt Haltestellen,

an denen sechs U-Bahn-Linien zusammentreffen. Mir wird schwindelig. Plötzlich beschleicht mich das Gefühl, dass die Londoner Metro vielleicht kein allzu sicherer Ort für eine allein reisende Frau sein könnte, die ganz offensichtlich den Weg nicht kennt. Gebe ich nicht ein leichtes Opfer für Taschendiebe ab, wenn ich so mit Touristenbroschüren in der Hand herumlaufe, auf Schilder starre und nach Ein- und Ausgängen suche?

Durch die Glasschiebetüren sehe ich schwarze, altmodische Taxen an- und abfahren. Vielleicht sollte ich es mir am ersten Tag nicht allzu schwer machen. Die Metro kann ich am Nachmittag noch in aller Ruhe erkunden, nachdem ich mich geduscht und etwas gegessen und getrunken habe. Der City Airport liegt ganz in der Nähe des Zentrums, also kann es schon nicht die Welt kosten.

Ich suche meine Siebensachen zusammen, stehe auf und verlasse das Flughafengebäude durch die Glasschiebetüren. Ein Stück weiter, links vor dem Gebäude, liegt der Taxistand. Die Taxen mit den hohen Dächern wirken auffallend altmodisch, sodass sie den Eindruck vermitteln, aus den zwanziger oder dreißiger Jahren zu stammen. Der Chauffeur im ersten Wagen sieht freundlich aus – ein älterer Mann mit grauen Haaren und einem Strickpullover mit V-Ausschnitt über seinem karierten Hemd.

Ich beuge mich nach vorn zu seinem geöffneten Fenster,

lese den Namen meines Hotels vor und frage, was die Fahrt dorthin kosten würde. Mit gerunzelter Stirn schaut der Fahrer das Blatt an und schätzt, dass ich mit ungefähr zwanzig Pfund rechnen muss.

Zu Hause habe ich zweihundertfünfzig Pfund von der Bank abgehoben – mein Budget für die kommenden Tage. Der Taxitarif reißt gleich ein großes Loch hinein, aber die Alternative finde ich immer weniger verlockend, vor allem, weil es inzwischen angefangen hat zu regnen. Ich setze mich auf die Lederbank im Fond. Durch den großen Abstand zum Vordersitz, den flachen Boden und die vielen Broschüren und Flugblätter auf der Mittelkonsole fühle ich mich fast wie in einem kleinen Stadtbus. Und genauso klingt das Taxi auch, als es auf die Straße abbiegt.

Der Regen prasselt gegen die Windschutzscheibe und auf das Dach und zieht diagonale Streifen über das Glas, die die Sicht trüben. Die Arme auf den Rucksack gelegt, betrachte ich die Gebäude in Braun, Beige und Grau, an denen wir in hoher Geschwindigkeit vorbeifahren. Es ist unglaublich viel los. Überall Passanten, Roller, Autos, Motorräder. Hier und da wird der Verkehr von Lieferwagen aufgehalten, die Bestellungen zu Geschäften und Restaurants bringen. Jeweils eines von drei, vier Autos im Zentrum ist eine exakte Kopie meines Vorkriegstaxis. Manche sind nicht schwarz, sondern gelb oder knallrot lackiert und mit Reklame beklebt. Es ist eine

andere Welt als die, die ich heute Vormittag hinter mir gelassen habe.

In der Ferne erhasche ich einen Blick auf eine mittelalterliche Festung oder Burg. Ich würde den Fahrer am liebsten fragen, was für ein Gebäude das ist, denn es muss eine Touristenattraktion sein, aber eine dicke Scheibe trennt mich von ihm, und er sitzt sicher anderthalb Meter von mir entfernt. Ich versuche, im Rückspiegel seinen Blick auf mich zu ziehen, doch er schaut mich nicht an. Er ist wohl nicht der redselige Typ, der Touristen bereitwillig etwas über seine Stadt erzählt. Ich pule am Reißverschluss meiner Jacke herum und schaue auf den schwarzen Boden des Autos. Ich will es mir nicht eingestehen, aber ich fühle mich einsam ohne jemanden an meiner Seite. Es ist niemand da, mit dem ich reden oder lachen oder einen einvernehmlichen Blick wechseln oder mich beratschlagen könnte – nicht einmal jemand, über den ich mich ärgern könnte. Allein zu reisen ist lange nicht so angenehm, wie ich es mir erhofft hatte.

IV

Edith erwies sich als sensibel, obwohl sie das keineswegs nach außen hin ausstrahlte. Die meisten Leute, sogar Freunde, die sie gut kannten oder zu kennen meinten, beschrieben sie als »stark«. Dieses Wort fiel daher auch häufig in den Trauerreden anlässlich ihrer Einäscherung.

Eine starke Frau. Dennoch war sie genauso sterblich wie alle anderen auch. Zerbrechlich.

Jeder hat einen Schwachpunkt. Die meisten sogar mehr als einen. Wenn man sich die Zeit nimmt, danach zu suchen, und man ein gutes Auge für soziale Beziehungen hat, wenn man lauscht, hinschaut und sich öffnet, findet man sie.

Bei Edith war es ihre Eitelkeit. Weil sie so schön sein wollte, konnte sie sich keine schlaflosen Nächte erlauben, und daher nahm sie Schlafmittel. Hinzu kamen ihre undifferenzierten Aussagen, diese abstrakte, theoretische und distanzierte Haltung, die sie vorschützte und bei allen möglichen Themen einnahm, egal wie tiefgründig. Edith fiel es leicht, sich von ihren eigenen Gefühlen und Meinungen zu lösen, sie genoss vornehmlich die Debatte an sich. Wenn sich bei einer Diskussion jemand gegen die Todesstrafe aussprach, konnte man sicher sein, dass sie eherne Argumente dafür ins Feld führte, diese wieder einzuführen. In solchen Dingen war sie stark. Sie schürte das Feuer und hielt ihren Gesprächspartnern einen Spiegel vor, in dem sie selten Schmeichelhaftes sahen. Dadurch gelang es ihr häufig, ihnen ein unbehagliches Gefühl zu vermitteln. Dies schätzte ich an ihr. Darin bestand ihre Kraft, dazu hatte sie zweifellos großes Talent, und zugleich war es ihre zweite Schwäche.

Mir ist aufgefallen, dass die wenigsten Menschen auf die grundlegende Bedeutung von Wörtern achten. Es gibt nur wenige, die die Stille hinter dem Schrei erkennen, das leise Weinen, das sich hinter markigen Sprüchen verbirgt.

Sie hören nur die Wörter, die Sätze. Obwohl es so viel mehr wahrzunehmen gibt! Die Leute sind viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um andere zu bemerken, sie wirklich zu sehen und zu ergründen.

Sie kennen oft nicht einmal sich selbst.

7

Mein »gemütliches Hotel viktorianischen Stils mitten im pulsierenden Zentrum Londons« versteckt sich in einer engen, dunklen Gasse und sieht von außen wie eine heruntergekommene Pension aus. Was natürlich am schlechten Wetter liegen kann. Über der Stadt haben sich schwarze Wolken zusammengeballt, die der ganzen Umgebung eine düstere Atmosphäre verleihen.

Ich werfe meine brennende Zigarette weg und drücke mit der flachen Hand gegen die dicke Holztür. Sie gibt nicht nach. Erst als ich mich mit der Schulter dagegenwerfe, lässt sie sich widerstrebend öffnen.

Im Inneren muss ich mich erst einmal an das Halbdunkel gewöhnen. Durch die Glasscheibe in der Tür fällt kaum Tageslicht herein. Ich stehe in einer kleinen Diele mit verschlissenen rotem Teppichboden. Es ist still hier, und es riecht stark nach Staub und Schimmel. Die Diele mündet in einer schmalen Treppe, die mit demselben Teppichboden ausgelegt ist. In der linken Ecke des Foyers entdecke ich einen kleinen Empfang, der aus Brettern zusammengezimmert und von außen mit marmorierter Selbstklebefolie verziert ist, die sich an den

Rändern ablöst. Hinter dem Schalter ist niemand zu sehen.

Ungläubig blicke ich mich um. Was ich hier vorfinde, stimmt keineswegs mit den Bildern auf der Internetseite überein. Oder doch? Rechts von mir steht ein kleiner Sessel neben einem Marmor-Bistrotisch. Darüber hängt ein Porträt. Diese Anordnung kommt mir – vage – bekannt vor. Sie ähnelt einem der winzigen Fotos, die zu der schmeichelnden Beschreibung im Internet gehörten. Das Gemälde erweist sich als Druck, und irgendjemand hat der Dame aus dem neunzehnten Jahrhundert einen Schnurrbart angemalt. Auf dem Tischchen steht ein übervoller Aschenbecher. Daneben liegen eine Coladose und ein Plastikbecher, in dem einmal Kaffee war. Der Sessel ist fast vollständig unter einem alten Faxgerät und einem Stapel Mappen verborgen, die sich auf der Sitzfläche türmen.

Als ich aufblicke, sehe ich eine verzerrte Witzfigurenversion meiner selbst an der niedrigen Decke widergespiegelt. Spiegelfliesen aus Plastik, so weit durchgebogen, dass man befürchten muss, die Dinger könnten jeden Moment aus ihren schmutzigen Messingrahmen fallen.

Wider besseres Wissen ziehe ich meinen Ausdruck hervor und lese noch einmal die Adresse und den Hotelnamen, aber die Angaben haben sich nicht wie von Zauberhand verwandelt. Ich hole tief Luft und schließe

kurz die Augen. Ich versuche, mir Mut zu machen, indem ich mir einrede, das Zimmer sei vielleicht ganz nett. Doch wirklich glauben kann ich es nicht.

Besorgt wende ich mich dem Empfangsschalter zu. Ein Block liegt darauf, auf den in einer mir unbekannten Sprache verschiedene Notizen gekritzelt sind. Es sieht wie Polnisch oder Tschechisch aus, jedenfalls irgendeine slawische Sprache mit vielen Cs und Zs darin. Ich räuspere mich vernehmlich. Hat mich denn niemand hereinkommen hören? Ist überhaupt jemand hier?

Neben der Treppe schwingt im Halbdunkel eine Tür auf, die mir vorher nicht aufgefallen ist, weil sie durchgängig mit derselben braungrünen Tapete beklebt ist wie die Wände. Nach dem Tapezieren hat irgendjemand mit einem großen Messer einen Rahmen hineingeschnitten, damit man die Tür öffnen und schließen kann, ohne die Tapete abzureißen.

Ein großer, dicker Mann mit kurzen blonden Haaren und dicht beieinanderstehenden Augen in einem breiten Gesicht kommt heraus. Seine Haut ist mit Pickeln und Narben übersät, und sein Polohemd hat Flecken. In der Hand – drei tätowierte Punkte zwischen Daumen und Zeigefinger – hält er eine Zigarette. Hinter der geöffneten Tür sieht man ein Wohnzimmer mit einer schmutzigen Couch und einem Fernseher, der auf den Sportkanal eingestellt ist.

Ängstlich lege ich meine Buchungsbestätigung auf den

Schalter, stammele auf Englisch meinen Namen und erkläre, dass ich über Internet für zwei Nächte gebucht habe.

Während er mich mit einem merkwürdigen Blick mustert, greift er desinteressiert nach dem Blatt Papier auf dem Schalter und zieht den Notizblock näher heran. Erst dann schaut er sich die Buchungsdaten an, kritzelt etwas auf das Papier und reißt kräftig an der Tür eines Holzschanks. Er lehnt sich mit seinem massiven Körper schwer zu mir herüber, als er mir den Schlüssel reicht und mich dabei unverhohlen anstarrt wie einen Bären im Zoo – eine Sehenswürdigkeit. Ich bin bereits einen Schritt zurückgewichen und nehme den Schlüssel mit ausgestrecktem Arm an, so weit wie möglich von dem Mann entfernt. Der Metallschlüssel liegt schwer in meiner Hand. Solche Schlüssel verwendet man für Gartentörchen. Sie sind in jedem Eisenwarenladen frei erhältlich. An dem Schlüssel hängt ein kleines Plastikschild, auf das mit blauem Kuli die Nummer 18 geschrieben steht.

Der Mann, der noch immer kein Wort gesagt hat, deutet mit dem Kinn auf die Treppe und hebt zwei Finger in die Luft.

Ich wende mich von ihm ab und steige die Treppe hinauf, wobei ich die ganze Zeit seinen starren Blick im Rücken spüre. Mein Herz klopft wie wild in meiner Brust, und unwillkürlich läuft mir ein kalter Schauer den Rücken

hinunter. Das Hotel ist ganz einfach grässlich, und der Portier, oder was er auch immer sein mag, macht auf mich den Eindruck eines taubstummen Verbrechers. Man käme jedenfalls nicht so leicht auf die Idee, sich bei ihm lang und breit über das Fehlen von frischen Handtüchern zu beschweren.

Ich finde Zimmer Nummer 18 im zweiten Stock am Ende eines langen, unbeleuchteten Ganges mit bunt gemustertem Teppich. Hier riecht es noch stärker nach Schimmel als unten, und der Boden unter dem Teppich federt bei jedem Schritt mit. Obwohl der Schlüssel so schlicht aussieht, gelingt es mir erst nach mehreren ungeschickten Versuchen, die Tür zu öffnen.

Sofort schlägt mir eine trockene, beißende Hitze ins Gesicht, die mich an eine altmodische Trockenhaube beim Friseur denken lässt. Die Zentralheizung muss kaputt sein. Ich stelle meinen Rucksack ab und ziehe die Jacke aus. Es ist wirklich erstickend heiß hier! Als Wärmequelle entlarve ich einen alten Heizkörper, der unter dem Fenster hängt. Er hat keinen Regler. Ich schiebe die Gardinen beiseite und stemme meine Hände unter das alte Holzschiefenster, das nach einigen knarrenden Protesten nachgibt.

Ich wische mir die Finger an der Hose ab und inspiziere meine Unterkunft. Viel zu entdecken gibt es nicht. Das Bett nimmt fast das ganze Zimmer ein. In der Ecke neben dem Fenster, kaum dreißig Zentimeter vom Fußende

entfernt, befindet sich eine schmale Kunststoffduschkabine. Die Falttür steht auf und gibt den Blick frei auf einen Duschschlauch ohne Kopf. Der unglückliche Hotelgast vor mir hatte schwarzes, lockiges Haar. Die Beweise kleben noch in der Duschwanne und rund um den Abfluss. Neben der Dusche gibt es ein Waschbecken, das nicht viel besser aussieht. Zwei Hähne: einer für kalt, einer für warm. Ein Stopfen fehlt.

Ich zwänge mich am Bett vorbei hinüber zur anderen Seite, wo sich zwei Schranktüren befinden. Einer der Schränke ist leer, der andere enthält eine Toilettenschüssel, neben der ein kleines rosa Handtuch liegt. »Toll!«, sage ich laut. »Wirklich toll!«

Schon seit meiner Ankunft am Flughafen ist alles schiefgelaufen. Der Taxifahrer, der auf den ersten Blick durchaus freundlich wirkte, entpuppte sich als Betrüger. Am Ziel angekommen, stand der Taxameter auf dreiunddreißig Pfund, dreizehn mehr, als mir der Fahrer am Flughafen angekündigt hatte. Er entschuldigte sich nicht einmal für seine falsche Kalkulation, sondern berief sich auf höhere Gewalt: zu viele rote Ampeln, zahlreiche gesperrte Straßen, die ihn zu Umwegen gezwungen hätten.

Und jetzt das.

Ich lasse mich aufs Bett fallen und starre reglos auf die Feuchtigkeitsflecken über der Duschkabine, die sich wie beigefarbene und zartgrüne Rorschachtests auf der

Spanplattendecke abzeichnen.

Was in Gottes Namen habe ich mir dabei gedacht, alleine nach London zu reisen? Habe ich wirklich geglaubt, ein Keinsternehotel könne doch auch ganz nett und gemütlich sein? Und dass hier jeden Tag die Sonne scheine und es vor netten Leuten wimmele, die mich umarmen würden, sobald sie mich erblickten? Vielleicht gibt es die klitzekleine Chance, dass solche Leute wirklich existieren, aber um das herauszufinden, müsste ich hinausgehen, an dem Portier vorbei. Und wer sagt mir, dass er mich nicht ausraubt – oder Schlimmeres? Dem Schloss an der Tür traue ich kein bisschen. Außerdem hat der Kerl garantiert einen Hauptschlüssel. Schließlich müssen Hotelzimmer gesäubert werden, obwohl das in diesem Hotel anscheinend nicht weit oben auf der Prioritätenliste steht. Mir läuft es jetzt noch kalt den Rücken herunter, wenn ich an die Blicke denke, die er mir zugeworfen hat.

Heute Nacht werde ich kein Auge zutun, so viel ist sicher.

Der Regen prasselt gegen die Scheibe und auf die Fensterbank. Langsam entweicht die Hitze aus dem Zimmer, und stattdessen zieht eine feuchte Kälte herein, die den Geruch von Beton mitbringt. Während ich mit einem Fingernagel an einem Brandloch in der Bettüberdecke pule, kämpfe ich gegen den Drang, zu weinen und nicht mehr damit aufzuhören.

Für zwei Nächte im Hotel California habe ich

hundertachtzig Euro im Voraus bezahlt. Wenn ich mich auf die Suche nach einem besseren Schlafplatz mache, muss ich noch einmal mit dem Doppelten rechnen.

Diese schreckliche Pension ist also meine Ausgangsbasis für die nächsten Tage. Ich sitze hier fest, gefangen wie in einem Albtraum.

Das hier hätte *mein* Wochenende werden sollen, und ich hatte mich so sehr darauf gefreut. Die Stadt erkunden, für kurze Zeit alles vergessen: ausgehen, gut essen, einkaufen

...

Ich glaube nicht mehr daran, dass das alles noch eintreten wird. So, wie ich mich jetzt fühle, würde ich am liebsten zum Flughafen zurückkehren und den erstbesten bezahlbaren Flug nach Hause buchen.

8

John und ich lernten uns vor sieben Jahren auf einer Fachmesse in Utrecht kennen. Die Firma, für die ich eine Zeit lang arbeitete, hatte dort einen Stand, und ich war für eine knappe Woche mit der Unterstützung des Verkaufsteams betraut – was in der Praxis darauf hinauslief, dass ich Kaffee einschenkte, Broschüren austeilte und regelmäßig losgeschickt wurde, um Brötchen, Schokoriegel und Zigaretten holen zu gehen. Wir verkauften komplizierte Heißluftheizsysteme für große Gebäude, nichts wirklich Spannendes also. Außerdem konnte ich absolut nichts von dem, was ich bei meiner Ausbildung an der Werbefachschule gelernt hatte,

gebrauchen. Aber damals störte mich das noch nicht. In jedem Fall machte ich mich nützlich, währenddessen ich in den Abendstunden und an den Wochenenden die Zeitungen nach Stellenangeboten durchforstete und mich bei Hinz und Kunz bewarb.

Was ich in dieser Woche lernte und später immer wieder bestätigt fand, war vor allem, dass Standbetreiber unter einem enormen Stress leiden. Von außen sieht alles gesellig und unverbindlich aus, aber der Schein trügt. Jeder steht unter einem unmenschlichen Druck. Nicht selten hängt die Firmenbilanz von den Aufträgen ab, die auf einer solchen Fachmesse eingehen, und von den neuen Kontakten, die man dort knüpft. Daher ist jeder stets auf der Hut, in seiner besten Kleidung und gewappnet mit einem gezwungenen Lächeln, lauernd auf jeden potentiellen Kunden – *prospect* im Fachjargon –, der den entscheidenden Unterschied ausmachen könnte.

Unser Stand bildete dabei keine Ausnahme. Einfach alle waren bis aufs Äußerste angespannt. Am Stand selbst wurde geschauspielert, geprahlt und gewitzelt, während außerhalb des Blickfelds der Messebesucher, in der kleinen Küche für das Personal, Dampf abgelassen wurde. Dort kam es zu regelrechten Wutausbrüchen, Schimpftiraden auf die Konkurrenz oder die lästigen Kunden. Mit schmerzlich verzogenen Gesichtern wurden Pflaster auf Blasen geklebt, und manchmal – wenn alles den Bach heruntergegangen war – flossen sogar Tränen.

Ich war fünfundzwanzig, alles war neu für mich, und ich war nicht böse darüber, dass mein Job so anspruchslos war. Die hohen Erwartungen, die starken Emotionen und die Leute, jene Zehntausende Besucher mit ihren Dialekten aus allen Teilen des Landes, die gespielt desinteressiert am Stand vorbeischlenderten und von der Standbesatzung wie wandelnde Rubbellose betrachtet wurden ... Es war eine Welt für sich, ein energiegeladener, vor Energie vibrierender Kosmos. In jener Woche erkannte ich, warum manche Menschen von der Arbeit auf Messen regelrecht abhängig werden können, so wie andere ihre Kicks im Nachtleben oder bei gefährlichen Sportarten suchen. Auch ich wurde ein wenig mit hineingezogen. Später arbeitete ich auf vielen weiteren Messen, und das tue ich bis heute, aber es war nie wieder so wahnsinnig spannend wie damals, auf dieser ersten Messe in Utrecht.

Und das lag nur an John.

Er arbeitete bei der Konkurrenz am Stand genau gegenüber von uns, und er fiel mir schon nach kurzer Zeit durch die Ruhe auf, die er inmitten der pulsierenden Hektik der großen Halle ausstrahlte. Jeder hatte es eilig, knüpfte Kontakte, rannte mit Formularen und Taschenrechnern hin und her, während John den Eindruck erweckte, dass ihn das alles nichts anging und er über allem stand. Erst auf den zweiten Blick achtete ich auf seine äußere Erscheinung, und auch die gefiel mir. John

war älter als ich, knapp fünfunddreißig. Er trug seine Anzüge mit Stil und bewegte sich geschmeidig und selbstsicher wie ein Alphetier auf seinem fünfzig Quadratmeter großen Messeterritorium. Schon am ersten und am zweiten Tag hatten wir öfter Blickkontakt. Am dritten Tag sprach er mich am Büfett in der Restoranthalle an, und am vierten Tag lud er mich ein, nach der Messe mit ihm essen zu gehen. An jenem Abend konnte ich keinen Bissen hinunterkriegen und schob mein Essen nur von einer Seite des Tellers auf die andere. Viel zu sagen brauchte ich nicht: John führte das Wort, er steckte voller Geschichten. Er übernachtete in einem Hotel in der Nähe des Messegeländes, und ich ging nach Hause, aber nicht ohne Schmetterlinge im Bauch. Am fünften Tag wurde mir klar, dass ich mich in den frisch geschiedenen technischen Manager von der Konkurrenz verliebt hatte. Einen aus dem feindlichen Lager auf der anderen Seite.

Schon kurze Zeit nach der Messe fing ich bei einer anderen Firma an, bei der mir mehr Verantwortung übertragen wurde, aber John und ich trafen uns trotzdem weiter. Unsere Beziehung vertiefte sich auf eine ganz natürliche Art und Weise. Es stellte sich heraus, dass seine Frau sich von ihm hatte scheiden lassen, weil er partout keine Kinder wollte. Darin war er sehr entschieden. Seine Exfrau Linda hatte sich nicht damit abfinden können, und nach einer fruchtlosen Paartherapie

beschlossen sie, sich zu trennen. John wollte nicht nur keine Kinder, er wollte auch nie wieder heiraten. Für mich war das kein Problem. Mir stand der Kopf nicht nach Babys, und Heiraten fand ich altmodisch. Irgendwie gehörte das zu der Welt meiner Eltern. Unverheiratet zusammenzuleben dagegen war schön. Ich war glücklich, John war glücklich. Und ich glaubte, so würde es immer bleiben.

Es hat aufgehört zu regnen. Die Feuchtigkeit ist im Hotelzimmer hängengeblieben und in die Bettwäsche und die Überdecke gekrochen. Das Bett fühlt sich klamm an, aber den Schimmelgestank rieche ich merkwürdigerweise nicht mehr. Ich schaue auf die Uhr. Unbemerkt sind über zwei Stunden verstrichen, in denen ich nur auf dem Bett gelegen und Löcher in die Luft gestarrt habe. Nicht gerade ein idealer Beginn für ein aufregendes Wochenende.

Unruhig pule ich an meiner Nagelhaut und reibe mir durchs Haar. Ich muss etwas unternehmen, sonst werde ich verrückt. Ich ziehe den Reißverschluss des Rucksacks auf und beginne, meine Kleidung neu zu falten und in den Schrank zu legen. Zwei Pullover, zwei Hosen, eine Bluse, ein Rock und eine Plastiktüte mit Unterwäsche, darunter ein neues, rotes Lingerie-set, das ich extra für dieses Wochenende gekauft hatte – nur für den Fall, dass. Mein Gott, was habe ich mir bloß eingebildet!

Als ich damit fertig bin, lehne ich mich an die Schranktür und lege den Kopf in den Nacken. Der John, den ich vor sieben Jahren kennengelernt hatte, hätte darüber gelacht, über dieses schreckliche Hotel, den unheimlichen Portier, den Regen. Er hätte dieses gammelige Bett und meinen Körper auf Stoßfestigkeit getestet und einfach nur mich und die Freiheit genossen: keine Arbeit, keine Anrufe, keine Termine. Doch der John, der mit seiner lakonischen Haltung jeder Herausforderung gewachsen war, den gibt es nicht mehr. Den habe ich vor langer Zeit verloren. Stück für Stück entglitt er mir, und unter der abblätternden Lackschicht wurde ein Mann sichtbar, der ein Fremder für mich war. Er begrüßte mich nur noch mit einem undeutlichen Gemurmel, wenn er nach Hause kam, und wenn ich mich neben ihn ins Bett legte, schaute er nicht einmal von dem Buch auf, in dem er las. Keine Aufmerksamkeiten mehr, keine Zärtlichkeiten, kein Gefühl, etwas Besonderes zu sein. Die Schmetterlinge flatterten einer nach dem anderen aus dem Fenster unserer Doppelhaushälfte davon, suchten ihr Heil in der Dunkelheit, bis in mir nur noch eine hohle Leere blieb.

Ich stecke das rote Set wieder ein und lege die Tüte hinter meinen bescheidenen Kleiderstapel. Langsam dringt die Erkenntnis zu mir durch, dass das, was ich tue, sinnlos ist. John ist abgeschlossene Vergangenheit. Dennoch – ich kann den Gedanken nicht aus meinem Kopf verbannen, dass ich möglicherweise das meine zu seiner abweisenden

Haltung beigetragen habe. Vielleicht wäre unsere Beziehung viel glücklicher verlaufen, wenn ich mich anders verhalten und mir mehr Mühe gegeben hätte, seinen Erwartungen zu entsprechen. Ich hätte ihm aufmerksamer zuhören sollen. Ich hätte mich strikter an meine Diät halten und Sport treiben sollen, um meine alte Figur wiederzuerlangen.

Vielleicht ist das der schlimmste Gedanken von allen: dass nicht John es war, der unsere Beziehung zerstörte, sondern dass es an mir lag. Weil ich in vielerlei Hinsicht nicht genügte und er mehr oder weniger dazu gezwungen war, sich von mir abzuwenden.

Kalter Wind von draußen vermischt sich mit der trockenen Hitze, die der Heizkörper ausstrahlt und die mich erschauern lässt. »Hör auf!«, flüstere ich mir zu. »Hör sofort damit auf!«

Natürlich kann ich noch stundenlang hier herumstehen und mich mit Fragen quälen, auf die ich die Antwort doch nicht weiß. Aber das wird meine Situation nicht verbessern. Ich muss rausgehen, etwas unternehmen, etwas *tun*, um zu verhindern, dass ich durchdrehe. Meine Jeans ist immer noch feucht vom Regen, dasselbe gilt für meine Socken. Ohne nachzudenken, leere ich meine Hosentaschen. Schlüssel, Kaugummi, mein Handy, ein Stück Papier. Ich falte es auseinander und starre die hastig hingekritzelte Telefonnummer an, die durch die Feuchtigkeit schon ein wenig verlaufen ist. Mir kommt es

vor, als seien zwei Tage vergangen, seitdem ich sie von dem Mann im Flugzeug angenommen habe, dabei ist es erst heute Morgen gewesen. Über der Nummer steht in kräftigen Buchstaben »Leon«. Schöner Name.

Ich speichere die Nummer in meinem Handy.

V

Letzte Woche war ich mit einer Freundin in einem neuen Restaurant essen. Klein und trendy, nicht mehr als zwölf Tische, die Platz für etwa vierzig Gäste boten. Alle Stühle waren besetzt. Die mintgrüne Farbe an den Wänden und der Decke war noch nicht einmal trocken, und Speisekarten gab es nicht. Die Menüauswahl war in schwarzen Druckbuchstaben an die Decke geschrieben worden. Infolgedessen starrten die Gäste mit dem Kopf im Nacken und dümmlich offen stehendem Mund nach oben. Entschuldigendes, geniertes Kichern. Ich glaube, die anderen Gäste fanden es durchaus witzig. Neu, erfrischend.

Sie saß auch so da und starrte an die Decke. Eine junge Frau, schräg gegenüber von uns, die zusammen mit einem Typen im gleichen Alter und einem älteren Paar am Tisch saß. Sie hatte halblange rote Haare, die weich aussahen, und ein fast rundes, leicht gerötetes Gesicht. Eine Locke fiel ihr in die Stirn. Ihre vollen, rosa Lippen bildeten ein perfektes O, während sie die Speisekarte las.

»Ist was?«, fragte meine Freundin.

Ich schaute sie mit festem Blick an und lächelte. »Was

soll denn sein?«

»Du guckst, als hättest du den brennenden Dornbusch gesehen.«

»Tja, viel Stress in letzter Zeit«, erwiderte ich und schenkte ihr mein allerfreundlichstes Lächeln. Sie widmete sich wieder ihrem Carpaccio.

Der Rest des Abends ging wie im Traum an mir vorüber. Ich täuschte Durchfall vor und besuchte mehrmals die Toilette, um mit meinen Gedanken allein sein zu können.

Sie ist elf Monate her, meine letzte Nacht mit Edith, aber ich erinnere mich an jede noch so kleine Einzelheit mit einer erstaunlichen Genauigkeit, als wäre es gestern gewesen. Ich denke regelmäßig daran zurück, und anfangs half mir das, den Drang unter Kontrolle zu halten. Doch allmählich lässt die Wirkung nach. Das Gefühl, das es mir vermittelte, sie sterben zu lassen, genau so, wie ich es geplant hatte, und genau an diesem Abend, als wäre ich Gott, ist das beste Gefühl, das ich je erfahren habe. Ein Klischee, man möge mir verzeihen, aber es ist mit nichts anderem vergleichbar. Der Rausch durch Alkohol, Drogen oder Sex verblasst dagegen, schrumpft zu einer nichtigen, unbedeutenden Erfahrung zusammen. Die Macht, die ich an jenem Abend über sie hatte, besaß eine euphorisierende, fast erotische Wirkung.

Ich kenne mich besser als jeder andere. Ich weiß, was es ist, das ich fühle, und ich weiß auch, dass es immer stärker wird.

Hunger.

Auf der Toilette stellte ich mich vor die gekachelte Wand und rieb mir mit den Händen über das Gesicht. Ich rief mir die Rothaarige im Restaurant vor Augen, stellte mir vor, wie sie gleich weggehen und ihrem Freund und ihren Schwiegereltern – ich hatte sie lange genug beobachtet, um mir über ihr Verhältnis zueinander ziemlich sicher zu sein – zum Abschied zuwinken würde. Wie sie allein durch den Stadtpark nach Hause gehen und ich ihr folgen würde. Schließlich würde ich sie ansprechen und ihr Vertrauen gewinnen. Das dürfte nicht besonders schwer sein. Ich erwecke immer auf Anhieb einen guten Eindruck.

Ich ließ den Gedanken zu, ganz kurz nur, und verdrängte ihn anschließend wieder. Gedanken werden zu Worten, Worte werden zu Taten, Taten reihen sich aneinander und werden zum eigenen Schicksal.

Ediths Tod war sinnvoll. Ich hatte sie wirklich gern, aber letztendlich war sie mir im Weg.

Mit dieser Frau wäre alles anders. Ich kannte sie nicht persönlich, wusste nichts über ihre Gewohnheiten und ihre Schwächen. Und, vielleicht noch wichtiger: Ihr Tod wäre vollkommen sinnlos – er würde einzig und allein ausgeführt, um tierische, niedrige Instinkte zu befriedigen. Ich erkenne die Instinkte und akzeptiere, dass ich sie in mir trage, aber ich bin kein Tier. Ich weiß sehr genau, was in mir haust, und auch, wie es dorthin geraten ist. Aber ich

weiß auch, was geschieht, wenn ich ihnen nachgebe: Alles geht schief. Alles wird schiefgehen. Da bin ich mir ganz sicher. Wenn ich diese Gedanken, diese herrlichen, prickelnden Gedanken, zuließe, wenn ich mir wirklich zugestehen würde, auch nur mit der Idee zu spielen, wäre es nur ein ganz kleiner Schritt, bis ich wie der erstbeste Gestörte nachts herumstreunen, Leute vom Fahrrad zerren und ihnen meinen Willen aufzwingen würde.

Das ist nicht mein Stil. Das ist etwas für niedrigere Lebensformen.

9

Soho muss wohl das chinesische Viertel sein. In jeder Straße werden die Geschäftshäuser von chinesischen Restaurants und Spielhallen eingenommen, in deren Scheiben zahlreiche Schilder mit chinesischen Schriftzeichen hängen. Die Stadt ist dunstig und neblig, alle Autos haben die Scheinwerfer eingeschaltet.

Ich habe keinen Hunger auf chinesisches Essen, möchte aber auch nicht wieder ins Hotel zurück. Ich fühle mich merkwürdig gehetzt, sodass ich immer weiterlaufe, eine Hand um das Revers meines Mantels gelegt und ohne bewusst etwas von meiner Umgebung wahrzunehmen.

Passanten strömen an mir vorüber. Ich höre den Verkehr vorbeifahren, das Rauschen der Stadtbusse und die stampfende Musik aus den Geschäften, doch das vorherrschende Geräusch ist das meiner eigenen Schritte auf den nassen Pflastersteinen und das Hämmern meines

Herzens.

Je belebter es um mich wird, desto mehr begreife ich, wie allein ich bin. Ich bin kein Teil dieses wimmelnden Ameisenhaufens von Londonern, Touristen, Straßenkünstlern, Pakistanis, Indern und Obdachlosen, dieser Kakophonie von Geräuschen, den bunten Farben, blinkenden Leuchtreklamen und Auspuffgasen. Das alles hat nichts mit mir zu tun. Ich laufe hier nur so herum, zufällig und ziellos. Ich habe keine Ahnung, wo ich hingehen könnte. Hier und da stehen einladend Bar- und Restauranttüren offen, doch wenn ich im Vorübereilen hineinschaue und Leute miteinander trinken und reden sehe, eile ich umso schneller weiter.

In Gedanken versunken gelange ich in einen Stadtteil, wo die Straßen breiter sind und noch mehr Fußgänger an mir vorübereilen, von denen ich nur die Beine und Füße sehe, weil ich den Kopf leicht gesenkt halte, als könne ich mich dadurch abschotten, sodass mich nichts mehr berührt.

Lautes Hupen reißt mich aus meiner Benommenheit. Ein weißer Lieferwagen schreckt mich auf, der, ohne langsamer zu werden, auf mich zurast. Gerade noch rechtzeitig trete ich einen Schritt zurück auf den Bürgersteig. Aufspritzendes Wasser trifft meine Jeans und meinen Mantel. Der Fahrer hupt noch einmal wütend.

Neben mir sucht eine alte Frau in einem grauen Regenmantel Blickkontakt zu mir. Sie lächelt, und ihre klaren blauen Augen blicken mich freundlich an. Sie sagt

etwas, das im Verkehrslärm untergeht. Mit zittriger Hand zeigt sie zu Boden: LOOK RIGHT steht da in dicken weißen Buchstaben auf dem Asphalt, unterstrichen von zwei Pfeilen.

Nach rechts schauen. Natürlich. »Thank you«, sage ich, aber als ich mich umblicke, ist die Frau bereits in der Menge verschwunden.

Auf der anderen Seite liegt in einer Nebenstraße ein Pub, The Black Horse. Das klingt gemütlich und sehr englisch. Ich gehe hinüber und schaue mich unterwegs ständig nach rechts und links um, bis ich die andere Straßenseite erreicht habe.

Im Pub ist es angenehm warm und ein wenig schummrig. Ein glänzender Eichenholzfußboden, dunkelgrüne Wandverkleidung fast bis zur Decke, darüber rot gestreifte Tapete und überall Ölgemälde und Kupfergegenstände. Das Publikum besteht vorwiegend aus Männern mit schütterem Haar und einem großen Glas Bier vor sich.

Ich nehme an einem Tisch vor der Wandverkleidung Platz, ziehe meinen Mantel aus und greife nach der abgenutzten Speisekarte.

Mein Handy piept. Eine SMS von Claudia. Meine Laune sinkt noch tiefer unter den Nullpunkt.

London schön? Schon interessante Männer getroffen? Ich denke an dich. Grüße, C.

In einem ersten Impuls will ich ihr eine Nachricht

zurücksenden. Mein Daumen schwebt schon über den Tasten, und in Gedanken formuliere ich die verrücktesten Antworten, aber ich überlege es mir anders und stecke das Handy wieder in die Hosentasche. Claudia hat ein schlechtes Gewissen, sonst würde sie mir keine SMS schicken. Gut so. Ihr schlechtes Gewissen kann gar nicht groß genug sein. Soll sie sich doch fragen, warum ich nicht reagiere.

Niemand kommt, um eine Bestellung aufzunehmen. Ein paar Tische weiter bringt der Barkeeper Wein und Bier zu einem jungen Paar, dreht sich um und geht schnurstracks zurück an die Theke, ohne sich auch nur umzuschauen. Als wäre ich unsichtbar. Ich würde mir ja gerne einreden, der Mann wäre ein ungehobelter Klotz, wie ich heute schon so viele getroffen habe, aber den anderen Gästen gegenüber zeigt er sich durchaus gesprächig. Ich fahre mir durch die Locken, die sich durch den Londoner Dunst wild kräuseln, und versuche vergeblich, den Blick des Barkeepers zu erhaschen. Es dauert noch mindestens zehn Minuten, bis mir klar wird, dass bei niemandem die Bestellung am Tisch aufgenommen wird.

Mit der Speisekarte in der Hand stehe ich auf. Als ich mich der Theke nähere, richten sich tatsächlich alle Blicke auf mich. Der rothaarige Barkeeper lehnt sich zu mir herüber und nimmt meine Bestellung auf. Er wendet mir ein Ohr zu, als wäre er schwerhörig.

»Klein oder groß?«, fragt er, seine Worte begleitet von einer Geste mit Daumen und Zeigefinger.

»Wie bitte?«

»Der Wein. Ein kleines oder ein großes Glas?« Er lächelt breit und verschmitzt. »Es ist ein guter Wein, *love*.«

»Dann einen großen«, sage ich. »Ja, ein großes Glas ist genau das Richtige.«

Auf meinem Teller liegen nur noch einige harte Pommes-frites-Stückchen und ein Salatblatt. Der Hamburger auf schottische Art mit Pfeffersauce gehört zum Schmackhaftesten, was ich je gegessen habe. Wirklich himmlisch, diese Sauce! Und das Pub ist der netteste Laden, in dem ich je gewesen bin. Ich kann es nicht lassen, das Interieur mit professionellem Blick zu betrachten und Bewunderung für denjenigen zu hegen, der dafür verantwortlich ist. Der konsequent durchgehaltene, gemütliche Stil umschließt einen wie eine warme Decke. Das viele Kupfer und das Holz müssen ein Vermögen gekostet haben. Es läuft Musik, die ich schon seit Ewigkeiten nicht mehr gehört habe, gerade eben ein Stück von Sade aus den Achtzigern, jetzt Frank Sinatra, »Fly Me to the Moon«. Ich summe leise mit, während ich meinen Bierdeckel in kleine Stücke falte und eine Zigarette nach der anderen anzünde. Dieses Glas Wein trinke ich noch aus, sage ich mir, dann muss ich aber wirklich hinaus auf die Straße. Die Vorstellung

widerstrebt mir. Ich fühle mich warm und glücklich und möchte dieses Gefühl noch etwas länger bewahren, aber ich weiß, dass ich hier nicht ewig sitzen bleiben kann. Schon mein Hotel wiederzufinden wird gar nicht so leicht sein, da ich mich nicht daran erinnern kann, wie ich hierher geraten bin. Wenn ich es mir erlaube, mich zu betrinken – und das wird geschehen, wenn ich noch ein Glas bestelle –, muss ich mich auf eine Katastrophe gefasst machen. Etwas in mir sträubt sich gegen diese Vorstellung. Egal, und wenn schon, dann gibt es eben eine Katastrophe, flüstert mir eine miesepetrige Stimme zu. Betrunkene durch London wanken, warum nicht? Vielleicht passe ich dann besser ins Stadtbild und habe nicht mehr so sehr das Gefühl, allein zu sein, anders als alle anderen. Um meinen Aufenthalt im Pub auszudehnen, spiele ich mit meinem Telefon, lese alte SMS und lösche ein paar. Neben der letzten SMS von Claudia finde ich einige alte Nachrichten von Kunden und eine von Dick. Der karge Inhalt meines Handys spiegelt ziemlich genau mein armseliges Sozialleben in der Nach-John-Phase wider.

Ich trinke noch einen Schluck Wein und gehe alle Telefonnummern von Verwandten, Freunden und Bekannten durch. Auch diese Liste muss dringend einmal aktualisiert werden. Von Anne habe ich drei Nummern, von denen nur eine stimmt. Zu meiner Scham steht auch die Nummer meines verstorbenen Großvaters noch darin

Warum habe ich sie nicht schon längst gelöscht?

Der nächste Name auf der Liste zaubert ein leises Lächeln auf meine Lippen. Leon. Der Mann aus dem Flugzeug, der mit den schönen Händen, den dunklen Augen und den langen Beinen, den ich anrufen soll, falls ich einen Fremdenführer brauche, in Schwierigkeiten stecke oder auch nur Gesellschaft wünsche. Etwas in der Art hatte er gesagt, mit einem Gesichtsausdruck, als halte er es für selbstverständlich, dass ich anrufen würde.

Fasziniert starre ich auf das Display. Ist es nicht schrecklich naiv und impulsiv, auf eine solche Einladung einzugehen, einen Typen anzurufen, den man kaum kennt? Ist es nicht zumindest unvernünftig? Ich habe keine Ahnung, was er von mir erwartet. Ist er einfach ein netter Kerl, dem es Freude macht, Touristen die Stadt zu zeigen, die er so gut kennt? Oder ist er ein Psychologe, der in mir einen besonderen Charakterzug erkannt hat und diesen gerne näher studieren würde? Wer weiß, vielleicht ist er ein Drogendealer und benutzt diese Methode zum Kundenfang. Das eine, Naheliegende, will ich nicht ganz ausschließen, aber dennoch schien er mir nicht der Typ dafür. Bei seinem Aussehen sollte es ihn keine große Mühe kosten, Frauen zu finden, die ihm bereitwillig geben, wonach er sucht. Aber warum sollte er dann ausgerechnet mir seine Nummer zustecken? An mir ist wirklich nicht viel Besonderes. Ich bin weder blond noch geheimnisvoll dunkelhaarig, nicht schlank – und besonders

gesellig bin ich momentan schon gar nicht. Einst bin ich etwas Besonderes gewesen, jedenfalls glaubte ich das für eine Weile, aber John hat diese Vorstellung gnadenlos niedergetrampelt.

Was bilde ich mir nur alles ein? Warum sollte ich ihn überhaupt anrufen? Wenn ich es tue, weiß er sofort, dass mein Wochenende in London schon am ersten Abend auf ein Fiasko hinausgelaufen ist.

Na und?, höre ich eine wütende Stimme in meinem Kopf sagen. Was spielt das denn für eine Rolle? Ich kenne diesen Mann nicht, er kennt mich nicht, ich befinde mich in einer fremden Stadt – sollte er andere Erwartungen haben, trete ich ins Fettnäpfchen, oder sind wir uns nicht sympathisch, dann hat das keine weiteren Konsequenzen ... Ich wollte doch ein besonderes Wochenende erleben? Das Wochenende hat längst begonnen, aber so besonders ist es bisher nicht gewesen. Eher traurig.

Ich greife nach meinem Glas und trinke einen Schluck. Der letzte Rest Wein rinnt wärmend durch meine Kehle.

Ehe ich es mir anders überlegen kann, halte ich das Handy ans Ohr.

10

»Ja, hallo, hier Margot.« Nervös tippe ich die Asche von meiner Zigarette. »Margot Heijne. Wir haben heute Morgen zusammen im Flugzeug gegessen. Du hast mir deine Nummer gegeben.«

Stimmengewirr im Hintergrund. Leon sitzt in einer Bar

Sonnengewinn im Hintergrund. Leon sitzt in einer Bar oder in einem Restaurant. »Margot ... Schöner Name.«

»Danke.«

»Was kann ich für dich tun?«

Manche Leute verfügen über ein Arsenal an wohldurchdachten Bemerkungen und Witzchen, die sie scheinbar mühelos abrufen können. Ich gehöre leider nicht zu diesen Auserwählten. Erst hinterher, wenn ich abends im Bett liege und in aller Ruhe die Gespräche, die ich tagsüber geführt habe, im Kopf Revue passieren lasse, fallen mir die passenden scharfsinnigen Antworten ein.

Nervös fahre ich mir zum x-ten Mal durchs Haar. Ich öffne den Mund, bringe aber keinen Ton heraus.

»Wie gefällt dir London?«, durchbricht er die Stille.

»Geht so.«

»Und dein Hotel?«

»Ein elendes Loch.«

»Definiere »elendes Loch.«

»Der Portier ist vermutlich ein entflohener Sträfling, das Zimmer dreckig und klein wie ein Besenschrank.« Das war doch gar nicht so schlecht.

Er lacht. »Klingt heftig. Ich würde dich ja gerne einladen, in mein Hotel zu kommen, aber wahrscheinlich würde das einen falschen Eindruck erwecken.«

»Ist dein Hotel denn besser?«

»Ach, sicher mindestens genauso schlimm. Es wimmelt von Geschäftsleuten, die sich möglichst laut unterhalten, damit alle hören wie toll und weitgereist sie sind

damit die Hotel, wie ich mir vorgestellt habe.
Außerdem ist der Entre-deux-Mers ausgegangen.«

Unwillkürlich muss ich lachen.

»Deshalb hatte ich gerade vor, mich für eine Weile aus dem Staub zu machen. Hast du schon zu Abend gegessen?«

»Nein.«

»Was hältst du davon, wenn wir zusammen etwas essen gehen? Das ist doch geselliger als allein, oder?«

»Aber wie ...?«

»Das Restaurant im Oxo Tower. O-X-O. Die Taxifahrer wissen schon Bescheid ... Kannst du so gegen halb neun da sein?«

Überrumpelt sage ich zu. Mit einem kurzen »ciao« verabschiedet er sich.

Zittrig drücke ich meine Zigarette aus und schaue auf die Uhr. Sieben Uhr. Ich habe keine Ahnung, wo das Restaurant liegt und wie weit es von hier entfernt ist, aber ich gehe davon aus, dass ich dort in meiner alten Jeans, den bequemen Stiefeln und der Strickjacke keinen allzu guten Eindruck machen würde. Wenn alle Taxifahrer es kennen, kann es kein durchschnittliches Restaurant sein.

Ich muss zurück in mein Hotel, mich umziehen und zusehen, dass ich in anderthalb Stunden am verabredeten Treffpunkt ankomme.

Als ich aufstehe und meinen Mantel anziehe, merke ich, dass der Wein mir ganz schön zu Kopfe gestiegen ist. Es waren ja auch drei große Gläser. Und alle drei einfach

waren ja auch drei große Gläser. Und die drei Gläser
unwiderstehlich. Der Eichenholzfußboden federt wie
Gummi unter meinen Füßen, und das ist kein gutes
Zeichen. Ich nehme mir vor, beim Essen nichts mehr zu
trinken. Keinen Tropfen.

Ich bezahle zweiundzwanzig Pfund an der Theke und
trete hinaus in den laternenerleuchteten Abend. Es ist kalt
und windig. In der Oxford Street erinnere ich mich
plötzlich wie durch ein Wunder daran, wo ich die Straße
überquert hatte. Jetzt herrscht weniger Verkehr als heute
Nachmittag.

Ich lächle, als ich an einer Gruppe kichernder Mädchen
auf hohen Absätzen und in kurzen Röckchen
vorbeikomme. Mir schießt der Gedanke durch den Kopf,
dass ich jetzt eine von ihnen bin. Ich habe ein Ziel, blicke
nach vorn. Es gibt einen Ort in dieser Stadt, an dem ich
rechtzeitig eintreffen muss.

Mit mehr Glück als Verstand finde ich mein Hotel
wieder. Mein Zimmer befindet sich noch in genau
demselben Zustand, in dem ich es verlassen habe. Nichts
fehlt, und die Zentralheizung bullert immer noch, als wollte
sie eine Fabrikhalle heizen und nicht nur einen besseren
Hühnerstall. Die Hitze verflüchtigt sich ein wenig durch
das hochgeschobene Fenster, und die Gardinen wehen im
Luftstrom sanft auf und nieder.

Ich ziehe mich aus und stelle das Wasser in der Dusche
an. Es spritzt aus dem Duschekopf, der sich selbst in

an. Es spritzt aus dem Duschenschlauch, der sich sofort in sämtliche Richtungen schlängelt. Ich greife nach meinem Shampoo, feuchte die Haare an, lege den Schlauch wieder auf den Boden und halte ihn dort mit einem Fuß fest. Dann spüle ich das Shampoo aus und wiederhole die Prozedur mit der Cremespülung. Tropfnass laufe ich über den schmutzigen Fußboden zu dem Schrank, in dem sich die Toilette versteckt, wringe meine Haare über dem Becken aus und trockne mich mit dem rosa Handtuch ab. Es ist zu klein, um es mir um den Kopf zu wickeln, wie ich es von zu Hause gewöhnt bin. Ich hänge es über den Heizkörper. Über den Handtuchservice im Hotel California mache ich mir keine Illusionen. Ich sprühe mir Deo unter die Achseln und einen Hauch Parfüm auf den Haaransatz im Nacken. Dann ziehe ich den Kleiderschrank auf. Das rote Set? Die Alternativen bestehen aus einem verwaschenen Sport-BH und einem hautfarbenen vorgeformten, den ich unter weißer Kleidung trage. An den schicken roten Dessous hängen noch die Schilder. Ich beiße sie ungeduldig ab und schaue auf die Uhr. Zehn nach acht. Meine Haare sind immer noch tropfnass. Sie sind dick und lockig und trocknen nur langsam. Normalerweise kein Problem: Ich wasche sie vor dem Schlafengehen, und am nächsten Morgen sind sie trocken. Ein schneller, straffer Pferdeschwanz vielleicht? Ein Haargummi im Mund, fahre ich mit einer Bürste durch meine Haare und halte den Pferdeschwanz mit einer Hand fest. Das Licht fällt von der falschen Seite ein, ich kann

test. Das Licht fällt von der falschen Seite ein, ich kann mich im Spiegel kaum sehen. Nein, der Pferdeschwanz sieht nicht gut aus. Nicht heute. Ich arbeite Schaum in meine Haare ein, um zu verhindern, dass sie später, wenn sie getrocknet sind, in alle Richtungen abstehen, nehme die Seiten hoch und stecke sie am Hinterkopf fest. Schau noch einmal in den Spiegel. Mit ein bisschen Glück trocknen sie recht charmant, sodass sich die Locken seitlich neben meinem Gesicht kringeln. Rasch schlüpfte ich in den schwarzen Rock und die einzige hübsche Bluse, die ich mitgenommen habe. Sie ist schwarz mit roten Rosen und langen, weiten Ärmeln, ein dünner Stoff, ziemlich gewagt. Doch sie lenkt von meinen kräftigen Oberarmen und Hüften ab und betont mein Dekolletée. Im letzten Jahr habe ich ein Vermögen dafür ausgegeben und hatte dann nie die Gelegenheit dazu, sie zu tragen. Zu auffällig. Aber jetzt ist sie geradezu perfekt. Fieberhaft durchwühle ich den Kleiderhaufen im Schrank. Keine Strumpfhosen, ich habe vergessen, welche einzupacken. Dann eben nackte Beine. Der Rock ist lang, man sieht kaum meine Knöchel.

Viertel nach acht. Make-up! Hätte ich beinahe vergessen. Ich kann nur inständig hoffen, dass der Oxo-Tower nicht allzu weit von hier entfernt liegt, denn bis halb neun schaffe ich es nie und nimmer. Mist! Ich muss mich wirklich beeilen. Foundation, braune Mascara, Rouge, das ich aus Zeitmangel gleich auf Wangen und Augenlidern verteile. Ein rosafarbener Lippenstift zum

Augen nicht vertee. Ein pinselhafter Lippenstift zum Schluss. Letzter Blick in den Spiegel. Zur Sicherheit reibe ich mir mit feuchten Händen über Unterkiefer und Hals. Wenn ein Übergang sichtbar war, ist er jetzt weg. Fertig. Sieben vor halb neun. Ich nehme meine Handtasche vom Bett und ziehe den Mantel über, während ich die Treppen hinunter- und dann rasch hinausrenne. Das Foyer ist verlassen. Von jenseits der Tapetentür dringt das Geräusch des Fernsehers nach draußen. Ein Sportwettkampf.

11

Es ist Viertel vor neun. Als der Taxifahrer mich absetzt, schlägt mein Herz doppelt so schnell wie sonst. Der Mann hat gesagt, das Restaurant befinde sich in der obersten Etage des Gebäudes und der Eingang liege auf der Rückseite. Man gelange mit einem der Lifte hinauf. Er hat mir ebenfalls erzählt, dass das Gebäude früher eine Fabrik war, in der Bouillonwürfel der Marke Oxo hergestellt wurden.

Das Restaurant ist schon von weitem sichtbar. Riesige, rot blinkende Reklamebuchstaben kündigen es an, die Stück für Stück fast so breit sind wie der Turm selbst und sich grell vor dem dunklen Nachthimmel abheben. Die Straße vor dem Gebäude ist Fußgängerzone, dahinter fließt die Themse. Ein idealer Ort für ein Restaurant.

Ich lege den Kopf in den Nacken und drücke das Revers meines Mantels fest gegen die nackte Haut meines

Dekolletees. Oben in dem Gebäude sehe ich Leute an Tischen sitzen; Ober in schwarzer Kleidung laufen hin und her. Ich gehe durch einen Flur zur Rückseite des Gebäudes und finde die Aufzüge, vor denen ein Grüppchen Leute in Abendkleidung wartet. Neben den Metalltüren der Aufzüge erklären Schilder, was sich auf den jeweiligen Stockwerken befindet. Ein Teil des Gebäudes ist bewohnt, ein anderer Teil beherbergt Ausstellungs- und Verkaufsräume von Innenarchitekten und Modedesignern. Ich nehme mir vor, in den nächsten Tagen noch einmal hierher zurückzukehren. Wer weiß, vielleicht finde ich hier eine neue Inspiration. Dann muss ich nur noch einen Kunden finden, der Lust hat, sie auszuprobieren, denke ich säuerlich. Aber da kann ich wohl lange warten.

Mit mir im Aufzug befinden sich hauptsächlich Frauen mit blondierten und perfekt gestylten Haaren und so hohen Absätzen, dass ich niemals darauf laufen könnte, sowie einige wenige Männer in schicken Anzügen. Als die Lifttüren aufgleiten, stehe ich vor einem schmalen Flur, in dem man entweder nach links zum Restaurant oder nach rechts in die Brasserie gehen kann. Ich bleibe ein wenig unsicher stehen. Restaurant oder Brasserie? Zögerlich gehe ich in Richtung des Restaurants. An der Garderobe herrscht Gedränge, aber Leon kann ich nirgendwo entdecken. Jedenfalls war es eine gute Idee, mich umzuziehen. Das hier ist beileibe kein

Durchschnittsrestaurant. Nein, nicht im Entferntesten: Durch die Glaswände hat man eine atemberaubende Aussicht auf die Themse, auf die Brücken und auf die historischen Gebäude am anderen Ufer, die alle von Scheinwerfern hell erleuchtet werden. Auf dem Weg zurück zur Brasserie gleitet wiederum eine Aufzugtür auf, und Leon kommt heraus. Jetzt erst schaue ich ihn mir genauer an. Ich schätze ihn fünf, sechs Jahre älter, als ich es bin, und er ist gut in Form. Er trägt denselben langen Mantel wie heute Morgen und dieselben Westernstiefel, aber diesmal zu einer Jeans und einem schwarzen Hemd, dessen oberster Knopf offen steht. Wenig Brusthaar, glatte, gebräunte Haut. Aber am auffälligsten ist sein Gesicht. Attraktiv im klassischen Sinne ist er nicht. Dafür sind seine Züge ein klein wenig zu schmal und kantig. Aber er hat schöne dunkle Augen, eine gerade Nase und etwas, das ich sehr wichtig finde: eine ausgeprägte Kinnpartie.

Bevor ich etwas sagen kann, legt er einen Arm um mich und küsst mich auf die Wange. »Schön, dass du da bist. Entschuldige meine Verspätung. Ich musste noch etwas erledigen.«

»Ich bin auch gerade erst gekommen.«

»Stammst du aus Brabant?«

»Ja, du auch, stimmt's?«

Er grinst. »*Gleich und gleich* ... Im Restaurant sind leider schon alle Tische besetzt, es ist wahnsinnig beliebt.

Aber die Terrasse ist auch gut. Vielleicht sogar noch

Aber die Brasserie ist auch gut. Vielleicht sogar noch besser.«

Als wären wir seit dreißig Jahren verheiratet, legt er mir die Hand auf den unteren Rücken und führt mich in die Brasserie, wo er mir den Mantel abnimmt und ihn für mich an der Garderobe abgibt. Einer Frau hinter dem kleinen Schalter nennt er seinen Namen und seine Telefonnummer. Er heißt Wagner. Leon Wagner. Das klingt schon vornehmer als John van Oss. Insgeheim muss ich lächeln.

Eine junge Bedienung geht uns voraus. Die Decke ist mehrere Meter hoch, eine Metallkonstruktion, die zu den Glaswänden hin schräg abfällt. Fast alle der kleinen weißen Tische sind besetzt. Die Chromstühle sind mit hellblauem Leder bezogen. Die Tische stehen in Reihen dicht nebeneinander. Genau am Fenster ist einer frei, und dort lässt die Bedienung uns zurück. Ein dunkelhäutiger Mann um die fünfzig mit kurz geschnittenen grauen Kraushaaren reicht uns die Speisekarten.

»Bist du mit einer Flasche Entre-deux-Mers einverstanden?«

Eigentlich wollte ich nichts mehr trinken. »Ja, gerne. Aber ich werde nicht viel davon trinken.«

»Magst du keinen Weißwein?«

»Doch, ich mag jeden Wein. Genau das ist das Problem.«

»Gut so. Dann haben wir ja schon die erste Gemeinsamkeit gefunden.«

Gemeinsamkeit gefunden.«

Auf dem Tisch steht ein Aschenbecher. Ich blicke mich rasch um. Niemand raucht. Etwas beunruhigt frage ich: »Ist das Rauchen hier verboten?«

Amüsiert blickt er mich an. »Da hinten ist die Tür zur Terrasse, dort darf geraucht werden.«

»Nicht sehr gemütlich, ohne Mantel.«

»Ich gehe nachher mit dir. Oder musst du jetzt schon?«

Musst du ... »Nein, nein. Ich habe mich nur gewundert.«

»Schon gut. Mein Fehler. Ich hätte dich fragen sollen.«

»Ist das der erste Unterschied?«

Leon schlägt die Karte auf. »Ich habe vor zwei Jahren aufgehört. Aber es macht mir nichts aus, wenn du das meinst. Ich würde dir den Salat empfehlen. Der ist hier wirklich ganz hervorragend.«

»Kommst du öfter hierher?«

»Wenn ich nach London muss, gehe ich hier regelmäßig essen.«

»Und, musst du oft nach London?«

»Sechs, sieben Mal pro Jahr.«

»Geschäftlich?«

»Yes, lady«, antwortet er, ohne die Augen von der Speisekarte abzuwenden. Dann klappt er sie zu. »Ich weiß, was ich nehme. Du auch?«

Ich habe noch gar keine richtige Gelegenheit gehabt, mir alle Gerichte durchzulesen. »Nein, noch nicht.«

»Magst du Nudeln?«

Ich nicke.

ICH NICHT.

»Dann lass mich für dich bestellen.«

Als er aufblickt, kommt der Ober an unseren Tisch.

Mir fällt auf, dass Leon fast akzentfrei Englisch spricht. Bei den meisten niederländischen Muttersprachlern hört man schmerzlich deutlich, woher sie stammen. Bei Leon nicht.

»Du sprichst gut Englisch«, bemerke ich.

»Ich halte mich ja auch oft in England auf, und dann lernt man das ganz schnell.«

Ich nehme mir vor, ihn nach seinem Beruf zu fragen, aber er kommt mir zuvor, und ich erkläre ihm, was ich tue, warum, und welcher Teil meiner Arbeit mich erfüllt und welcher nicht.

»Wenn man Geschäfte machen will, muss man immer auch zu Kompromissen bereit sein«, bemerkt er knapp.

»Und genau das fällt mir immer schwerer«, erwidere ich.

»Die Kompromisse scheinen allmählich überhandzunehmen. Ich will mich nicht beklagen, wirklich nicht, aber ich habe langsam das Gefühl, eine völlig untergeordnete Rolle zu spielen. Mein Beitrag tut kaum noch etwas zur Sache. Der Kunde weiß meistens von vornherein, was er will, und ich brauche dann nur noch dafür zu sorgen, dass wir alles rechtzeitig liefern können.«

»Deine Kunden stehen an dem Punkt, an dem du vor Jahren angefangen hast. Du beschäftigst dich täglich mit Interieurs und Inneneinrichtung, und wenn alles gut läuft, weißt du, was gerade angesagt ist. Du besuchst Messen

weist du, was gerade angesagt ist. Du suchst Ideen, sammelst Ideen in internationalen Fachzeitschriften und möchtest diese, kombiniert mit deinen eigenen Ideen, in die Praxis umsetzen. Du willst etwas erschaffen, einem Projekt deinen Stempel aufdrücken. Wenn ich dich richtig verstehe, hast du inzwischen alles erreicht, was auf deinem Gebiet möglich ist, und kommst nicht mehr weiter, weil die Kunden die ausgetretenen Pfade nicht verlassen wollen, stimmt's? Es ist gut, wenn dir das klar geworden ist. Das ist ein Zeichen, dass du gut bist in deinem Beruf, dass du dich weiterentwickelst und ein kreativer Mensch bist und nicht so ein zweidimensionaler Verkaufsroboter. Und dass es Zeit wird, etwas anderes auszuprobieren.«

Ich starre ihn einen Moment lang atemlos an. Genau das, was ich versucht habe, Claudia, Dick, Anne und, ja, sogar John zu erklären, so oft, dass ich meiner selbst überdrüssig wurde, versteht er sofort, ohne dass ich ihm Beispiele zu nennen brauche oder ihm erklären muss, was das Einrichten eines leeren Raumes für mich bedeutet und wie viel Zufriedenheit es mir vermittelt, eine besondere, einzigartige Atmosphäre zu schaffen, indem ich bestimmte Farben, Materialien und Formen miteinander kombiniere. Für einen Moment schweige ich. Dann sage ich: »Du kennst dich ja anscheinend gut aus. Aus eigener Erfahrung?«

Er zuckt mit den Schultern. Der Ober erscheint wieder und schenkt Leon einen Schuss Weißwein ein. Leon probiert einen Schluck und nickt. »Guter Wein.« Der

PROBIER SICH SCHNELL UND NIMM. »GUTER WEIN!« Der Ober schenkt auch mir ein und stellt die Flasche in einen mit Eiswürfeln gefüllten Kühler, bevor er sich geräuschlos wieder entfernt.

»Wenn dir wirklich alles so zum Hals heraushängt«, fährt Leon fort und prostet mir zu, »dann wird es Zeit, das Ruder herumzureißen. Du musst deinen Gefühlen folgen, sonst verlierst du dich.« Weder in seiner Stimme noch in seiner Haltung liegt auch nur die Spur einer Belehrung. Dieser Mann, der mir hier gegenüber sitzt und sich auf umwerfend männliche Art eine dunkle Locke aus der Stirn streicht, weiß, wovon er spricht. Er erteilt mir Ratschläge mit einer Selbstverständlichkeit, als wäre er seit Jahren ein Weggefährte und wüsste genau, was ich denke und was ich will. Stärker noch: Er weist mich auf etwas hin, das ich selbst noch gar nicht so richtig begriffen hatte.

Ich trinke einen Schluck Wein und merke, dass meine Hand zittert, als ich das Glas wieder auf der glatten Tischoberfläche abstelle. »Ich habe schon darüber nachgedacht, einen Kurs in Innenarchitektur zu belegen. Oder Schaufenster zu dekorieren. Dabei kann man etwas mehr experimentieren, weil sie nichts Bleibendes sind. Und nicht so viel kosten.«

»Aber auch dann bist du an die Wünsche der Kunden gebunden. In der Praxis sieht die Schaufensterdekoration oft so aus, dass du bestimmte Produkte an ganz bestimmten Stellen platzieren musst, dort wo der Kunde

...sich nicht vorstellen können, dass sie die Freiheit haben will. Die Warenhausketten, von denen du im Prinzip abhängig bist, weil sie über das Geld für eine professionelle Schaufensterdekorateurin verfügen, verlangen ein und dieselbe Dekoration in allen Filialen im ganzen Land. Letztendlich die reine Reproduktion.«

Ich esse einen Bissen von dem Brot, das der Ober eben diskret auf den Tisch gestellt hat. Es ist noch warm, duftet und schmeckt nach Walnüssen. »Na ja, diese Erfahrung muss ich erst noch machen«, sage ich, als ich das Brot hinuntergeschluckt habe. »Schaufensterdekoration ist neu für mich, ich müsste erst hineinwachsen. Außerdem muss ich eine Hypothek abzahlen.«

»Lästig, so was«, bemerkt er abwesend, als seien finanzielle Verpflichtungen etwas, das sich außerhalb seiner Erfahrungswelt abspielt. Könnte tatsächlich sein. Für den Preis einer einfachen Vorspeise in diesem Restaurant bekomme ich anderswo ein ganzes Menü mit Getränken und Kaffee.

Mein Blick schweift für einen Moment ab, während ich darüber nachdenke, was er eben gesagt hat. Rechts von uns, etwa vier kleine, quadratische Tische entfernt, befindet sich eine offene Küche. Hinter einem hohen Tresen aus gebürstetem Stahl stehen Köche in makellos weißer Kleidung und bereiten in einer Hightech-Küche die Speisen zu. Es erinnert mich an englische Kochsendungen im niederländischen Fernsehen, in denen begeisterte Leute unter enormem Zeitdruck ein Haute-

Cuisine-Gericht nach dem anderen zaubern. Die Köche hier sind jung und erledigen ernsthaft und routiniert ihre Arbeit. Ich frage mich, ob sie noch Freude daran haben. Inwiefern können diese Leute ihre eigene Kreativität in die Gerichte einbringen, die sie tagein, tagaus eine ganze Saison lang zubereiten?

Als hätte Leon meine Gedanken gelesen, sagt er: »Wirkliche Freiheit findet man nur in der Kunst. Das Problem daran ist allerdings, dass man dann auch wirklich gut sein muss. Nein, ich habe mich falsch ausgedrückt: Eigentlich braucht man gar nicht außergewöhnlich gut zu sein, sondern man muss Gönner haben, will man nicht von öffentlichen Stipendien und Fonds abhängig werden, die einem auch wieder mit ihren Vorstellungen und Restriktionen die Richtung vorgeben. Am Anfang lebt man in Unsicherheit. Man braucht schon viel Mut, um alles andere fallen zu lassen. Aber wenn es einem gelingt, dann ist man frei. Ich finde, es ist einen Versuch wert. Du hast Geschäftssinn, wenn ich einmal von dem ausgehe, was du mir erzählt hast. Wenn du das mit deiner Kreativität in Verbindung bringst, kannst du es weit bringen.«

»Ich kann mir diese Freiheit nicht erlauben«, erwidere ich leise.

»Kannst du es nicht oder willst du es nicht? Hast du Angst?«

Ich blicke auf. »Angst. ich? Nein. Das hat nichts mit

Angst zu tun, ich denke einfach praktisch.«

»Mit anderen Worten, du findest eine Wohnung und Urlaub wichtiger. Es ist eine Frage der Prioritäten, und die liegen bei dir wohl leider nicht auf der kreativen Ebene. Schade ... Hauptsächlich für dich selbst.«

Ich fühle den Drang, ihm zu erzählen, dass ich noch nicht so weit bin. Dass es keine Frage der Prioritäten ist und er zu vorschnell urteilt. Dass ich eine schlimme Zeit hinter mir habe, in der die Vergangenheit eine alles beherrschende Rolle spielte und ich kaum dazu gekommen bin, mir über die Zukunft Gedanken zu machen. Dass er also mit seiner raschen Einschätzung zu oberflächlich reagiert ... Aber dann erscheint der Ober mit den Vorspeisen an unserem Tisch.

Die Salate sind pyramidenförmig aufgeschichtet, eine Komposition aus getrockneten Speckstreifen, Pinienkernen, Spinatblättern und Käse als bindender Zutat. Der Genuss des Salats vermittelt mir ein gutes Gefühl. Ich sollte mir zu Hause öfter einen zubereiten, aber ich komme irgendwie nie dazu. Alle Jubeljahre kaufe ich für ein Vermögen frisches Gemüse und Obst ein, aber wenn ich mir dann endlich Zeit nehmen will, aus dem Ganzen eine gesunde Mahlzeit zuzubereiten, ist schon längst alles verschimmelt, verwelkt und vergammelt.

Kaum haben wir den Salat aufgegessen, schiebt Leon seinen Stuhl zurück und schaut mich an. »Kurze Rauchpause?«

Ich nehme meine Tasche mit und folge ihm an den Tischen und der Küche vorbei und dann hinter einem Stahlregal mit ausgestellten Kunstwerken entlang durch eine Schiebetür nach draußen. Leons Gang gefällt mir ausnehmend gut. Viele Männer drehen beim Gehen ihre Füße nach außen, ziehen die Schultern nach vorn oder bewegen sich hölzern, aber nicht Leon. Mit jedem Schritt signalisiert er ein Selbstbewusstsein, das auf seine ganze Umgebung ausstrahlt. Männer weichen ihm aus, und ich sehe, wie die zahllosen blondierten Frauen eine nach der anderen zu ihm aufschauen und danach ihre taxierenden Blicke über mich wandern lassen, als ob sie mich einschätzen, beurteilen und sich fragen, ob wir zueinander gehören und welcher Art unsere Beziehung sein mag. Ob ein Mann wie Leon je zu mir gehören könnte? Jedenfalls ähnelt er in nichts den Männern, die ich bis vor kurzem in meinem Leben zugelassen hatte. Aber vielleicht spricht das gerade dafür.

Die Terrasse bildet die Verlängerung der Brasserie, ist nicht überdacht und bietet Aussicht über die beleuchteten Brücken und Gebäude am anderen Ufer der Themse. Es ist kalt draußen. Unbewusst greife ich nach meinem Revers und merke dann, dass ich gar keinen Mantel an habe. Der Wind weht ungehindert durch den dünnen Stoff meiner Ärmel, und mich überläuft am ganzen Körper eine Gänsehaut.

Ich wähle in meiner Tasche, finde meine Zigaretten und

zünde mir eine an. Als ich das Päckchen wieder einstecken will, legt Leon seine Hand auf meine. »Gib mir bitte auch eine.«

Ungläubig schaue ich ihn an. »Du hast doch aufgehört.«

»Ja, aber ich kann damit umgehen, nur hin und wieder eine zu rauchen.«

»Ganz sicher?«

Er quittiert meine Frage mit einem amüsierten, fast gönnerhaften Blick. »Ganz sicher.«

Schweigend stehen wir nebeneinander und rauchen. Der Wind zerzt an meiner Bluse und bläst den Rauch in Richtung Dach.

Er schaut mich schräg von der Seite an. »Ist dir kalt?«

»Ein bisschen. Nicht sehr.«

Er grinst mich schief an. »Du musst stark sein, Margot. Einfach durchhalten und stark sein.«

»Was willst du damit sagen?«

»Na, dass du vor Kälte fast mit den Zähnen klapperst, es aber einfach nicht zugeben willst! Was willst du damit beweisen?«

Verwirrt will ich mit den Fingern durch meine Haare fahren, verfange mich aber in den Klammern, die ich vor ein paar Stunden hineingesteckt habe. Ich bin bisher noch nicht einmal auf die Toilette gegangen, um mir das getrocknete Resultat meiner Frisierbemühungen anzusehen! Die lose herabfallenden Locken werden vom Wind in alle Himmelsrichtungen geweht. Wer weiß, ob ich

nicht wie eine strubbelige Hexe aussehe!

Leon amüsiert sich nur darüber. Seine dunklen Augen funkeln.

»Machst du das öfter?«, frage ich.

»Was denn?«

»Frauen einladen, die du gar nicht kennst, nur zu deiner Unterhaltung.«

Er dreht sich zu mir um und schirmt die schlimmste Kälte mit seiner hochgewachsenen Gestalt ab. Blickt dann auf mich herunter. »Du bietest wirklich die allerbeste Unterhaltung, Lady. Mein Abend wäre aber nicht gelungen, wenn du dich nicht auch ein wenig amüsieren würdest.«

Darauf fällt mir keine Antwort ein.

»Und, wie war ich bis jetzt?«, fragt er.

Ich kann nicht mehr an mich halten und fange laut an zu lachen. Schüttele den Kopf und blicke zu Boden. Holzdielen von der exorbitant teuren, geschliffenen Sorte. Als ich wieder aufschaue, steht er dichter neben mir, sodass wir uns fast berühren, und beugt sich über mich. »Und?«

»Du verlierst wirklich keine Zeit, Leon.«

Bevor ich reagieren kann, fasst er mir unters Kinn und drückt mir einen zarten Kuss auf den Mund. Es geht so schnell, dass ich ihn nicht erwidern oder den Kopf wegziehen kann.

»Komm, Prinzessin, gehen wir rein, ehe du dir hier

draußen den Tod holst.«

Ohne sich umzuschauen, geht er auf die Schiebetür zu, und zu meinem Ärger werfe ich meine halb gerauchte Zigarette weg und eile hinter ihm her. Der Ärger verfliegt so schnell, wie er aufgestiegen ist, als ich im warmen Inneren des modernen Gebäudes bedenke, wie wohl ich mich schon die ganze Zeit in seiner Gesellschaft fühle. Locker, beschwingt, leicht – fast übermütig. Ich will nicht, dass dieser Abend ein Ende nimmt, mit diesem Mann, der in mir liest wie in einem offenen Buch. Wie in einem interessanten Buch.

12

Der Abend geht zu schnell vorüber. Bei der Hauptspeise erzähle ich Leon von meinen Eltern und wie sie sich kennengelernt hatten und dass ich als jüngere Schwester eines nervtötenden Bruders aufgewachsen bin, den ich erst als Erwachsene richtig zu schätzen lernte. Beim Dessert sprechen wir über meine Ausbildung an der Werbefachschule, und ich krame Anekdoten hervor, an die ich schon lange nicht mehr gedacht hatte. Das Thema John vermeide ich, so gut es geht. Wenn Leon Fragen stellt, die mir zu heikel erscheinen, lenke ich das Gespräch in eine andere Richtung. John hat vieles kaputtgemacht, aber diesen Abend werde ich nicht von ihm vergiften lassen. Er gehört zu meiner Geschichte, zu meiner Vergangenheit, aber er ist kein Teil meiner Gegenwart und schon gar nicht meiner Zukunft.

Leon kann gut erzählen, aber noch besser zuhören. Ich habe das Gefühl, dass wir tagelang reden könnten, wochenlang, monatelang, ohne dass auch nur ein Moment des Schweigens oder der Langeweile eintreten würde.

Womit ich es verdient habe, dass alles viel besser gekommen ist, als ich es mir je erträumt hätte, weiß ich nicht. Nur, dass ich meine Minderwertigkeitskomplexe für den Augenblick in den Hintergrund gedrängt habe und das Hier und Jetzt genieße. In vollen Zügen.

Wir stehen draußen und warten auf ein Taxi. Die Flasche Wein haben wir bis auf den letzten Tropfen geleert und zum Kaffee noch einen Cognac genossen. Ich vertrage Alkohol momentan recht gut, was wohl an meinem höheren Körpergewicht liegt. Das ist meine Rettung, denn wenn ich diese Mengen vor wenigen Jahren konsumiert hätte, dann hätte man mich hinaustragen müssen. Lallend. Aber so weit bin ich heute nicht. Ich stehe noch fest auf beiden Beinen, allerdings hat der Alkohol bewirkt, dass ich die schneidende Kälte kaum spüre und mir ein wenig schwindelig ist. Leon hebt die Hand, und ein Taxi schwenkt aus der Reihe aus und kommt auf uns zu.

»Ich bringe dich zu deinem Hotek«, kündigt er an, als er mir hineinhilft. »Dann können wir dort noch etwas trinken.«

Ich habe fast vergessen, wie schäbig mein Hotel ist. »Es gibt dort aber keine Bar«, erwidere ich. »Nur einen gruseligen Portier.«

»Den möchte ich mir gerne einmal ansehen. Wie heißt dein Hotel, und wo liegt es?«

Ich nenne die Adresse, und er gibt sie an den Taxifahrer weiter, der auf der Straße wendet und zurück ins Zentrum fährt. Etwa achteinhalb Pfund später hält er mit brummendem Motor vor der Einmündung zur Gasse.

»Warten Sie hier«, bittet Leon den Fahrer und steckt ihm ein wenig Geld zu.

Im Foyer des Hotels steht die Tapetentür sperrangelweit offen. Mein Portier befindet sich in Gesellschaft zweier Damen mit roten, hochhackigen Schuhen und eines Mannes, der sein Bruder sein könnte. Dieselbe Figur, derselbe Blick. Die Männer starren uns neugierig an, mit hochgezogenen Augenbrauen. Die Frauen sitzen auf dem Boden vor dem Sofa und flechten sich gegenseitig die Haare.

»Ziemlich schmutzig hier«, bemerkt Leon. »Bist du sicher, dass das ein Hotel ist und kein verkapptes Bordell? Auf was für einer schlüpfrigen Website hast du das um Gottes willen aufgetrieben?«

»Ha, ha.«

»Das sollte kein Witz sein.«

Mein Zimmer ist zu klein für zwei Personen. Als wir beide eingetreten sind und sich die Tür quietschend hinter uns schließt, können wir uns kaum noch rühren. Während meiner Abwesenheit scheinen die Wände noch näher zusammengedrückt zu sein. Es stinkt so feucht und

penetrant nach Schimmel, dass ich kaum zu atmen wage. Habe ich hier wirklich heute Nachmittag vor mich hin gedöst, ohne mich an dem Gestank zu stören?

Leon schaut sich mit den Händen in den Manteltaschen um. Er mustert die Dusche, die Zimmerdecke, das Bett, das offene Fenster. »Okay«, sagt er, ohne mich anzusehen. »Hier übernachtetest du jedenfalls nicht. Hier würde ich ja nicht mal meinen Hund einsperren.«

»Hast du einen Hund?«

»Ich hatte mal einen. Er hieß Dalí.«

»Ein lustiger Name.«

»Er passte zu ihm. Er war genauso verrückt und hatte einen schwarzen Schnäuzer.«

Wieder muss ich lachen.

»Also, worauf wartest du? Pack deine Sachen. Ich gehe schon mal runter und checke dich aus.«

Ich schaue ihn überrascht an. Meine Sachen packen? Auschecken? Nichts lieber als das. Weg aus dieser Räuberhöhle, nirgendwo kann es schlimmer sein als hier. Aber irgendetwas in mir protestiert – ist das wirklich vernünftig? »Weißt du, Leon ...«, beginne ich. »Wenn ich mit dir gehe und es ...« Ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Er schaut mich so eindringlich an, dass ich jeden Moment damit rechne, dass er mich küsst, nicht flüchtig und freundschaftlich, wie auf der Terrasse des Restaurants, sondern langsam und innig. Doch er rührt sich nicht vom Fleck. »Was willst du damit sagen?«, fragt er.

»Wenn ... wenn ich mit dir gehe und du mich dann morgen früh – oder schon heute Nacht – nicht mehr so amüsant findest, dann möchte ich doch einen Platz haben, wo ich ... Mein Gott noch mal! Um es kurz zu machen: Ich werde nicht einfach so auschecken. Ich habe für dieses Hotel bezahlt, so schrecklich es auch sein mag.« Ich schaue ihm ins Gesicht und füge etwas leiser hinzu: »Für dich sind hundertachtzig Euro vielleicht nicht die Welt, aber für mich ist es sehr viel Geld.«

Er schließt kurz die Augen und reibt sich mit Daumen und Zeigefinger über die Nase. »Du brauchst nicht auszuchecken. Du kannst tun und lassen, was du willst.« Er hebt die Hände. »Aber ... bei aller Sympathie, ich hatte gar nicht vor, dich mit auf mein Zimmer zu nehmen. Das wäre auch ein bisschen zu klischeehaft, findest du nicht? Eine Frau zum Essen einzuladen und sie hinterher in natura dafür bezahlen zu lassen ... Ich wollte dir einfach für den Rest deines Aufenthalts ein ordentliches Zimmer in meinem Hotel anbieten. Ein eigenes Zimmer.«

Da war er dann also. Mein erster Tritt ins Fettnäpfchen. Ich hatte schon den ganzen Abend darauf gewartet, und jetzt habe ich ganze Arbeit geleistet. Die ganze Zeit über ist alles so gut gelaufen, ich habe kein falsches Wort gesagt, und jetzt das. Er betrachtet mich als Protegé, nicht als mögliche Geliebte. Er hat gar nicht vor, mit mir ins Bett zu gehen, sondern möchte mich nur vor diesem schrecklichen Hotel bewahren, weil er mich mag und ihm

eine Hotelrechnung mehr oder weniger offenbar nichts ausmacht. Für ihn muss es so ähnlich sein, wie einem Obdachlosen ein paar Münzen zuzuwerfen.

Ich würde am liebsten im Erdboden versinken. Mechanisch räume ich meine Kleidung aus dem Schrank und stopfe sie ungeschickt in meinen Rucksack.

Meine gute Laune ist so gut wie verfliegen.

»Aber es ist ja noch nicht aller Tage Abend«, sagt er auf einmal.

Ich drehe mich um, den Rucksack in der Hand.

Er lehnt an der abblätternden Tapete und lächelt breit. Seine Augen lachen nicht mit. »Aber erst, wenn du dazu bereit bist, meine Liebe, und von mir aus sogar noch später. Viel später.«

»Später?«

Er grinst. »Ich mag es, eine Frau leiden zu sehen. Das verschafft mir erst wahren Genuss.«

13

Das Quäntchen Intuition, das mir noch geblieben ist, hat mich nicht im Stich gelassen. Soeben hat das Taxi vor einem vornehm aussehenden Gebäude gehalten, das den Namen Waldorf Hilton trägt. Jeder einzelne Backstein in der Fassade strahlt Luxus und ehrwürdige Tradition aus. Der Stil im Inneren entspricht nicht unbedingt den Erwartungen: schlicht, offen und modern, in ruhigen Farben. Während ich mich in der Lobby umsehe und die zahlreichen Details betrachte, redet Leon mit zwei

Angestellten. Das Hotel ist ausgebucht, so viel verstehe ich, und auch die dienstbaren Damen und Herren am Empfang, die ihm ja gerne behilflich wären, können für ihn kein zusätzliches Zimmer aus dem Hut zaubern. In meinem Hotel hätten sie wahrscheinlich einfach die Besenkammer vermietet, was sowieso keinem aufgefallen wäre.

Ein anderes Waldorf Hilton hat noch zwei Zimmer frei, aber es liegt relativ weit außerhalb und wir haben schon fast zwölf Uhr. Leon findet eine »Völkerwanderung« – wie er sich ausdrückt – um diese Zeit unsinnig, und so beschließen wir, uns nicht so anzustellen und uns sein Zimmer zu teilen. Oder besser: seine beiden Zimmer. Er bewohnt nämlich eine Suite, die aus einem Schlafzimmer mit riesigem weißem Bett und einem komplett eingerichteten Wohnzimmer mit komfortablen Möbeln und Plasmafernseher besteht.

»Wohnst du immer hier, wenn du in London bist?«, frage ich, als wir hineingehen. Dabei gebe ich mir äußerste Mühe, nicht allzu überschwänglich und provinziell zu klingen.

»Nein, nicht immer. Manchmal wohne ich auch bei Freunden oder im St. James oder dem Great Eastern. Aber hier ist es ganz nett.«

Ganz nett. Das Understatement des Jahres. Schon allein das Badezimmer ist so geräumig wie mein Wohnzimmer zu Hause. Es hat dicke Glastüren, indirekte Beleuchtung

und eine höchst exklusive Sanitärausstattung. Ich denke bei mir, dass eine Nacht in dieser Suite ungefähr das Gleiche kosten muss wie eine ganze Woche Hotel California. Ich ziehe sofort die Schuhe aus, hänge meinen Mantel auf und lasse meinen Rucksack an der Tür stehen.

Leon bewegt sich durch das Wohnzimmer, als gehörte das Hotel ihm. Er schlüpft aus seinen Schuhen und schenkt uns Whiskey ein. Mit Hilfe der Fernbedienung schaltet er im Fernseher den Musikkanal ein, ganz leise, sodass die Musik kaum hörbar ist. Er lässt sich in einen Sessel fallen und beobachtet mich amüsiert.

Sein ganzes Verhalten bestätigt mir, was ich bereits geahnt habe: Er ist an diese Art von Hotel gewöhnt, ebenso wie er es gewöhnt ist, in Spitzenrestaurants zu essen. Für ihn bedeutet der Aufenthalt hier keinen besonderen Luxus, den man sich, wenn man Glück hat, ab und zu gönnen kann, sondern sein gutes Recht.

Ich weiß immer noch nicht, welchen Beruf er ausübt – irgendwie ist das Gespräch heute Abend so verlaufen, dass es sich immer nur um mich drehte -, aber allmählich frage ich mich, ob die Sache hier wirklich ganz kosher ist. Ich bin in meinem Leben Hunderten, Tausenden Leuten verschiedenster Herkunft begegnet und erkenne alten Geldadel schon von weitem. Eines ist sicher: Leon ist kein Spross einer wohlhabenden Familie. Dafür sind seine Bewegungen nicht elegant, seine Haut nicht gepflegt und seine Ausdrucksweise nicht geschliffen genug. Wobei

mich Letztere durchaus anspricht: Er hat eine wunderbare Stimme, die nicht zuletzt dazu beiträgt, dass ich mich so wohl fühle. Wie dem auch sei, in dem Sessel mir gegenüber sitzt kein Mann, der von Beruf Sohn ist. Er hat sich sein Geld selbst verdient. Psychologe kann er nicht sein, denn davon wird man bestimmt nicht so reich. Andere Möglichkeiten, die ich bis jetzt erwogen habe, sind Drogendealer oder Discothekenbesitzer. Das schließe ich immer noch nicht aus. Natürlich besteht auch die geringe Chance, dass er als einer der wenigen mit einer Internetfirma richtig reich geworden ist. Im passenden Alter wäre er. Andererseits vermute ich von seiner Art her, dass er eher mit einer Tätigkeit, die irgendwie zwischen den anderen beiden Berufen liegt, sein Geld verdient.

»Du hast mir noch nicht erzählt, was du beruflich so machst«, sage ich, während ich mich schräg gegenüber von ihm hinsetze und ein Glas von ihm annehme.

»Das erzähle ich dir lieber erst morgen. Ich möchte dich nicht vergraulen.«

»Dealst du etwa mit Drogen?«, frage ich spontan, rutsche an den äußersten Rand meines Sessels und beobachte seine Reaktion. Falls dieser Mann mit illegalen Methoden sein Geld verdient, wie auch immer, werde ich ihm für den wunderbaren Abend danken und sofort gehen. Schluss, aus. Zwar habe ich ihn angerufen und bin mit ihm gegangen, weil ich bereit war für den Sprung ins

Ungewisse, aber ich werde mich hüten zu springen, wenn ich von vornherein weiß, dass eine reißende Strömung auf mich wartet und spitze Felsen unter der Wasseroberfläche lauern.

»Interessante Theorie«, erwidert er und fängt an zu lachen. Dann wird er ernst und schweigt. Er dreht das Glas in seiner Hand und schaut mich eindringlich an.

»Nein, ein Drogendealer bin ich nicht.«

Erleichtert lasse ich mich rückwärts in den Sessel sinken. Kein Drogendealer. Gott sei Dank. »Aber was denn sonst?«

»Ich werde dir morgen zeigen, was ich tue. Oder hast du schon etwas anderes vor?«

Ich schüttele den Kopf und denke zugleich, wie dämlich ich ihm erscheinen muss. Ich habe nichts vor. Keine Besichtigung, keine Verabredung. Ich kenne niemanden in London, und er weiß nur allzu genau, dass er meinen Abend gerettet hat. Vielleicht sogar mein ganzes Wochenende.

Ich trinke einen Schluck von dem Whiskey. Er brennt mir in der Kehle. Obwohl ich eben noch dachte, dass mir der Alkohol nur wenig anhaben könnte, erwischt es mich jetzt doch. Resolut stelle ich das Glas weg. »Ich sollte lieber nichts mehr trinken.«

Er wirft einen raschen Blick auf seine Armbanduhr. »Dann geh doch jetzt schlafen.«

Ich schaue mich um. Das einzige Bett steht im

Nebenraum.

Leon folgt meinem Blick. »Nimm du das Bett. Ich schlafe hier auf dem Sofa.«

»Nein, du schläfst im Bett.«

»Ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich das zulassen würde.« Er steht auf und legt mir den Arm um die Taille, um mich zu stützen. »Komm, ich bringe dich ins Bett. Du magst ja Urlaub haben, aber ich muss um fünf Uhr wieder aufstehen ... Das Leid der Bourgeoisie.«

Wie selbstverständlich lege ich den Arm um seine Schultern, die sich muskulös und kräftig anfühlen. Er riecht so gut! Ich hoffe sehr, dass noch nicht aller Tage Abend ist, wie er es ausgedrückt hat.

Fast stolpere ich ins Bett. Es ist weich und sauber und sehr bequem. Meine Muskeln entspannen sich sofort, und die Müdigkeit legt sich wie eine Decke über mich. Wie von selbst drehe ich mich auf die Seite und stopfe mir das Kissen unter den Kopf.

Leon streichelt mir über die Haare und murmelt noch irgendetwas, aber ich bekomme es kaum noch mit.

14

Die Trennung ging nicht von John aus, sondern von mir. Ich rang mich nach reiflicher Überlegung dazu durch, zwei Monate nachdem ich von seinem Verrat erfahren hatte, und ich bereue es bis heute nicht. Er oder ich, hieß es, und ich entschied mich für mich. Hätte ich es nicht getan, hätte ich noch größeren Schaden genommen. Ich hatte

mich, sowohl bewusst als auch überwiegend unbewusst, seinen Forderungen und Ansprüchen angepasst. Teils aus Unsicherheit und teils, weil ich ihn nicht enttäuschen und die perfekte Freundin sein wollte, wie er sie sich vorgestellt hatte. Und ich war nicht die Einzige, die sich Mühe gab, ihm alles recht zu machen. Meine Eltern waren ganz verrückt nach ihm. Er passte gut in unsere Familie und noch besser in meinen Freundeskreis. Als Paar fügten wir uns nahtlos in unser Umfeld ein. Möglicherweise blieben wir deswegen so lange zusammen. Vielleicht wirkten unsere vielen sozialen Kontakte wie eine Art Leim, die unsere im Grunde ausgehöhlte Beziehung künstlich zusammenhielt. Dabei gab es schon seit einer Weile immer wieder Streitereien, vor allem, wenn wir allein waren und wenig zu tun hatten. Das war auch der nie offen ausgesprochene Grund dafür, dass wir niemals nur als Paar zusammen in Urlaub fuhren, sondern immer mit Freunden, meinen Eltern, seinen Eltern – jede Art von Gesellschaft war recht, wenn wir nur nicht für uns sein mussten. Ziemlich lange hatte ich geglaubt, es läge an mir. Ganz allmählich war meine Persönlichkeit immer weiter abgebröckelt, und was vom Sockel noch übrig war, wies tiefe Risse auf, verursacht von seinen harten Worten, seinen kritischen Blicken und seinen Phasen beleidigter Sprachlosigkeit. Dadurch vermittelte er mir immer stärker das Gefühl, weniger wert zu sein als er, und dafür begann ich ihn irgendwann zu hassen. Trotzdem hätte die

Beziehung vielleicht noch jahrelang vor sich hin geköchelt, ehe wir bemerkt hätten, was wir uns gegenseitig eigentlich antaten.

Der unvermeidliche Bruch kam schließlich dadurch zustande, dass Mieke, der ich durch und durch vertraute und die ich als meine beste Freundin betrachtete, sich in John verliebte und er sich in sie. Irgendwann in einem düsteren Moment in Raum und Zeit müssen sie beschlossen haben, zwar einander, nicht aber ihre Partner darüber aufzuklären. Danach folgte eine Phase der Lügen und Ausflüchte, der Verabredungen in seinem Auto und sogar in unserem Bett, wenn ich auf Messen arbeitete, bis ihre selbstgebastelte Zeitbombe schließlich letzten Sommer explodierte. Mieke hatte ihrem Mann Tom, dem Vater ihrer beiden kleinen Kinder, das Verhältnis gebeichtet. Nach tagelangen Gesprächen und Streitigkeiten stand ein wütender Tom bei uns vor der Tür, um John zur Rede zu stellen. Er hatte alles aus ihr herausgepresst, jedes einzelne schmutzige Detail, und davon erfuhr ich nun ausführlich aus Toms Mund, während John schweigend und aschfahl in seinem Gartenstuhl saß. Er konnte Tom nicht Paroli bieten, ganz einfach, weil alles, womit er ihn konfrontierte, die Wahrheit war.

Eine Trennung schien die einzige Möglichkeit, meine Würde in dieser Situation zu retten und mir den letzten Rest Selbstwertgefühl zu bewahren.

Doch das war gar nicht so einfach. Ohne dass ich mir dessen bewusst gewesen wäre, machte John einen viel größeren Teil meiner selbst aus, als ich mir eingestehen wollte. John war überall. Er schlich auf meiner Arbeitsstelle herum, kroch in jede E-Mail, die ich verschickte, und ich spürte seine Gegenwart bei jeder Tätigkeit, die ich am Tag verrichtete. Johns Worte und Blicke, sein Schweigen, sein Handeln, ja, sein ganzes Wesen war in mich hineingekrochen wie ein hartnäckiger Parasit, der den ganzen Tag an meinem Inneren nagte und dem es eine diebische Freude bereitete, mir einzuflüstern, in welchem Maße ich versagt hätte und wie unattraktiv ich sei, wie naiv, impulsiv, abartig und dumm.

Ich blinzele gegen das Sonnenlicht, das durch die großen Fenster hereinfällt. Das Zimmer ist hell, geräumig und modern, ohne auch nur im Mindesten steril zu wirken. Es riecht wohltuend nach frischer Wäsche und Lavendel. Es dauert einen Moment, ehe mir bewusst wird, wo ich mich befinde. Ich schiebe die Decke weg und setze mich auf. Das Waldorf Hilton. Es war also kein Traum. Ich habe hier übernachtet. Ich setze die Füße neben dem Bett auf und gönne mir einen Augenblick, um richtig wach zu werden. Mein Rock ist zerknittert und bis über die Knie hochgeschoben. Meine Bluse ist verrutscht, und darunter schaut der rote Spitzen-BH hervor.

Noch ein wenig unsicher auf den Beinen stehe ich auf und

ziehe die Bluse zurecht. Der Marmor unter meinen nackten Füßen fühlt sich kühl an. Von Leon keine Spur.

Im Badezimmer liegt ein nasses Handtuch in einem Waschbecken, und auf dem Fußboden stehen Wasserpfützen. Stille Zeugen dafür, dass er hier erst vor kurzem geduscht hat. Der Lavendelduft kommt aus dem Bad.

Erst, als ich wieder ins Schlafzimmer zurückkehre, sehe ich ein Kärtchen mit dem Wappen des Hotels auf dem Wohnzimmertisch liegen.

Liebes, du warst platt gestern Abend. Und heute Morgen im mer noch. Geh runter zum Frühstück oder ruf den Zimmer service an, und komm anschließend in The Photographers' Gallery, Great Newport Street. Wir treffen uns dort.

L.

»Du bist ja ziemlich von dir überzeugt«, flüstere ich der kräftigen Handschrift zu, aber meine Finger, in denen ich die Karte halte, zittern schon wieder genauso wie gestern.

Ich wühle in meiner Tasche und schaue auf meinem Handy nach, wie viel Uhr es ist. Viertel nach elf. Hunger habe ich nicht, noch nicht. Ich frühstücke morgens so gut wie nie, aber eine Dusche wird mir guttun.

Ich hole meinen Kulturbeutel aus dem Rucksack und kehre ins Badezimmer zurück. Im Waschbecken wasche ich den roten String aus und lege ihn zum Trocknen auf

die Heizung, mit einem Handtuch darunter, in der Hoffnung, den Trocknungsprozess zu beschleunigen.

Meine Haare haben die Nacht gut überstanden. Jedenfalls sehe ich im Spiegel keinen roten Staubwedel, sondern akzeptable Locken, die sogar noch glänzen. Aus einer Einwegverpackung nehme ich eine dünne Duschhaube und dusche mich schnell ab.

Ich denke keinen Augenblick darüber nach, nicht in die Photographers' Gallery zu gehen, was immer das auch sein mag. Der Name scheint auf ein Museum oder eine Kunsthalle hinzudeuten. Ist Leon vielleicht Galerist oder Künstler? Ich forsche in meinem Gedächtnis, ob er irgendetwas gesagt hat, was mir einen Anhaltspunkt bietet. Jedenfalls kannte er sich auffallend gut mit kreativen Prozessen aus.

Allmählich fallen mir Bruchstücke unseres kurzen Gesprächs im Flugzeug wieder ein. Ich erinnere mich, dass er etwas gesagt hat wie: »Viele Frauen denken gleich, dass etwas dahintersteckt, wenn ich sie darauf anspreche.«

Unwillkürlich muss ich lächeln, allerdings unsicher und nervös.

VI

Aus Schmerz können wunderbare Kunstwerke entstehen; ich bin der Letzte, der das leugnen würde. Stärker noch: Wahrscheinlich sind die besten Kunstwerke aller Zeiten aus tiefem menschlichem Kummer oder

höllischem Zorn hervorgegangen, gekeimt auf den blutigen Trümmern einer Zurückweisung, dem Tod eines geliebten Menschen oder einer Scheidung – oder auch: Eifersucht. Trauer und Ohnmacht als Triebfeder, um das Unkontrollierbare kontrollierbar zu machen und ihm ein Gesicht zu verleihen. Wie romantisch, schön und vor allem auch nützlich können Qual und Elend sein.

Dennoch ertappe ich mich in letzter Zeit dabei – und das, obwohl die Kunst meine Welt ist und es höchstwahrscheinlich immer bleiben wird -, dass es etwas gibt, was mich während des letzten Jahres zunehmend gefesselt hat: mich, genauer gesagt, der interessante Prozess, in dem ich mich offenbar befinde.

Letzte Woche habe ich ein Buch gekauft, das mein Interesse weckte. Ich habe es so zwischendurch in wenigen Tagen gelesen, und zwar mit zunehmendem Ärger. Mehrere amerikanische Wissenschaftler haben sich zusammengetan, um das Phänomen »Serienmörder« zu analysieren. Das leicht verdauliche Resultat ist angereichert mit zahllosen Interviews der Autoren mit Gefangenen, die zu »lebenslänglich« oder zum Tode verurteilt wurden. Daraus konstruieren sie fesselnde Geschichten, Grafiken und Definitionen, begleitet von Spekulationen über die Intelligenz solcher Menschen. In einem Kapitel wird behauptet, Serienmörder hätten – anders, als bisher angenommen – einen eher durchschnittlichen bis unterdurchschnittlichen IQ. Und das

nennen die wissenschaftlich! Die IQ-Tests stammen von den Gefängnisinsassen, das heißt Leuten, die Fehler begangen haben, die sich zu ungeschickten Improvisationen haben verleiten lassen. Natürlich drücken die den Durchschnitt.

Zugegeben, dieser Teil des Buches ärgerte mich ein wenig. Aber ich fühlte mich nicht persönlich angesprochen. Nach den Richtlinien in diesem Buch bin ich nämlich nicht einmal ein Serienmörder. Diesen Ehrentitel erhält man ganz automatisch nach drei einzeln verübten Morden innerhalb einer ziemlich kurzen Zeitspanne.

Edith ist aber schon wieder ein Jahr her.

Doch nach meinen Gefühlen in letzter Zeit zu urteilen, wird sie nicht die Letzte gewesen sein.

15

Meine Nervosität hat ihren Höhepunkt erreicht, als ich endlich die schwarz verklinkerte Fassade der Photographers' Gallery vor mir aufragen sehe. Ich habe mir wieder ein Taxi genommen, anstatt die U-Bahn zu benutzen, und ich gewöhne mich allmählich daran, dass die Fortbewegung in einer großen Stadt ihren Preis hat, wenn man sich nicht genügend Zeit nimmt, das System der öffentlichen Verkehrsmittel zu ergründen. Ich fühle mich seltsam wagemutig. Mein Job, die Niederlande, meine Wohnung, alles erscheint mir so weit entfernt, als wäre es kein Teil meines Lebens mehr.

WAGNER (1968), THE NETHERLANDS ALL PRINTS FROM THIS SERIES ARE AVAILABLE

Die Galerie befindet sich in einem schmalen Gebäude, das sich ziemlich unauffällig zwischen zwei andere zwängt, ganz in der Nähe einer stark befahrenen Straßenkreuzung. Im Foyer ist rechts ein Schalter, an dem eine junge Frau in weißer Bluse mit zwei Besuchern spricht. Doch was sofort auffällt, sind die vergrößerten Fotos an den Wänden, auf denen Ausschnitte von Gesichtern dargestellt sind. Ich bleibe stehen, fasziniert von all den starrenden Augen auf Fotopapier, die mich nicht nur direkt anschauen, sondern mir scheinbar auch etwas sagen wollen. Blaue Männeraugen, umgeben von tiefen Falten und mit grauen Tränensäcken darunter. Große, braune Kinderaugen. Die grünen, stark geschminkten Augen einer jungen Frau. Dunkle, fast wütend blickende Augen in einem ansonsten verschleierten Gesicht. Sie reden mit mir, kommunizieren. Mir läuft es kalt den Rücken hinunter. Beeindruckt gehe ich von einem Foto zum nächsten und bin so in die Porträts vertieft, dass ich die weißen Kärtchen unter den Fotos zunächst gar nicht bemerke. Schließlich wandert mein Blick dann doch dorthin.

LEON WAGNER (1968), THE NETHERLANDS ALL PRINTS FROM THIS SERIES ARE AVAILABLE

Leon ist Fotograf. Kunstfotograf. Und die Summen, für die seine Bilder verkauft werden, sowie die begehrlichen Blicke der Besucher um mich herum, die sich eifrig

Diese drei Besucher um ihren herum, die sich einige Notizen in ihren Broschüren und Taschencomputern machen, erklären seine Vorliebe für exklusive Hotels und Restaurants.

Seine Werke sind wundervoll. Mehr als wundervoll. Beeindruckend.

»Und?«

Ich drehe mich um.

Leon. Wieder mit diesem amüsierten Blick in den Augen, den ich gestern schon kennengelernt habe. Aber heute liegt noch etwas anderes darin: Zärtlichkeit.

Die Schmetterlinge, die vor langer Zeit einer nach dem anderen aus meinem Schlafzimmerfenster davongeflattert waren, sind zurückgekehrt. Ich spüre, wie ihre zarten Flügel spielerisch über meine Bauchwand streicheln. Sie tollten umeinander, und es werden immer mehr. »Wunderschön«, sage ich. »Sie sprechen. Jedes erzählt eine andere Geschichte. Vor allem dieses«, sage ich und zeige auf das Foto des alten Mannes mit den blauen Augen, »dieses finde ich besonders eindrucksvoll.«

»Na ja, letztendlich ist es aber meine Geschichte«, erwidert Leon, während er den Blick über die Fotos wandern lässt. »Es gibt so viel Leid in der Welt, in verschiedenster Gestalt. Das ist es, was diese Menschen ausdrücken. Leid, weil sie ihr Zuhause verloren haben, weil ein geliebter Mensch gestorben ist, weil sie durch eine Prüfung gefallen sind, weil sie ein Bein verloren oder nach jahrelanger Hoffnung auf ein besseres Leben keine

... ihren jungen Leuten eine Wohnung auf ein besseres Leben nicht Aufenthaltserlaubnis erhalten haben ... Das eint sie, das drücken sie aus. Leid.«

»Und du kennst diese Leute – alle?«

»Ich bin ihnen begegnet, habe etwas in ihnen erkannt, einen bestimmten Blick, eine Haltung, ich habe sie angesprochen, wenn sich die Gelegenheit ergab, und mir ihre Geschichte angehört.«

»So wie bei mir?«

Er lacht. »Nein, ich nehme nicht jeden mit in mein Hotelzimmer, wenn es das ist, was du wissen willst.«

»Gibt es auch manchmal Leute, die nicht fotografiert werden wollen?«

»Nicht viele. Aber es gibt sie.« Leon redet mit mir, schaut mich dabei aber nicht an. Sein Blick ist auf einen unsichtbaren Horizont gerichtet, meilenweit weg. »Fotografieren ist wie Stehlen. Man stiehlt einen Moment von jemandem, in dem etwas Wesentliches in seinem Charakter offenliegt, seine Seele, wenn man so will. Man fixiert sie und nimmt sie mit nach Hause. Von diesem Punkt an hat der Porträtierte nichts mehr damit zu tun. Es gibt Leute, die sich dessen stark bewusst sind und denen es Angst einjagt. Dass jeder, Freund und Feind, einem so nahe kommen, einem genau in die Augen schauen und über einen urteilen kann, ohne dass man es kontrollieren oder darauf reagieren könnte. Ein Teil von einem selbst ist Eigentum des Fotografen geworden. Und in meinem Fall ...« er blickt sich um »... öffnet man sich für die halbe

Welt, und die Seele wird anschließend verschachert. Wusstest du, dass in manchen fernen Ländern die Menschen nicht fotografiert werden wollen, weil sie Angst haben, dadurch könnte ihnen ihre Seele genommen werden?«

»Ich kann das irgendwie verstehen«, murmele ich.

Er schnauft. »In unserer Gesellschaft verkaufen die meisten Leute nur allzu bereitwillig ihre Seele. Für fünfzig Euro, manchmal hundert. Oder nur für eine Tasse Kaffee und ein nettes Gespräch. Für manche dieser Menschen war ich seit Jahren der Erste, der sich ihre Geschichte angehört hat. Und ich höre gerne zu. Jeder Mensch ist einzigartig, jeder hat eine Geschichte.«

»Und welche Rolle spiele ich dabei?«, frage ich mich laut.

Er schaut mich nachdenklich an. »Ich kann nicht leugnen, dass ich im Flugzeug etwas in dir gesehen habe, was ich auch in diesen Menschen erkannt habe. Diese Serie ist für mich noch nicht ganz abgeschlossen, auch wenn ich schon mit einer anderen begonnen habe. Du hast Heterochromia, aber damit erzähle ich dir wohl nichts Neues. Ich hätte dein Bild gerne zwischen diese hier gehängt. Deine Augen stehen etwas weiter auseinander als die der meisten anderen Frauen. In Verbindung mit den beiden verschiedenfarbigen Augen ergibt sich daraus ein ganz besonderer Anblick.«

»Du kennst den Fachausdruck?«

»Heterochromia?« Für einen kurzen Augenblick scheint

es, als legte sich ein Schatten über sein Gesicht, ganz kurz nur, dann erholt er sich wieder. »Ich kannte einmal jemanden, der das auch hatte.«

»Konnte sie dir nicht für diese Serie Modell stehen?«, frage ich.

»Warum glaubst du, dass es sich um eine Frau handelt?«
Ich zucke mit den Schultern. »War nur geraten. Weil du so ...«

»Du hast recht. Es war eine Frau. Aber sie lebt nicht mehr.«

»Oh«, sage ich. »Das tut mir leid.«

»Mir auch.« Er seufzt und blickt sich unruhig um. »So, nun weißt du also, dass ich kein Krimineller bin, sondern aus dem Stehlen und dem Handel mit Seelen im Tausch gegen eine Tasse Kaffee einen ehrenvollen Beruf gemacht habe. Wie dem auch sei, jedenfalls habe ich den Galeriebesitzern versprochen, bis sechs Uhr heute Abend hierzubleiben, Hände zu schütteln und Smalltalk zu machen. Auch in der Kunst hat die Freiheit ihre Grenzen, scheint es, also ...«

Leon legt mir eine Hand auf die Schulter. Das fühlt sich so schön an, dass ich wünschte, die Galerie um uns herum würde sich in Luft auflösen. Dann könnte ich mich frei fühlen, mich an ihn zu lehnen, mit einer Hand über seine Brust zu streicheln und ihn zu küssen. Dass ich das gestern Abend schon wollte, das und noch viel mehr, lässt sich dadurch erklären, dass ich verzweifelt und meine

Wahrnehmung vom Alkohol verzerrt war. Aber hier stehe ich nun, leicht verkatert im hellen Licht, und will es noch immer. Ich will es sogar noch mehr als gestern.

Er drückt sanft meine Schulter und lässt mich dann los. »Schau dich nur in Ruhe um, wenn du noch mehr sehen möchtest. Aber sieh zu, dass du um sieben im Hotel bist. Dann können wir noch einmal zusammen essen gehen. Ich freue mich schon darauf.«

Ich nicke nur. Als ich gehen will, fasst er mir unters Kinn und drückt einen Kuss auf meine Lippen. Flüchtig und zart, aber sein Kuss, wie unschuldig auch immer, brennt sich einen Weg durch meine Haut und setzt verschiedene Reaktionen in Gang.

»Ciao.« Er zwinkert mir zu und betritt, ohne sich noch einmal umzuschauen, einen Saal, der hinter dem Foyer liegt.

Die Frau am Empfang lächelt mich etwas verlegen an. Ich vermute, dass ich ihr Lächeln auf dieselbe Art beantworte, als ich die Galerie verlasse.

16

An diesem letzten Abend besuchten wir ein italienisches Restaurant, wo die Nudeln *homemade* waren und die Serviererinnen Italienisch sprachen. Das Essen war himmlisch. Aber selbst wenn wir inmitten von grölenden Jugendlichen unter dem Dach einer Imbissbude Fish & Chips gemampft hätten, hätte ich jede Sekunde auskosten

Ich habe mich in schwindelerregendem Tempo an Leons beruhigende Anwesenheit gewöhnt, an die natürliche Art, mit der er sich unter Menschen bewegt, und an die innere Ruhe und Selbstsicherheit, die er ausstrahlt. Er scheint jeden mit einem einzigen Blick zu ergründen, vom Taxifahrer bis zur Serviererin. Es kostet ihn überhaupt keine Mühe. Ich habe noch nie einen Mann kennengelernt, der sich so sehr im Gleichgewicht befindet, der so stark ausstrahlt, dass er weiß, wo sein Platz im großen Ganzen ist. Alles scheint sich um ihn zu drehen, und er betrachtet es als ganz selbstverständlich.

Morgen Nachmittag geht mein Flug nach Hause. Ich muss die ganze Zeit daran denken, und es macht mich nervös. Prickelnde, hektische Energie durchströmt mich. Ich will nicht zurück, ich will bei Leon bleiben, mich in seiner Welt verstecken. Ich will mich mit aller Kraft, die ich besitze, an dem Gefühl festklammern, das er mir vermittelt, und nie, nie mehr loslassen, weil ich weiß, dass der Abgrund, in den ich stürzen werde, tief ist, bodenlos, leer. Es würde keine weiche Landung werden.

Als ich heute Nachmittag die Photographers' Gallery verließ, ging ich sofort auf die Suche nach Dessousgeschäften und gab viel Geld für einen neuen Slip und den passenden BH aus. Gewagt violett, glänzend und fest; das Einzige, was ich finden konnte, dessen Effekt nicht enttäuschend ausfiel. Keine elastischen Nähte, die sich in meiner Haut abzeichnen und kein flach oerresster

oder zu beiden Seiten hervorquellender Busen. Der BH umschließt meine Brüste dort, wo es nötig ist, und lässt sie außerdem etwas runder wirken, als sie eigentlich sind. Anschließend kaufte ich mir noch einen neuen Rock. Er ist schwarz, etwas glänzend und ein bisschen kurz. Da er leicht elastisch ist, sehen meine Hüften darin gleichmäßig rund aus, alle Unebenheiten verschwinden. Durch diese Ausgaben sind allerdings meine Mittel auf zwölf Pfund geschrumpft. Das muss ausreichen, um morgen zum Flughafen zu kommen, aber darum kümmere ich mich später.

Ich habe darauf geachtet, nicht zu viel zu trinken. Zwei Gläser Chianti und danach noch einen Amaretto, immer mit einem Glas Wasser hinterher, um den Alkohol zu verdünnen. Ich habe einen leichten, angenehmen Schwips.

Wir sind wieder im Hotel, wo Leon erneut einen Whiskey eingeschenkt hat. Ich habe das Glas noch nicht angerührt. Meine neue Strumpfhose hat eine dicke Laufmasche, ausgerechnet auf dem Knie und dem Oberschenkel. Ich verschwinde hinter der Mattglastür des Badezimmers, streife die Strumpfhose ab und werfe sie weg. Wasche meine Hände und kontrolliere, ob meine Haare und mein Make-up noch gut sitzen.

Als ich ins Wohnzimmer zurückkehre, spielt Leon mit seinem Glas. Er lässt den Whiskey darin kreisen und schaut mich dann über das Glas hinweg an. »Habe ich einen Strintease vernasst?«

»Die Strumpfhose hatte eine Laufmasche.«

»Hatte sie schon den ganzen Abend.«

»Ich habe sie aber gerade erst bemerkt.« Ich setze mich in den Sessel und hebe das Glas zum Mund. Doch ich befeuchte nur der Form halber die Lippen und stelle das Glas wieder weg. »Leon«, sage ich und versuche, ihm in die Augen zu schauen. »Ich danke dir. Für alles. Für dieses Wochenende, für das Essen, für deine Gesellschaft. Morgen früh um elf muss ich am Flughafen sein. Aber ich fliege nicht gerne nach Hause. Wenn ich dir nicht begegnet wäre, dann wäre ich wahrscheinlich zwei Tage lang im Hotelzimmer sitzen geblieben ... Ich wünschte, ich könnte mich bei dir revanchieren, aber ich weiß nicht wie.«

»Du könntest mir Modell stehen.«

»Aber deine Serie ist doch fertig?«

Er nickt, langsam. »Ja, diese Serie schon. Ich arbeite schon an der nächsten, aber in die passt du genauso gut hinein.«

»Was für eine Serie ist das?«

Er hält sein Glas schräg und schaut es an. »Aktporträts.« Ich beiße die Zähne zusammen und schüttele den Kopf. »Das kann ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich kann es einfach nicht. Ich ... Ich bin zu dick.«

»Wer behauptet das?«

Ich zucke mit den Achseln und ärgere mich zugleich über

meine kindische Reaktion. Sage nichts.

Er trinkt einen Schluck von seinem Whiskey. »Ich meine das ernst. Gemessen an welchen Maßstäben?«

Ich verdrehe die Augen und winke mit der Hand in seine Richtung, als könnte ich damit seine Worte auseinandertreiben, wodurch ihre Bedeutung in der Abenddämmerung verloren ginge. »Ich ...«, beginne ich. »Meine Güte, aber das sieht man doch?« Zu allem Überflus zeige ich auf meine Taille, wie ein Vogel mit missgebildeten Flügeln.

Unbeirrt schaut er mich an. Todernst. Es liegt nicht einmal ein Lächeln um seine Lippen. Seine Augen gleichen dunklen Höhlen in seinem kantigen Gesicht. Sie sind unergründlich.

Es macht mich nervös. Ich lege meine Hände in den Schoß und starre an ihm vorbei auf die Lichter der Stadt.

Das Schweigen liegt zwischen uns. Ein drückendes Schweigen, das mich zwingt, einen inneren Dialog zu führen.

Gemessen an welchen Maßstäben? Gute Frage. Der Parasit, den John mir eingepflanzt hat, wedelt mit dem Schwanz. Dabei kichert er und nagt an meinem Inneren.

Als ich John kennenlernte, trug ich eine vollkommen akzeptable Größe vierzig. Jetzt habe ich vierundvierzig. In den Läden, in denen ich am liebsten einkaufe, ist das die absolute Obergrenze.

Ich greife nach meinem Glas und trinke einen tüchtigen

Schluck von meinem Whiskey. »Ich trage Kleidergröße vierundvierzig.«

»Und?«

»Wenn ich noch mehr zunehme, muss ich meine Kleider in Geschäften kaufe, die auf Übergrößen spezialisiert sind.«

Er zieht eine Augenbraue hoch. »Dein Selbstbild hängt von Modegeschäften ab?«

Jetzt werde ich rebellisch. »Ja, das könnte man so sagen.«

Er zieht an seiner Zigarette und schaut mich kritisch an. Abwartend.

»Ich habe das Gefühl, nicht mehr dazuzugehören, verstehst du das?«, fahre ich fort. Meine Stimme klingt lauter, als ich wollte. »Dass ich mit meinem Körper in normalen Geschäften nichts mehr finde, sondern Spezialgeschäfte aufsuchen muss. Das ist doch ein deutliches Zeichen? Ein Maßstab, wie du es nennen würdest?«

»Konfektionskleidung wird für die breite Masse angefertigt, meine Liebe.« Bedächtig tippt er die Asche von seiner Zigarette. »Das bedeutet nichts anderes, als dass die große Gruppe jener Frauen, die häufig Kleidung kaufen, hauptsächlich Größe vierundvierzig und darunter trägt. Mehr bedeutet es nicht. Es sagt nichts darüber aus, was schön ist oder wie man auszusehen hat. Es sagt dagegen alles darüber aus, was gekauft wird und von

wem. Die Masse ist kein Maßstab.«

»Und ... und was ist mit den Leuten, die die Mode entwerfen? Sie bevorzugen doch keine schlanken Mannequins, weil die Masse auch so ist. Sie tun es, weil es schöner aussieht.«

»Männer werden aber nicht angetörnt von einem Meter fünfundachtzig großen, klapperdürren Models mit einem arroganten Blick in ihrem ausgezehrten Gesicht. Sie betrachten Mannequins nicht als Frauen. Die Welt der Mode hat nichts mit der Wirklichkeit zu tun, es ist eine Illusion, Kunst. Die meisten Männer stehen auf Fleisch, das kannst du mir glauben: Hüften, Brüste, Hintern. Etwas zum Anfassen. Richtige Frauen. Keine knochigen Karikaturen.« Leon lehnt sich auf seinem Sessel nicht mehr entspannt zurück, sondern ist nach vorn gerutscht. Er unterstreicht seine Worte mit Gesten. »Ein molliger Körper steht seit Menschengedenken für Wohlstand, für Fruchtbarkeit, das ist immer so gewesen. Du brauchst dir doch nur einmal Gemälde alter Meister anzuschauen, um zu erkennen, wie attraktiv sie alle füllige Frauen gefunden haben. In den Ländern, in denen der Kommerz noch nicht Fuß gefasst hat, ist das bis heute so. Das sollte doch für sich sprechen.«

Sein Redeschwall verwirrt mich. So, wie er es sagt, klingt es so einfach, so klar. Aber es fühlt sich nicht so an. »Es ist allgemein bekannt, dass Dicksein ungesund ist und man sich etwas Gutes tut, wenn man abnimmt. Zu viel Gewicht

belastet den Körper. Das ist doch auch ein Maßstab?«

»Fühlst du dich denn ungesund?«

»Nein, nicht wegen meines Gewichts.« Mir gehen die Argumente aus, und ich bin selbst schuld daran. Jetzt scheint es so, als hätte ich ein ernsthaftes Problem, als wöge ich zweihundert Kilo und könnte mich kaum mehr aus dem Bett schleppen. Oder als fände ich das alles ganz furchtbar, als litte ich extrem unter meinem Gewicht, obwohl ich mir doch nur wünsche, ich hätte Größe achtunddreißig. Ach, vierzig würde schon reichen, sodass ich wieder normale Kleidung tragen könnte. Markenkleidung, die mir gut steht ... Warum habe ich überhaupt davon angefangen?

»Weswegen denn?«

Ich starre mein Päckchen Zigaretten auf dem Tisch an.

»Ich würde gerne aufhören zu rauchen. Ich spüre, dass das schlecht für mich ist. Wenn ich morgens aufwache, bin ich oft noch genauso müde wie abends vor dem Zubettgehen, und ich weiß, dass das vom Rauchen kommt, denn ich hatte einmal damit aufgehört, und da ging es mir gut. Jedenfalls besser. Körperlich gesehen.«

»Aber trotzdem hast du wieder angefangen.« »Ja, denn ich habe innerhalb von zwei Monaten acht Kilo zugenommen. Alle haben behauptet, es käme daher, dass ich mehr gegessen habe, als Kompensation für das Zigarettenrauchen. Aber daran lag es nicht. Mein Stoffwechsel hatte sich verlangsamt. Ich bin mir sicher,

dass es daran lag.«

»Also rauchst du nicht aus Überzeugung, aus eigenem Entschluss, sondern weil dir die Alternative nicht wünschenswert erscheint: die Angst, dicker zu werden. Und damit hässlich. Oder besser: hässlicher, jedenfalls in deiner Wahrnehmung.«

Ich hebe die Hände. »Ja.«

»Du richtest dein Leben also nach dem aus, was ›die anderen‹ von dir halten, oder was du glaubst, was sie von dir halten, wer immer diese anderen auch sein mögen ... Deine Nachbarin? Die Verkäuferinnen in den Modengeschäften? Komm schon, Margot!«

Ich greife nach meiner Packung Zigaretten, klopfe eine heraus und zünde sie mit einem Einwegfeuerzeug an. Die Flamme erleuchtet meine zitternde Hand.

»Weil es aus der Mode ist, in die Kirche zu gehen«, fährt er fort, »richtet sich die westliche Welt heutzutage nach den Vorschriften des Kommerzes. Eine verdammt anspruchsvolle Religion, wenn du mich fragst. Was erlaubt ist und was nicht, wechselt von Saison zu Saison, und da deine ›anderen‹ sich nicht aus der Gruppe ausschließen wollen, strampeln sie sich ab, um den Ansprüchen zu genügen. Die kontinuierliche Veränderung hat einen Zweck, ein Ziel, Liebes: dass wir so viel wie möglich konsumieren. Die wollen dich melken wie eine Kuh, von der Wiege bis zur Bahre. Mach dir keine Illusionen: Man hat dir eine Gehirnwäsche verpasst. Du

bist ein wandelndes Portemonnaie, ein Roboter, der Brennstoff, mit dem die multinationalen Konzerne funktionieren.«

Ich schlage die Augen nieder. Diese Diskussion widerstrebt mir. Jedenfalls mit Leon, der einfach umwerfend aussieht, wie er mir so im Halbdunkel gegenüber sitzt. Sein schwarzes Hemd halb offen, mit eindringlichem Blick. Durch den Fanatismus, den er in seine Rede legt, sprüht er vor Energie. Als säße er zur besten Sendezeit in einer Talkshow und nicht in der Abgeschiedenheit eines Hotelzimmers.

Das will ich nicht. Nicht an diesem Abend. Es hätte ein schöner Abend werden sollen, werden müssen. *Mein Abend*. Doch jetzt haben wir uns in eine Diskussion über Kleidergröße vierundvierzig verstrickt, über meine Unfähigkeit, mit dem Rauchen aufzuhören, und über multinationale Konzerne, die mein Leben bestimmen – und dass es mir wichtig ist, was andere über mich denken. Ich fühle mich mies. Am liebsten würde ich mich ins nächste Mauselloch verkriechen.

Dennoch bleibe ich sitzen.

Leon steht auf, schiebt den Tisch, der uns trennt, beiseite und kniet sich vor mich hin. Er umfasst mit beiden Händen meine Knie, knetet, massiert, schiebt meinen Rock hoch und streichelt meine Hüften.

Mein Körper reagiert heftig, doch meine Leidenschaft wird von dem Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit fast im

Keim erstickt.

Leon blickt zu mir auf. »Eine Frau muss mollig sein. Mollige Frauen sind sexy. Verdammt sexy.«

»Ich fühle mich nicht sexy.« Meine Stimme klingt leise, fast gebrochen.

Er küsst die Innenseite meiner Oberschenkel. »Du hast ja einen Vogel, Liebes«, murmelt er. »Du hast keine Ahnung! Ich habe selten jemanden mit einem so verzerrten Selbstbild getroffen wie dich.«

Seine Küsse brennen auf meiner Haut. Unmerklich bin ich weiter nach unten gerutscht, Stückchen für Stückchen. Ich will, dass er weitermacht! Dass er mich massiert, mit den Fingern und den Lippen streichelt, höher, näher. Ich fange leise an zu stöhnen.

Plötzlich hört er auf.

Verwirrt öffne ich die Augen. Er ist aufgestanden, hat sich wieder eine Zigarette genommen. Jetzt steht er am Fenster und blickt hinaus auf die Stadt – oder zu einem Horizont, den nur er allein sehen kann.

Ich ziehe meinen Rock hinunter und zupfe verlegen an meiner Bluse. »Was ...?«, beginne ich, doch er lässt mich nicht ausreden.

»Ich will, dass du darum bettelst.«

Ich blicke auf. Habe ich richtig gehört? Er hat sich umgedreht, die Zigarette zwischen Daumen und Zeigefinger. Seine Augen sind kohlschwarz, hypnotisieren mich, es geht eine magnetische Anziehungskraft von ihnen

aus, und ich kann nur noch ihn anschauen, als befänden wir uns zu beiden Seiten einer Röhre und außer uns existierte nichts mehr. Er und ich.

»Betteln?« Meine Stimme klingt leise und zittrig. »Hast du das gesagt?«

Er mustert mich von Kopf bis Fuß, ganz langsam streicheln seine Augen über mein Gesicht, meinen Hals, mein Dekolleté und dann weiter nach unten. Ich kann seinen Blick körperlich spüren, erotischer als Worte oder eine Berührung sein könnten. Mein Herz schlägt schneller, fast hörbar in der Stille. Ich atme flach. Mein ganzer Körper kribbelt.

»Ich will wissen, wie sehr du es willst.« Er setzt sich wieder mir gegenüber in den Sessel, zieht an der Zigarette und atmet den Rauch bedächtig aus. Seine Bewegungen erinnern mich an einen Kater, der sich einem Rivalen nähert oder einer Beute: taxierend, abtastend. Er wendet den Blick keinen Moment lang von mir ab. »Zeige mir, wie sehr du es willst, Margot.«

Ich atme jetzt hörbar durch meinen leicht geöffneten Mund. Beinahe hätte ich dem Impuls nachgegeben, zu lachen oder eine flapsige Bemerkung zu machen, um die plötzlich spannungsgeladene Atmosphäre aufzulockern, doch zugleich weiß ich, dass ich meine Nervosität durch nichts verbergen kann. Es wäre zu aufgesetzt gewesen. Er hätte mich sofort durchschaut.

Von einem Augenblick zum anderen sind wir in eine

andere Dimension geraten. Ich befinde mich auf seinem Territorium, in einer neuen Phase, die sich auf seinem Terrain abspielt. Ich spiele eine Rolle darin, eine entscheidende Rolle, aber nur er kennt die Grenzen.

»Du bist wunderbar«, flüstert er. »Das Schönste, was ich seit langer Zeit gesehen habe. Zeig dich mir. Ganz.«

Ich weiß jetzt, was er meint, wo er mich hinführt. Doch anstatt mir Angst einzujagen, erregt er mich nur noch mehr. Dennoch reagiere ich nicht auf seine Aufforderung. Noch nicht. Ich kralle mich mit den Zehen in den gemusterten Teppich und denke fieberhaft nach. Die Rahmenbedingungen sind mir klar, aber die Ausführung ist noch *terra incognita*. Unbekanntes Gebiet.

»Nur du und ich, Prinzessin«, sagt er leise. »Die Wände haben weder Augen noch Ohren. Es ist in Ordnung. Du willst es – ich weiß, dass du es willst. Folge deinem Gefühl. Tu es. Mach es schön.«

Ich schlucke, aber meine Kehle ist trocken, als ich meinen Rock ein Stückchen hochziehe und meine Beine leicht spreize, sodass er den violetten String sehen kann. Und noch so viel mehr. Dieses viele Fleisch, mein überschüssiges Fleisch.

»Deutlicher. Das erregt mich.«

Ich zittere jetzt am ganzen Körper. Ich lasse mich noch weiter hinunterrutschen und lege die Hand zwischen meine Beine. Unter seinem dunklen Blick, der unerträglichen Spannung, explodierte ich fast unter meiner eigenen Hand.

Leon spielt den strengen Regisseur für meine unsicheren Bewegungen. Seine Augen wandern zwischen meinem Gesicht und meinem Schritt hin und her. Eine Hand hat er auf die Sessellehne gelegt, in der anderen hält er die Zigarette, immer noch zwischen Daumen und Zeigefinger. Sein Gesicht verrät keine Gemütsbewegung, aber körperlich ist er sichtlich erregt. Er ist ganz auf mich fixiert, registriert jede Kleinigkeit, jeden Atemzug, die geringste Augenbewegung, ihm entgeht nichts.

Das verleiht mir ein eigenartiges Gefühl der Macht, der Befriedigung. Ich bin wichtig. Er ist der Regisseur, aber ohne mich gibt es nichts zu inszenieren.

»Zieh das aus.«

Ich glaube, ich keuche, bin mir aber nicht ganz sicher. Ich ziehe meinen Rock noch weiter hoch und fahre mit den Daumen unter die Spitze, um den String auszuziehen. Obwohl ich versuche, es möglichst verführerisch aussehen zu lassen, sind meine Bewegungen eher ruckartig.

»Mach weiter!«, sagt er und atmet langsam Rauch aus.

Meine Finger liegen jetzt auf der nackten Haut, die samtweich und warm und glatt ist und sich so anders anfühlt als sonst, als gehörte meine Hand nicht mir, sondern führte ein Eigenleben. Sie streichelt und betastet, feucht, rhythmisch.

Mein Gott, was geschieht hier? Was tue ich? Ich keuche, stöhne, winde mich, während Leon mir fast reglos von seinem Sessel aus zusieht, ohne den Blick von mir

abzuwenden. Ich schaue ihn die ganze Zeit an und finde in seinen Augen die Bestätigung, die ich suche, die Wertschätzung und Aufmunterung, die ich brauche, um weiterzumachen, keine Scham mehr zu empfinden, sondern dem Drang nachzugeben, der sich in mir aufbaut, der anschwillt und fast unerträglich wird. Meine linke Hand sucht wie von selbst eine Brust, Fingerspitzen finden durch den weichen Stoff meiner Bluse und den Satin-BH eine Brustwarze, hart und empfindlich.

Leon schließt kurz die Augen und nickt, fast unmerklich, als Ermutigung. Seine Hand hat er jetzt locker in den Schritt gelegt. Er sieht wahnsinnig begehrenswert aus. Es liegt an seiner ganzen Pose: wie er da im Sessel liegt und wie er mich allein durch eine ganz subtile Körpersprache dazu bringt, gewisse Dinge zu tun, wobei er nur das Allernotwendigste spricht.

Ich lege den Kopf in den Nacken. Das ist Wahnsinn, schießt es mir durch den Kopf, regelrechter Wahnsinn, aber ich stoße mit dem Becken und stöhne langanhaltend, werde lauter, jammere, während sich jeder einzelne Muskel in meinem Körper anspannt, mein Becken und meine Brüste sich nach vorn drängen, stolz, befreit in einem letzten, himmlischen Zucken, wonach ich erschauernd in die weichen Sesselpolster zurücksinke.

Leon ist in wenigen Schritten bei mir und umarmt mich. Er zieht mich hoch und drückt mich an sich. Ich lehne mich schwer an ihn, meine Beine tragen mich nicht. Ich

lege meine Wange an seine Brust und höre sein Herzklopfen.

Er küsst mich auf den Scheitel. »Das war schön, Liebes. Beeindruckend.«

»Findest du?« Ich keuche immer noch ein bisschen.

Mit einer Hand hebt er mein Kinn an. »Ja.« Sanft und liebevoll berührt er mich mit den Lippen, mit der Zunge, langsam und liebevoll.

Noch immer zittrig erwidere ich seinen Kuss, lege die Arme um seinen Hals. Es ist das erste Mal, dass er mir so nahe ist, dass ich seine Zunge schmecke, ihn rieche, seinen Körper streicheln kann. Bartstoppeln scheuern über meine Nase und meine Wange, als ich mit dem Gesicht an seinem entlangstreiche und seinen Geruch tief einatme.

»Das hast du noch nie gemacht, oder?«, fragt er.

Ich schüttele den Kopf. »Nein, noch nie.«

»Wunderbar.«

17

Während meiner Abwesenheit haben die Kollegen aus meiner Abteilung die Anfragen nach einem Vertreterbesuch in eine Ablage auf meinem Schreibtisch gelegt. Eilige Aufträge haben sie für mich übernommen. Ich blättere erst ihre Berichte durch und dann den Stapel der Anfragen – sowohl ausgedruckte E-Mails als auch handschriftliche Notizen des Innendienstes –, darunter Gott sei Dank nur wenige Beschwerden. Während des

Lesens erarbeite ich bereits einen groben Wochenplan. Neben den Ausdrucken liegt eine Mappe, in der ich meine Berichte aufbewahre. Ich schreibe sie im Auto, nach jedem Kundenbesuch. Sie enthalten Aufzeichnungen darüber, wie das Gespräch verlaufen ist, aber auch persönliche Daten der Kunden wie Geburtstage, die Geburt eines Kindes und Krankenhausaufenthalte. Die Leute wissen es zu schätzen, wenn man an Ereignissen Interesse zeigt, von denen sie einem beim vorherigen Besuch erzählt haben, und nicht selten reagieren sie überrascht, dass ich mich noch daran erinnere. Morgen habe ich vor, zu einer halb städtischen Einrichtung in der Umgebung zu fahren, zu einem festen Kunden, der regelmäßig Möbel für Asylantenheime bei uns einkauft. Jos van Dam, mein Ansprechpartner, hat mir beim letzten Mal erzählt, seine Frau sei im achten Monat schwanger. Da unsere letzte Begegnung zwei Monate zurückliegt, muss er, wenn alles gut gegangen ist, inzwischen Vater sein. Ich notiere es mir, damit ich ihn nachher danach fragen kann.

Das Handy in meiner Hosentasche vibriert. Ich halte den Atem an, ziehe den kleinen weißen Apparat heraus und klappe ihn auf. Dick, mit einer Mitteilung: Heute Abend um halb neun kommt eine Serie im Fernsehen, soll ich mir anschauen, echt super. Findet Dick. Wie lieb von ihm. Enttäuscht schicke ich ihm eine kurze Dankesmail und klappe mein Handy wieder zu. Trinke anschließend einen

Schluck von meinem inzwischen kalten Kaffee und verziehe angewidert das Gesicht.

Es ist außergewöhnlich ruhig heute Vormittag. Ich sitze allein an meinem Schreibtisch in dem Büro, das ich mit vier weiteren Außendienstmitarbeitern teile. Ihre Anwesenheit ist jedoch genauso wenig selbstverständlich wie meine. Niemand verbringt hier mehr als einige wenige Stunden, und das nur höchstens zwei Mal pro Woche. Es ist auch nicht gerade der schönste Raum im ganzen Gebäude. Unsere rote Einrichtung stammt aus dem Katalog von vor sechs Jahren, und in den rollbaren Pflanzgefäßen kümmern Grüppchen von subtropischen Zimmerpflanzen unter dem gnadenlosen Neonlicht vor sich hin. Das Fenster bietet Aussicht auf den Parkplatz und die Zufahrtsstraße zum Gewerbegebiet.

Nach jedem Pflichtbesuch im Büro sind meine Kollegen und ich heilfroh, uns wieder in den nächsten Stau stellen zu können, wo zwar genauso wenig die Freiheit lacht, wir aber wenigstens rauchen und laut die Hits im Radio mitsingen können. Im Prinzip sind unsere Fahrzeuge unsere Büros.

Nervös trinke ich noch einen Schluck von dem kalten Automatenkaffee. Ich sitze jetzt schon seit zwei Stunden hier und hatte doch insgeheim damit gerechnet, dass wenigstens eine Kollegin vorbeischauen und mich fragen würde, wie mein Urlaubsmonat so war. Zumindest hatte ich Claudia oder die Empfangssekretärin erwartet. Doch

die haben heute Morgen anscheinend Besseres zu tun.

Ich bin ja selbst schuld. Ich hätte mich ja auch mal kurz bei ihnen in der Abteilung blicken lassen können. Das wäre vielleicht kollegialer gewesen. Sozialer. Stattdessen bin ich heute Morgen so schnell wie möglich in mein Büro geeilt, in der Hoffnung, niemand würde mich bemerken. Ich hatte keine Lust, Claudia zu begegnen. Obwohl ich ihr inzwischen dankbar bin, dass sie mich hat sitzen lassen, ist es bezeichnend für ihren Charakter. Ich hatte ihr nicht auf ihre SMS geantwortet, und sie hatte nicht noch einmal versucht, mich zu erreichen. Also war es nur eine Höflichkeits-SMS gewesen und kein Zeichen aufrichtigen Interesses. Ich war keine echte Freundin, sondern nur der Notnagel, jemand, der sie in ihrem Kummer tröstete.

Auf dem Parkplatz hält ein kleiner Lieferwagen von UPS. Ich sehe einen jungen, dunkelhäutigen Mann aus der Fahrertür springen. Er verschwindet im Inneren seines braunen Transporters und eilt kurz darauf beladen mit einigen Paketen in Richtung Empfang.

Ich wende mich wieder den Berichten und Anfragen zu. Ich fange an, Kunden anzurufen und Termine zu verabreden. Alles verläuft nach Wunsch, und mein Terminkalender füllt sich. Eigentlich ist die Arbeit ja gar nicht so übel, denke ich bei mir. Jedenfalls mit Abstand der beste Job, den ich je hatte, und ich brauche mich kein bisschen dabei anzustrengen. Aber das ist wiederum das Problem. Denn das genügt mir nicht. Nicht mehr.

Ich kann nicht verhindern, dass meine Gedanken abschweifen. Es ist jetzt gut eine Woche vergangen, seit ich London verlassen habe. An jenem Abend war nichts mehr geschehen. Leon steckte mich ins Bett, schmiegte sich an meinen Rücken, nahm mich in den Arm und streichelte meinen Bauch. Mehr nicht, und mehr brauchte er auch gar nicht zu tun. Ich genoss seinen warmen Körper hinter mir, drückte seine Hand und fühlte mich glücklich. Wir redeten noch ein bisschen miteinander, flüsterten in der Stille, aber dabei blieb es. Am nächsten Morgen rief er ein Taxi, bezahlte dem Fahrer im Voraus vierzig Pfund und wartete mit den Händen in den Taschen, bis ich aus seinem Blickfeld verschwunden war.

Ich schaute mich noch einmal um, und das war es dann. Keine Ahnung, ob ich ihn jemals wiedersehen werde. Wir haben nichts verabredet, keine Versprechungen gemacht und keine Adressen ausgetauscht, aber Leon hatte an jenem Abend ja ausdrücklich gesagt, dass er mich für seine neue Serie fotografieren wolle. Er fragte mich nicht etwa, ob ich Lust dazu hätte, sondern teilte mir einfach seine Absicht mit. Aber warum ruft er mich dann nicht an? Er muss doch inzwischen aus London zurück sein. Wenn ich mich recht erinnere, schon seit vergangenen Mittwoch oder Donnerstag.

Letzte Woche bin ich nirgendwo hingegangen ohne mein Handy. Ich habe peinlich darauf geachtet, dass der Akku aufgeladen war, und es sogar mit ins Bett genommen. Ich

weiß wirklich nicht, wie oft ich auf das Display geschaut habe, immer wieder, in der Hoffnung, dass das Briefumschlag-Symbol erscheint.

Während ich meine Sachen zusammenpacke und zur Tür gehe, nehme ich mir vor, mich heute Abend tatsächlich nach einem Kurs für Schaufensterdekoration oder Innenarchitektur zu erkundigen. Vielleicht kann ich dabei gleich im Internet nach Stellenanzeigen suchen. Wer weiß, vielleicht bieten sich mir berufliche Möglichkeiten, an die ich bisher noch gar nicht gedacht habe, Stellen, die viel besser zu mir passen und wo ich mich stärker in die Arbeit einbringen kann. Echte Herausforderungen. Ob es die gibt?

»Margot?«

Ich schaue mich um. Hinter mir im Flur steht die Empfangssekretärin.

»Ich habe mich schon gefragt, ob du immer noch Urlaub hast«, sagt sie. »Ich habe dich gar nicht hereinkommen hören.«

»Ich bin heute erst wiedergekommen«, antworte ich überflüssigerweise.

»Es ist gerade ein Päckchen für dich abgegeben worden.«

»Für mich?«

»Ja. Warte mal.« Sie geht in ihr Büro.

Ich bleibe draußen auf dem Flur stehen und warte. Durch die geöffnete Tür höre ich das Stimmengemurmel des

innendienstes und des Einkaufs. Ich schnappe Fetzen von Telefongesprächen in holprigem Englisch oder Deutsch auf. Bestellnummern, Entschuldigungen.

Marlies kommt wieder heraus und überreicht mir eine große braune Papprolle.

Ich nehme sie an und schaue auf den Adressaufkleber. Das Päckchen ist an die Firma gerichtet, und darunter steht in Druckbuchstaben: ZU HÄNDEN MARGOT HEIJNE, PERSÖNLICH.

»Noch ein bisschen früh für ein Weihnachtspräsent von einem Kunden, findest du nicht auch?«, fragt Marlies. Aus ihrem ganzen Gesichtsausdruck spricht grenzenlose Neugier.

Ich zucke mit den Achseln.

»Willst du es nicht aufmachen?«

»Doch, aber erst heute Abend zu Hause«, antworte ich.

»Bestimmt ist es ein Kalender oder so was Ähnliches. Oder ein Poster von einer Veranstaltung.«

VII

Ich habe meinen Mietwagen vor der Zufahrt zum Gewerbegebiet Keervliet abgestellt. Das Gelände besteht aus einer trostlosen Ansammlung potthässlicher Flachbauten, verbannt an den Rand der Stadt. Eine wenig inspirierende Umgebung.

Gerade bin ich am Informationsschild ausgestiegen und habe ein wenig dümmlich auf die Karte gestarrt, eine Reklamebroschüre in der Hand. Natürlich nur pro forma,

denn ich weiß genau, wo ich hinmuss. Dafür brauche ich kein Informationsschild. Ich gebe mich nur als jemand aus, der irgendetwas in dem Gewerbegebiet sucht und nebenbei noch einige Telefongespräche führt. Ich könnte alles sein: ein Vertreter, ein IT-Mitarbeiter, vielleicht ein Firmenbesitzer. Passanten würde nichts Besonderes an mir auffallen.

Vorbereitung ist alles.

Vielleicht wiederhole ich mich, zugegeben, aber ich bin lieber gut vorbereitet. Besser, man denkt zehn Schritte voraus, als im letzten Augenblick zu erkennen, dass man sich nicht richtig informiert hat. Dann verpasst man den richtigen Moment, und alles gerät außer Kontrolle.

Das einzig Ärgerliche ist, dass ich hier nicht stundenlang stehen bleiben kann. Eine halbe Stunde ist in Ordnung, eine Stunde zu viel.

Ärgerlich.

Ich Sorge dafür, dass ich den Eindruck erwecke, beschäftigt zu sein. Zu diesem Zweck steht ein halb geöffneter Laptop neben mir auf dem Beifahrersitz. Das Amüsante an der Situation ist, dass ich tatsächlich arbeite. Das Telefon klingelt ununterbrochen. Mein Mund erzählt den Anrufern, was sie hören wollen, aber meine Augen sind starr auf das Bürogebäude gerichtet.

Es ist ein niedriger, weißer Bau mit einem braunen Fries an den Seiten. Nur zur Vorderseite hin gibt es Fenster. Der Parkplatz davor ist mit niedrigen Robuststräuchern

von der Durchfahrtsstraße abgegrenzt.

In dem Gebäude ist wenig Bewegung zu erkennen. Sie soll heute wieder anfangen zu arbeiten, aber ich weiß nicht, ob sie dafür in die Firma muss. Sie könnte von zu Hause aus arbeiten, und in diesem Fall habe ich ein Problem. Ein vorübergehendes Problem allerdings, denn schon bald werde ich mehr über sie erfahren. Doch ich bin neugierig geworden und will den Dingen nicht einfach so ihren Lauf lassen. Vorbereitung ist alles, habe ich das eigentlich schon erwähnt? Man kann nicht früh genug damit anfangen.

So weiß ich inzwischen, dass es nicht einfach ist, an einen gefälschten Pass heranzukommen. Meine zweite Identität – nur für alle Fälle. Billig war das nicht gerade. Ich hoffe nicht, dass ich in die Verlegenheit gerate, ihn wirklich zu brauchen, aber sollte trotz aller sorgfältigen Vorbereitungen etwas schiefgehen, weiß ich zumindest, dass ich jederzeit darauf zurückgreifen kann.

Ein beruhigender Gedanke.

18

Es ist ein Foto. Es liegt ausgerollt auf dem Boden meiner Wohnung, glänzend und an den Rändern leicht hochgebogen. Mit verschränkten Armen schaue ich es mir an. Blaue Augen in einem zerfurchten Gesicht. Das Foto, das mir so gut gefallen hat. Vielleicht habe ich es Leon in der Photographers' Gallery gesagt, ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Er hat es sich entweder gemerkt

oder es erraten. Das Foto ist nummeriert und von ihm signiert. Irgendwann im Laufe dieses schwindelerregenden Wochenendes muss ich ihm erzählt haben, für welche Firma ich arbeite. Auch das hat er sich gemerkt.

Letzte Woche stand ich immer wieder kurz davor, ihn anzurufen, aber ich habe es nicht getan. Ich kann mit Zurückweisung nur schlecht umgehen, und diesmal hätte ich besonders große Schwierigkeiten, nachdem ich mich im wahrsten Sinne des Wortes vor ihm entblößt habe. Vielleicht war es für ihn nur eine einmalige Sache: ein Wochenendflirt, ein angenehmer Zeitvertreib. Dass es für mich so viel mehr bedeutet, so unsagbar viel mehr, ist mein Problem. Wenn Leon nie wieder etwas von sich hören ließe, wäre ich sehr traurig, aber das Wochenende wäre dadurch in meiner Erinnerung nicht weniger schön und außergewöhnlich. Verlegenes Schweigen jedoch, eine durchsichtige Ausrede oder eine direkte Zurückweisung würde es für immer beschmutzen. Ich habe mich einfach nicht getraut. Und noch immer weiß ich nicht, was ich tun soll.

»Was nun?«, frage ich die blauen Augen auf dem Holzfußboden. Sie erwidern gequält meinen Blick, außerstande zu antworten. Die Momentaufnahme eines unbekannten Mannes, ein Stückchen seiner Seele, gestohlen von Leon.

Ich wühle mir durch die Haare. Wie soll ich dieses Geschenk einschätzen? Ist es ein Dankeschön, so wie

andere einen Blumenstrauß schicken, als kleine Aufmerksamkeit für die Hilfe bei einem Umzug oder einer Krankheit, oder ist es eine besonders originelle Einladung dazu, endlich Verbindung mit ihm aufzunehmen?

Ganz vorsichtig rolle ich das Foto auf und schiebe es zurück in die Hülse. Auf jeden Fall werde ich dieses Wochenende einen Rahmen dafür kaufen und es in meinem Schlafzimmer aufhängen. Nicht im Wohnzimmer. Dafür besitzt es eine zu intime Bedeutung für mich.

Die Eieruhr klingelt. Ich gehe in die Küche und hole meine Pizza aus dem Minibackofen. Mit dem Teller auf dem Schoß setze ich mich auf das Sofa. Der Fernseher läuft leise, aber ich bekomme sowieso nichts mit.

Soll ich ihn anrufen? *Muss* ich ihn anrufen? Ich könnte ihm eine SMS schicken, das wäre am wenigsten riskant. Aber wenn er nicht antwortet? Dann stehe ich wieder vor demselben Dilemma. Zu häufig passiert es, dass eine SMS aus unerfindlichen Gründen nicht ankommt. Und außerdem sehne ich mich danach, seine Stimme zu hören.

Ich schiebe den Entschluss vor mir her und esse ein paar Bissen von der Pizza. Sie schmeckt mir nicht. Ich stelle den Teller zurück auf den Wohnzimmertisch. Während ich ruhelos von Sender zu Sender zappe, wandert mein Blick unwillkürlich zum Spiegel, der gerade so meine Füße und Unterschenkel zeigt. Ich lege den Kopf in den Nacken. Anrufen? Warum nicht? Ich kann mich doch einfach bei ihm bedanken? Beiläufig, unverbindlich, ganz kurz und

knapp?

Das Beiläufige wird mir nicht gelingen. Ich platze fast vor Anspannung, und das wird er unweigerlich an meiner Stimme hören. Ich stehe auf und gehe wieder in die Küche, aber diesmal, um mir ein Glas Wein einzuschenken. Ein bisschen Alkohol kann nicht schaden. Ohne ihn auch nur zu schmecken, trinke ich den Wein in wenigen Zügen aus. Unruhig kehre ich ins Wohnzimmer zurück, greife nach dem Päckchen Zigaretten auf dem Tisch und zünde mir eine an. Klappe mein Handy auf und suche seinen Namen in der Telefonliste.

Angenommen, er ist mit einer anderen Frau zusammen?

Angenommen, er liegt mit jemandem ...

Angenommen, er ...

Ruf jetzt an, Margot, und zwar sofort!

Das Freizeichen ertönt drei Mal. Vier Mal.

»Leon?«

Ich setze mich auf und umklammere mit beiden Händen mein Telefon. Der Alkohol hilft kein bisschen. Vielleicht hätte ich einen Moment warten sollen, bis er gewirkt hat. »Hallo, ich bin's, Margot«, sage ich endlich. »Ich hoffe, ich störe dich nicht? Ich wollte dich nur anrufen, um mich bei dir zu bedanken.«

»Es war doch das Richtige, oder?«

»Ja, genau. Ich habe mich wahnsinnig darüber gefreut. Wie schön, dass du dich daran erinnert hast.« Ich bekomme nicht mehr richtig Luft. Mir stockt der Atem.

»Am Samstag findet in Amsterdam die Vernissage für eine Ausstellung statt, bei der Bilder von mir und ein paar Freunden gezeigt werden. Es wird bestimmt nett. Ich würde dich bei der Gelegenheit gerne ein paar Bekannten vorstellen. Hast du Lust?«

Ich bringe zunächst kein Wort heraus. Ich hatte etwas anderes erwartet, oder besser: In meiner Vorstellung waren mir nur zwei Möglichkeiten eingefallen, und diese war nicht darunter gewesen. »Ja«, murmele ich. »Das fände ich schön.«

»Gib mir mal deine E-Mail-Adresse, dann lasse ich dir eine Wegbeschreibung schicken.«

19

Zuerst bemerkte ich gar nicht, dass im Haus eine merkwürdige Atmosphäre herrschte. Ich war zu sehr in meine eigenen Gedanken vertieft, um die subtilen Veränderungen im Verhalten meiner Eltern zu registrieren. Auf dem Weg zu ihnen dachte ich bei mir, wie gerne ich ihnen erzählen würde, dass ich in London einen Mann kennengelernt hatte. Aber wenn ich es verraten hätte, dann hätten sie mir Fragen gestellt, auf die ich ihnen die Antwort hätte schuldig bleiben müssen. Was ich fühle, will oder auch nur denke, ist sowieso schwer in Worte zu fassen. Das alles ist noch zu frisch, und ich kann keinen klaren Gedanken fassen.

Da ich bei meiner Ankunft noch mit derlei Überlegungen beschäftigt war, fiel es mir nicht auf, dass meine Mutter

mich ein wenig nervös begrüßte, sich andauernd über ihre Hände rieb und meinem Blick auswich. Erst, als mir mein Vater umständlich Tee einschenkte, schrillten bei mir die Alarmglocken.

Meine Mutter ist für den Tee und den Kaffee zuständig. Sie versorgt die Gäste, ihre Kinder, meinen Vater, jeden. Diese Rolle hat sie übernommen, und sie legt großen Wert darauf. Das einzige Mal, dass davon abgewichen wurde, war während ihres Krankenhausaufenthaltes wegen einer Gebärmutteroperation gewesen.

Misstrauisch blicke ich mich um, als müsse es im Inneren des Hauses Hinweise auf ihr abweichendes Benehmen geben, aber mir fällt nichts auf. Nur ein großer Blumenstrauß auf dem Tisch.

Meine Mutter schaut mich immer noch nicht an. Ich nehme die Tasse von meinem Vater entgegen, lasse ein Zuckerstückchen in das glühend heiße Getränk fallen und blicke beunruhigt meine Mutter an, die noch immer mit einem abwesenden Blick am Fenster steht. Ich befürchte schon, sie sei beim Arzt oder im Krankenhaus gewesen und habe schlechte Nachrichten für uns. Es wäre typisch für sie, eine chronische Krankheit zu verbergen und erst dann davon zu erzählen, wenn sie schon totkrank wäre.

»Was ist denn, Mama?«

Sie blickt auf, streicht ihren Rock glatt und kommt zu uns hinüber. Setzt sich schräg gegenüber von mir an den Tisch, neben meinen Vater, die Hände auf der

Tischdecke gefaltet.

»Mama? Stimmt etwas nicht mit dir?«

Sie schüttelt fast unmerklich den Kopf. »Nein. Mir geht es gut. War es schön in London?«

Ich runzele die Stirn. Hatten sie sich gestritten, kurz bevor ich kam? Hatte ich sie mitten in einer heftigen Diskussion gestört? Und worum war es gegangen? Ich schaue von einem zum anderen, aber ich sehe keine blutunterlaufenen oder rot geränderten Augen, die auf einen Weinkrampf oder eine schlaflose Nacht hindeuten würden. Auch sitzen sie nicht voneinander abgewandt, sodass ihre Körperhaltung diesen Schluss zugelassen hätte. Nein, meine Spekulationen treffen nicht zu. Sie sind noch immer ein Team. Ein schweigendes Team.

Es hat etwas mit mir zu tun. Ich fühle es einfach.

»Ja, es war schön in London«, antworte ich ohne große Begeisterung. »Tut mir leid, dass ich nicht früher kommen konnte. Ich habe ein paar hektische Wochen hinter mir.«

»Schon gut«, sagt sie nur, trinkt einen Schluck Tee und schaut wieder zum Fenster hinaus.

Ich folge ihrem Blick, aber im Garten spielt sich nichts Spektakuläres ab.

Lange sagt niemand ein Wort. Die einzigen Geräusche stammen von der alten friesischen Wanduhr und der Gasflamme des Durchlauferhitzers.

»Wie war das Dorffest?«, frage ich und breche damit als Erste das Schweigen. »War es schön?«

Meine Mutter nickt. »Ja, es war wirklich sehr nett. Nur schade, dass du nicht dabei warst.«

Erneutes Schweigen.

Das ist doch einfach verrückt! »Würdet ihr mir jetzt bitte mal sagen, was hier los ist?«

Meine Eltern schauen einander an. Kurz, für den Bruchteil einer Sekunde, und dann, als hätten sie es abgesprochen, sagt mein Vater: »John war gestern hier.«

John. Durch eine unwillkürliche Bewegung verschütte ich meinen Tee. Die glühend heiße Flüssigkeit verbrennt mir die Hand, und ich springe auf, renne in wenigen Schritten in die Küche und drehe das kalte Wasser auf. Mit der Hand unter dem Wasserhahn starre ich von den Blumen auf dem Wohnzimmertisch zu meinen Eltern und wieder zurück. Meine Mutter schlägt die Augen nieder.

Von allein wäre ich nicht darauf gekommen. Noch nicht. Ich dachte, meine Mutter hätte den Strauß vielleicht vom Dorffestkomitee erhalten, als Dank für ihren Einsatz. Irgend so etwas. »Die Blumen sind von ihm«, sage ich laut. »Von John.«

Meine Mutter nickt kleinlaut.

»Und die stellst du in eine Vase?« Ich drehe den Hahn zu. Den Schmerz in meiner Hand spüre ich schon nicht mehr.

»Es sind schöne Blumen«, erwidert sie leise. »Zu schade zum Wegwerfen.«

»Du hast ihn hier hereingelassen.« Wider besseres

Wissen hoffe ich, dass sie es verneinen. Aber die Antwort ist wiederum Schweigen, was bestätigt, was ich bereits vermutet habe. Ja, sie haben ihn hier hereingelassen. Und nicht nur das, meine Mutter hat Blumen von ihm angenommen, sie sorgsam angeschnitten, sie in ihre schönste Vase gestellt und ihnen einen Ehrenplatz auf dem Wohnzimmertisch gegeben. Und ich bin mir sicher, dass der edle Spender auch etwas zu trinken bekommen hat. Vielleicht hat er sogar ein Stück Torte dazu gegessen. Bei meinen Eltern. *Meinen Eltern.*

John hat mein Nest beschmutzt.

Ich verschränke die Arme und bleibe demonstrativ in der Küche stehen, dicht beim Ausgang.

Meine Mutter zuckt in einer Geste der Hilflosigkeit die Achseln. »Was hätte ich denn tun sollen?«

»Er hat hier nichts zu suchen!«, antworte ich. Meine Stimme überschlägt sich vor Zorn und Wut. »Wie kann er es wagen, sich hier blicken zu lassen! Woher nimmt er diese Unverschämtheit?«

Wieder dieses Achselzucken, als könnte sie das alles ja nicht ändern. »John ist hier jahrelang ein und aus gegangen«, erwidert sie, so leise, dass ich sie kaum verstehen kann. »Natürlich verurteile ich, was er getan hat. Das weißt du. Dein Vater ebenfalls. Aber all diese Jahre kann man doch nicht so einfach auslöschen. Ich habe es nicht fertiggebracht, ihn einfach vor der Tür stehen zu lassen.«

»Er hat geklingelt«, ergänzt mein Vater, als machte das einen Teil wieder gut, als würde ihr Verrat damit entschuldigt. »Er ist nicht zum Gartentor hereingekommen.«

»Das wäre ja noch mal schöner!«, gifte ich. Ich werfe die Hände in die Luft. »Wenn der hier auch noch hereinspazieren würde, als wäre nichts geschehen. Er hat kein Recht dazu! Nicht mehr!«

»Möchtest du dich nicht wieder hinsetzen?«

Energisch drückte ich mich von der Anrichte ab und setze mich widerstrebend auf meinen Platz am Esstisch.

»Er hat momentan ein paar Probleme mit sich«, sagt meine Mutter.

»Ja, er ist ganz durcheinander«, ergänzt mein Vater. »Er ist ...«

»Aber er hat doch Mieke?« Meine Stimme trieft vor Sarkasmus. »Das hat er doch unbedingt so gewollt?«

Mein Vater schüttelt den Kopf. »So kann man das nicht sagen. Er hat uns erzählt, dass er dich sehr vermisst und nicht nur dich, sondern auch uns. Er hatte nie die Chance, das alles mal von seiner Warte aus zu erklären, und er wollte uns gerne erzählen, wie er die ganze Sache sieht. Es macht ihm furchtbar zu schaffen, Margot. John wollte dich nicht verlieren.«

»Das hätte er sich früher überlegen müssen.«

Meine Mutter reibt sich mit beiden Händen über das Gesicht. »Schätzchen ... John hat einen Fehler gemacht,

das ist ihm inzwischen klar geworden. Wir machen alle unsere Fehler im Leben. Es gibt Momente, in denen man Entscheidungen trifft, die man später bereut, weil man dadurch etwas kaputt gemacht hat, aber ... an denen man schließlich doch menschlich wächst. Manchmal ist das notwendig, um besser verstehen zu können, wer man ist und was man will.« Irgendetwas in ihrer Stimme macht mich noch misstrauischer, als ich ohnehin schon bin. Es liegt an ihrer Wortwahl. Und an der Verlegenheit, mit der mein Vater reagiert.

Ich schaue von einem zum anderen und weiß, was sie mir sagen will. Mein Vater wendet sein Gesicht ab.

»Zwischen uns herrschte auch nicht immer eitel Sonnenschein«, sagt meine Mutter. »Dein Vater und ich, wir ...«

»Ich will das nicht hören!«, unterbreche ich sie bissig. »Wirklich nicht. Mit John bin ich fertig. Warum wollt ihr das nicht verstehen? Ich will diesen Mistkerl nie wieder sehen! Nie wieder!« Meine Stimme überschlägt sich. Kann sein, dass ich schreie, aber mir ist jetzt alles egal. »Könnt ihr euch eigentlich vorstellen, was er mir angetan hat? Ich hoffe, er stirbt, ganz langsam und schmerzhaft! An dem Tag, an dem das passiert, zünde ich ein Freudenfeuer an!«

Ich schaue von den Blumen zu meinen Eltern, die mich fast vorwurfsvoll ansehen, und wieder zurück. Mit jeder Sekunde werde ich hilfloser. Jetzt ist es plötzlich meine

Schuld. Nein, nicht die von John, diesem armen Kerl, der ja das Recht hat, Fehler zu machen, sondern die von Margot, die ja oh, so unvernünftig reagiert.

»Und ... wisst ihr was ...« Ich springe auf. »Ich könnt mir auch mal den Buckel runterrutschen!«

Ich renne hinaus und knalle die Tür hinter mir zu. Die Glasscheibe klirrt in der Fassung.

Um mich herum sitzen Lastwagenfahrer in den Kabinen ihrer Lkws und essen zu Mittag. Einer der Männer wirft mir aus dem geöffneten Fenster heraus einen neugierigen Blick zu, aber ich schaue einfach durch ihn hindurch. Ich bin auf eine Raststätte gefahren und habe dort angehalten, weil ich mich nicht mehr auf die Straße konzentrieren konnte.

Zitternd sitze ich am Steuer und verberge das Gesicht in den Händen. In einer Viertelstunde habe ich einen Termin mit einem Hotelbesitzer, der Tische und Stühle für einen neuen Konferenzraum sucht. Das Hotel liegt nur zehn Minuten von dem Parkplatz an der A2 entfernt, aber ich schaffe es einfach nicht, mich zusammenzureißen und ruhiger zu werden. Ich zittere am ganzen Körper vor Wut und Zorn, kämpfe gegen den Impuls, zu John zu fahren und einen Backstein durch seine Scheibe zu werfen. Nein, das wäre viel zu gut für ihn. Negative Aufmerksamkeit ist auch eine Form der Beachtung. Aber es würde mich durchaus erleichtern. Er muss aus meinem Leben

verschwinden, ganz und gar: nach Sibirien auswandern, sich in nichts auflösen, sich davonmachen, sterben – sodass ich sicher sein kann, ihm nie wieder begegnen zu müssen. Damit ich die Sache ein für alle Mal als abgeschlossen betrachten kann. Dass er die Kampfzone bis zu meinen Eltern ausgeweitet hat, dass er sich bei ihnen eingeschleimt und sie von seinen guten Absichten überzeugt hat, ist einfach unverzeihlich.

Ich bin nur mal kurz auf eine Tasse Tee bei meinen Eltern hereingeschneit. Ich wollte mich ein bisschen mit ihnen unterhalten und dann wieder weiterarbeiten. Ich bin quasi bei ihnen am Haus vorbeigefahren, und es war gerade Mittagszeit. Da fiel mir ein, dass ich nichts mehr von mir hatte hören lassen, seitdem ich vor anderthalb Wochen aus London zurückgekehrt war. Zugleich dachte ich daran, dass sie sich ihrerseits ja auch nicht gemeldet hatten. Meine Eltern sind bisher nicht einmal in meiner neuen Wohnung gewesen, sie haben nicht einmal ein Kärtchen oder Blumen geschickt, nichts. Sie können sich einfach nicht damit abfinden, dass ich in die Stadt gezogen bin, und dafür gibt es einen Grund. Als deutlich wurde, dass meine Beziehung mit John in die Brüche ging, organisierte mein Vater für mich eine Wohnung im Dorf, ohne mir etwas davon zu sagen. Ein Reihenhaus im Neubauviertel, dessen Besitzer für ein Jahr ins Ausland musste.

»Dadurch brauchst du keine übereilte Entscheidung zu

treffen«, meinte er. »Vielleicht renkt sich das mit John wieder ein, und dann hast du kein eigenes Haus am Hals, das du wieder verkaufen musst. Das wäre doch schade um das Geld und den ganzen Ärger. Und wenn es sich nicht wieder einrenkt, hast du genügend Zeit, um dich in aller Ruhe nach einem netten Häuschen hier in der Nähe umzuschauen.«

Er hatte sich viel Mühe gegeben und nach eigener Aussage mehrmals mit dem Mann geredet, um ihm klarzumachen, dass seine Tochter weder eine Drogenabhängige war, die ihm das Haus ausräumen oder es verkommen lassen würde, noch eine Verrückte, die womöglich Scharen von Hunden und Katzen hielt. Der Mann, dessen Name mir nicht mehr einfällt, erklärte sich schließlich einverstanden. Sechshundert Euro im Monat, mehr, als ich jetzt an Hypothek abzahle. Ich hätte sofort einziehen können. Im Grunde gar keine schlechte Idee. Doch der Hauseigentümer stellte eine ganze Reihe von Bedingungen. Die wichtigste war, dass die Möbel stehen bleiben mussten und dass an dem Haus nichts verändert werden durfte. Die Wände durften nicht getüncht, die Gardinen nicht abgehängt werden: Alles musste genau so bleiben, wie es war. Schließlich würde der Besitzer wieder zurückkehren, und dann wollte er sein Haus noch wiedererkennen. Im Grunde lief es also darauf hinaus, dass ich ein Jahr lang eine Menge Geld dafür bezahlen sollte, dass ich auf sein Haus aufpasste, ein Haus, das sich

niemals wie mein Zuhause anfühlen würde. Das kam für mich nicht in Frage. Mein Vater hatte in seinem Enthusiasmus und seiner Organisationswut nicht bedacht, dass ich vielleicht andere Pläne haben könnte. Dick verstand mich oder gab sich jedenfalls die größte Mühe, meine Entscheidung zu akzeptieren. Er und Anne halfen mir sogar beim Umzug, was ich für sie auch sofort getan hätte. Meine Eltern dagegen hielten sich heraus, wie in stillem Protest. Kindisch beinahe. Und jetzt haben sie John empfangen wie den verlorenen Sohn.

Ich will sie nie wieder sehen. Sie sind zu weit gegangen.

20

Zu Fuß ist es nicht weit vom Hauptbahnhof bis zur Galerie. Ich bin froh darüber, denn meine neuen Stiefel sind noch nicht eingelaufen. Sie haben hohe Absätze, viel höher, als ich es gewöhnt bin, und sie umschließen eng meine Waden. Wirklich klasse, aber damit auf glatten Pflastersteinen zu laufen gelingt mir durchaus noch nicht mühelos.

Das Auto habe ich zu Hause stehen gelassen. Aus der Zeit, in der ich einmal für einen Kollegen eingesprungen bin, weiß ich noch, dass die Parksituation in Amsterdam einfach katastrophal ist und reguläre Parkplätze ein Vermögen kosten. Nicht selten musste ich eine Dreiviertelstunde lang suchen, bis ich einen freien Platz fand.

Ich bin nervös. Nervös und aufgeregt. Es ist fast zwei

Wochen her, seitdem ich Leon zum letzten Mal gesehen habe. Ich hätte ihn viel lieber allein getroffen oder erst etwas mit ihm getrunken, bevor ich den Löwen zum Fraß vorgeworfen werde. So fühlt es sich nämlich an. Zugleich bin ich neugierig auf seine Freunde und Bekannten und auf die Art, wie sie miteinander umgehen.

Ich laufe an Grachtenhäusern vorbei, weiche den Pfützen aus und drücke das Revers meines Mantels fest an mich. Zu Hause habe ich mir die Wegbeschreibung eingeprägt. Bis jetzt scheine ich richtig zu liegen. Die Galerie kann nicht mehr weit sein.

Dick ist mir in den letzten beiden Tagen ziemlich auf die Pelle gerückt. Er hat mich zweimal täglich angerufen und mir SMS geschickt, und gestern Abend ist er bei mir vorbeigekommen, um die Sache mit meinen Eltern wieder geradezubiegen. Der Streit liegt ihm furchtbar schwer im Magen. Dick ist ein Familienmensch und glaubt, man könnte jeden Konflikt durch Reden lösen. Vielleicht hat er recht, aber auf jeden Fall ist es dafür noch zu früh.

Ich habe ihm gesagt, dass sie mich lieber eine Weile in Ruhe lassen sollen. Dass ich sie lieb habe, aber dass es mich zu sehr schmerzt hat, was sie getan haben, und ich sie eine Zeit lang nicht sehen möchte. Ihr Verrat wiegt zu schwer für mich. Dafür brachte mein Bruder durchaus Verständnis auf. Oder er tat zumindest so als ob. Bei Dick weiß man das manchmal nicht so genau.

Die Galerie befindet sich in einem alten, vornehm aussehenden Gebäude. Im Inneren ist alles weiß: die hohen Wände, die Decken, die riesigen beweglichen Trennwände, an denen teilweise nur ein einziges gerahmtes Foto hängt. Zusätzliches Licht fällt von oben herein, da Teile des Dachs durch spitz zulaufende Glaskonstruktionen ersetzt wurden, wie in einem Treibhaus.

Ich wandere durch die verschiedenen Räume, auf der Suche nach Leon. Grüppchen von Leuten haben sich zusammengefunden. Sie halten ein Glas Wein oder Champagner in der Hand und unterhalten sich mit gedämpften Stimmen.

Als ich Leon entdecke, scheinen sich all die anderen in nichts aufzulösen. Die Umgebung, die Fotos, alles verschwimmt und wird transparent, und ich sehe nur noch seine hochgewachsene, dunkle Gestalt. Sein Blick zieht mich magisch an. »Ich freue mich, dass du gekommen bist.« Er haucht mir einen Kuss auf die Stirn. Kurz fährt er mir mit den Fingern in den Nacken, unter meine Haare. Meine Kopfhaut kribbelt. Aus seiner Geste spricht eine Intimität, die in dieser Umgebung unpassend erscheint.

Einige Umstehende schauen uns an, genauer gesagt: mich. Sie mustern mich von Kopf bis Fuß und flüstern miteinander – der.

Ich fühle mich unbehaglich unter ihren Blicken. Warum, so frage ich mich, lässt Leon anderthalb Wochen lang

nichts von sich hören und will sich dann ausgerechnet hier, inmitten vieler Menschen und in dieser klinisch-nüchternen Umgebung, mit mir treffen?

»Ich möchte dich ein paar guten Freunden von mir vorstellen.« Er legt mir die Hand auf den Rücken und führt mich in einen anderen Saal, wo die Decke niedriger ist und wo mehrere kleinere Fotos ausgestellt sind. Es handelt sich um Aufnahmen von Müllhalden, wie man sie so in den Niederlanden nicht vorfindet. Auf manchen Abbildungen wühlen Kinder mit dunkler Hautfarbe im Abfall herum.

In dem Raum steht ein kleiner runder Tisch. Darauf warten Gläser mit Champagner, und er drückt mir eines in die Hand. Als ich es annehme, zittern meine Hände ein wenig.

»Du siehst toll aus«, sagt er.

Ich lächele. »Danke dir.«

Er richtet den Blick auf einen Punkt hinter meinem Rücken, und sein Lächeln wird breiter.

Ich drehe mich um.

Die Frau, die er anlächelt, ist bildschön. Sie hat blondes, glattes Haar mit roten Strähnen, das sie zu einer Art Knoten aufgesteckt hat, eine schmale Taille und lange Beine. Mit der natürlichen Grazie einer Katze durchquert sie den weißen Raum und kommt auf uns zu. In ihren schlanken Fingern hält sie ein Glas. Ihre Fingernägel sind in demselben Champagnerfarbton wie ihr Kleid und ihre

Schuhe lackiert. Ihre gesamte Aufmachung ist sorgsam durchdacht. Als sie sich nähert, wandern ihre Mundwinkel hoch. Die Bewegung verursacht kaum ein Fältchen in der glatten Haut ihres Gesichts.

»Margot, das ist Debby. Sie ist eine alte Freundin von mir und kümmert sich um meine PR.«

Debby mustert mich neugierig, aber zugleich auch ein bisschen reserviert und kritisch.

»PR?«, frage ich, als ich ihr die Hand schüttelte. Ihr Händedruck fühlt sich kräftiger an als vermutet. »Ich dachte, dass Fotografen immer selbst ihre Werke promoten?«

»Nein, nicht alle.« Debby schenkt Leon ein zuckersüßes, vertrauliches Lächeln. »Unsere Erfolgsgeschichte gibt uns recht, nicht wahr, Leon?«

Leon lächelt ebenfalls. »Na ja, im Grunde ist es ja eher deine Erfolgsgeschichte.«

Sie drückt ihm spielerisch den Arm und wendet sich wieder mir zu. »Leon hat mir erzählt, dass ihr euch in London kennengelernt habt, aber er hat mir nichts über dein Aussehen verraten. Frappierend, wie sehr du ihr ähnlich siehst! Aber das wird er dir ja schon selbst gesagt haben.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, wem soll ich denn ähnlich sehen?«

Ich spüre, wie Leon neben mir mit einer abwehrenden Geste reagiert, und die Blonde weicht ein Stück zurück.

Die spannungsgeladene Stille hält nur eine Sekunde an, vielleicht zwei. So vieles schwingt darin mit, ohne dass auch nur ein Wort gesprochen wird.

»Und er hat mir auch verschwiegen, was du beruflich so machst«, fährt Debby fort, die sich wieder vollständig von Leons stillschweigendem Tadel erholt hat. »Bist du auch Künstlerin?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, ich ...«

»Doch, bald bist du eine«, höre ich Leon neben mir sagen. »Ich arbeite daran.«

Erstaunt wende ich mich ihm zu, erhalte aber nicht die Chance, etwas zu erwidern.

»Was machst du denn?«, fragt Debby.

»Ich arbeite für eine Firma, die Projekteinrichtungen vertreibt«, höre ich mich sagen. »Als Beraterin.« Komplett gelogen ist das nicht. Täglich berate ich die Kunden dahingehend, Möbel aus unserer Kollektion zu kaufen.

»Arbeitest du schon lange dort?«

Ich denke kurz darüber nach. John und ich waren seit einem Jahr zusammen, als ich bei All Inclusive anfang.

»Ungefähr sechs Jahre.«

»Arbeitet ihr auf internationaler Ebene?«

»Nein, nur in den Niederlanden.« Dabei würde ich es gerne belassen. Dies hier erscheint mir nicht die richtige Umgebung, um zu erklären, dass ich Bezirksleiterin bin. Das klingt irgendwie so ... beschränkt.

Ein älterer Mann mit einem glänzenden Glatzkopf und einer auffälligen Fliege kommt zu uns herüber. Er nickt mir distanziert zu, drückt Leon die Hand und nennt ihn »Junge«, obwohl Leon seine Glatze weit überragt und ich bisher noch nichts Jungenhaftes an ihm habe entdecken können. Dann nimmt er Debby am Arm und führt sie von uns weg.

»Was weißt du, was ich nicht weiß?«, frage ich Leon in gedämpftem Tonfall.

»Wie meinst du das?«

»Na ja ... dass ich bald auch Künstlerin sein werde.«

»Es sollte eine Überraschung sein. Hab noch ein bisschen Geduld. Vorher möchte ich dir meinen Manager vorstellen, Richard. Ich bin mir sicher, dass du ihn sympathisch findest. Man muss ihn einfach mögen.«

Ehe ich ihn fragen kann, worauf Debby mit ihrer Bemerkung hinauswollte, dass ich irgendjemandem stark ähnele – frappierend sogar -, schlägt Leon fest den Arm um mich und zieht mich mit zu einer Gruppe, die vor dem großen, ziemlich deprimierenden Schwarzweißfoto eines niedergebrannten Waldes steht und Wein trinkt. Rasch schaue ich auf das Kärtchen darunter. Das Bild stammt nicht von Leon.

»Der Blonde da«, erklärt Leon und ruft: »Maestro!«

Der Mann dreht sich von den anderen weg. Richard ist ungefähr in demselben Alter wie Leon, aber vom Aussehen her sein genaues Gegenteil. Wenn die

Beschreibungen dunkel, eckig und kantig auf Leon zutreffen, könnte man Richard als hell, rundlich und weich bezeichnen. Die menschliche Version eines Teddybären, wenn auch ohne den dicken Bauch. Er hat ein freundliches, offenes Gesicht, und seine Haut sieht ein wenig rosig aus, als wäre er gerade von einem winterlichen Waldspaziergang zurückgekehrt. Nicht unattraktiv. Sein warmer Händedruck fühlt sich angenehm an. »Ich habe schon viel von dir gehört, Margot. Willkommen.«

»Danke«, antworte ich.

Richard schaut mich ausgiebig und ganz ungeniert an, wobei mir auffällt, dass in seinem Blick keinerlei Begehrlichkeit liegt. Er beurteilt mich, als wäre ich ein Gemälde. Oder eine Statue. »Leon hat mir erzählt, dass du ihm für seine neue Serie Modell stehen wirst. Da kann ich ihn nur zu seiner Wahl beglückwünschen. Hast du schon einmal Modell gestanden?«

Ich schüttele den Kopf.

»Umso besser. Du bist bei ihm in guten Händen, das versichere ich dir. Aber ich nehme an, damit erzähle ich dir nichts Neues.«

»Ich verstehe nicht viel von Fotografie. Ich habe nur die Serie in London gesehen, aber sie hat mich stark beeindruckt.«

»Die Augenserie?«

Ich nicke.

»Die war schön. Sehr schön, aber nicht kommerziell genug. Es gibt nicht viele Kunden, die sich solche verstörenden Bilder an die Wand hängen wollen. Leon wird sich in der nächsten Zeit wieder mehr mit lukrativen Arbeiten beschäftigen müssen. Jedenfalls habe ich ihm eine ganze Reihe fantastischer Aufträge verschafft. Hier in den Niederlanden, aber auch in Berlin, Barcelona, Kopenhagen ... Die Leute reißen sich um ihn.«

Ich schaue auf zu Leon. Der hat sein Interesse an dem Gespräch verloren. Sein Blick ist auf das Foto von dem verbrannten Wald gerichtet, aber ich habe den Eindruck, dass es ihn ebenfalls nicht sonderlich interessiert. Er scheint in Gedanken versunken.

»Leon ist wirklich gut«, fährt Richard fort. »Der beste Fotograf, den ich kenne, jedenfalls auf seinem Gebiet. Bei Porträts entfaltet er sein ganzes Können, obwohl ich behaupten würde, dass er noch eine Glühbirne so fotografieren könnte, dass die Leute sie bestaunen würden. Es ist ein besonderes Talent, das lernt man in keiner Ausbildung, man hat es, oder man hat es nicht. Leon beherrscht das Licht. Er produziert niemals schlechte Aufnahmen, ja, nicht einmal mittelmäßige.«

Richard fährt noch eine ganze Weile damit fort, Leon in den höchsten Tönen zu loben, aber ich kann mich kaum noch auf seinen Monolog konzentrieren.

Leon hat die Hand um meine Taille gelegt und streichelt abwesend den Stoff meiner Bluse. Meine Haut kribbelt

unter seiner Berührung, und das Kribbeln breitet sich in tiefere Schichten meines Körpers aus. Ich dränge mich näher an ihn, ganz diskret, aber das reicht mir nicht. Ich will in ihn hineinkriechen. Ich will weg von hier. Ich will mit ihm allein sein.

»So, jetzt ist es aber genug«, höre ich Leon neben mir brummen. »Sie ist doch keine Käuferin. Hast du Rolf und Joost schon gesehen?«

»Ja, eben, beim Champagner.«

Leon zieht den Arm von mir weg. »Bitte warte kurz auf mich.«

Ich bleibe stehen und schaue ihm nach. Wieder fällt mir seine Art sich zu bewegen auf. Geschmeidig, selbstverständlich, mit gestrafften Schultern. Dann verschwindet er in einem anderen Raum. Richard steht noch immer neben mir und schaut mich neugierig an.

»Arbeitest du schon lange als Leons Manager?«, frage ich, weil mir nichts Besseres einfällt.

»Schon seit drei Jahren ... Du musst ihm aber wirklich viel bedeuten, Margot, wenn er dich hierher einlädt. Die Ausstellung wird erst morgen offiziell eröffnet. Heute ist nur ausgewähltes Publikum zugelassen. Geladene Gäste, ein kleiner Kreis. Indem er dich hierher einlädt, will er erreichen, dass du akzeptiert wirst. Oder er stellt dich auf die Probe. Eines von beiden.«

Ich runzele ansatzweise die Stirn. »Warum sollte er mich auf die Probe stellen wollen?«

Richard schaut in eine andere Richtung. Als ich seinem Blick folge, sehe ich, wie Leon sich in einem Durchgang mit zwei auffällig herausgeputzten Männern Ende zwanzig unterhält. Einer der beiden trägt einen Kilt und ein gelbes T-Shirt, der andere ist ganz in Schwarz gekleidet und hat seine Haare knallrot gefärbt. Sie gestikulieren und nicken.

»Weil nicht jeder sich in diesem Milieu behaupten kann«, antwortet Richard auf meine Frage. »Es gibt nur wenige Berührungspunkte mit der Wirklichkeit. Es gibt keinen äußeren Rahmen, keine Grenzen. Das zieht schräge Typen an. Ein paar von ihnen treiben unter dem Deckmäntelchen der Kunst widerwärtige Dinge ... Es gehört wohl dazu. Man muss Bekanntes loslassen, über sich selbst hinauswachsen, eigene Realitäten erschaffen und versuchen, neue Wege zu finden. Einen kreativen Prozess darf man nicht stören, man muss sich die Freiheit gönnen, das zu tun, wozu man sich getrieben fühlt. Wenn man über alles, was man erschaffen will, nachdenken und sich fragen muss, ob man das noch ethisch verantworten kann, kann man sich genauso gut auf Passfotos beschränken. Einerseits ist sie gut, diese kontinuierliche Erneuerung. Aber wenn man mich fragt, gehen einige darin zu weit. In ihren Werken, aber auch in ihrem Privatleben. Erst marschieren sie alle im Gleichschritt, und dann kommen sie genauso schnell vom Wege ab.« Er schaut mich mit ernster Miene an. »Ich will damit im Grunde sagen, dass man in diesem Milieu lernen muss,

seine eigenen Grenzen festzulegen, denn wenn man es anderen überlässt, erkennt man sie erst, wenn man sie schon weit hinter sich gelassen hat.«

»Redest du von Drogen?«, frage ich etwas beunruhigt.

»Drogen, Sex, Selbstverstümmelung ... was immer du dir ausdenken kannst, oder besser: was du dir nie ausdenken könntest oder wolltest.«

Richards Monolog verwirrt mich. Ich blicke mich um, sehe die redenden und trinkenden Leute. Auf mich machen sie keinen gestörten Eindruck. Natürlich würden sich im Dorf meiner Eltern die Leute auf der Straße umdrehen, wenn ein Mann im Kilt oder als Drag Queen im Fummel herumlaufen würde – schon ich war ja die reinste Sehenswürdigkeit -, aber das sagt mehr über die Dorfbewohner aus als über diese Leute, die sich selbst als Kunstwerk betrachten oder durch ihr Äußeres ein Statement abgeben wollen. Dennoch haben die Finger, die auf mich zeigten, mich daran gehindert, mich frei zu entfalten. Jahrelang trug ich eine farbige Kontaktlinse, um mein blaues Auge zu verstecken, und ich ließ mir weder Dreadlocks drehen noch ein Tattoo stechen. Ich traute mich einfach nicht, aus Angst, ausgelacht zu werden und mich unbeliebt zu machen. Doch hier bin ich von Leuten umgeben, die viel weiter gegangen sind und die trotzdem hundertprozentig akzeptiert zu werden scheinen. Hier befinden sie sich an ihrem Platz, in ihrem natürlichen Biotop. Alles passt zusammen. Aber was lauert dann

unter der Oberfläche, von dem ich nichts weiß? Exzesse, Drogen und Sex findet man überall, die beschränken sich nicht auf das Künstlermilieu. Aber die Eindringlichkeit, mit der Richard auf mich einredet, muss ja irgendwie begründet sein. Ich wende mich ihm zu. »Aber was soll denn bloß so schlimm daran sein, Fotos zu machen? Wie sehr kann man aus der Bahn geworfen werden, wenn man einen niedergebrannten Wald oder eine nackte Frau fotografiert?«

»Kennst du Gunther von Hagens, der Tote zerteilt und sie plastiniert? Man hat oft in den Nachrichten von ihm gehört. Dieser Mann leistet Bahnbrechendes, aber er schnippelt nun mal an Leichen herum. Oder hast du schon einmal von Marc Quinn gehört, der mit viereinhalb Litern seines eigenen Blutes einen Abguss seines eigenen Kopfes anfertigte und diesen einfro? Saatchi hat ihn für über zwei Millionen Euro verkauft. Aber das ist ja noch harmlos. Nehmen wir mal Marina Abramović, die sich selbst im Namen der Kunst aufschneiden und das Publikum ihr Blut trinken ließ, ja, sich irgendwann sogar anzündete. Mehr als einmal wurde sie von ihren Zuschauern vor dem Tod bewahrt. Das ist schon exzentrischer, nicht wahr? Aber es kommt noch besser. Es gibt Leute, die in Farbe getränkte Goldfische auf eine Leinwand legen und sie sich zu Tode zappeln lassen oder Museumsbesucher anregen, die Tiere in einem Mixer zu zerkleinern ... Ist das noch Kunst? Nenne es Kunst, nenne es, wie du willst, aber nach

meinem Daturhalten haben wir es hier mit gestorten Seelen zu tun, die ihre Obsessionen ausleben. Manche kommen dabei vollständig vom Weg ab.« Er schaut mich auf einmal an, als bemerke er jetzt erst wieder, dass ich ihm zuhöre. Legt dann eine Hand auf meine Schulter. »Tut mir leid, ich wollte dir keine Angst einjagen. Du hast recht, es ist nichts Schlimmes daran, verkohlte Wälder oder nackte Frauen zu fotografieren, wobei ich eher für die Akte zu haben bin. Nein, ich will damit nur sagen, dass dies eine andere Welt ist. Und dass man stark sein muss, um sich darin zu behaupten.«

Ich frage mich immer noch, was seine Rede mit »auf die Probe stellen« zu tun hat. Hinter uns fängt eine Frau an zu lachen, fast hysterisch – oder bilde ich mir das nur ein?

»Und Leon?«, frage ich. »Welche Rolle spielt er dabei?«

Richard lehnt sich vertraulich zu mir herüber. Ich nehme einen Hauch seines Aftershaves oder Shampoos wahr – ein unaufdringlicher, etwas süßlicher Geruch. »Leon ist ein Naturtalent, Margot. Er vergleicht Fotografieren gern mit Stehlen, das hat er dir bestimmt schon erzählt, aber ich betrachte es eher als eine Art Jagd. Ich habe ihm bei der Arbeit zugesehen. Diese Konzentration, diese Inspiration! Er schleicht, er fokussiert. Und ich sage dir, wenn er etwas im Visier hat, trifft er ins Schwarze. Immer. Ein waschechter Scharfschütze. Dasselbe gilt für die Wahl seiner Frauen. Auch dabei ist er äußerst treffsicher.«

Er beantwortet mir nicht meine Frage. Seine Reaktion

wirft nur wieder neue Fragen auf. »Ich habe keine Ahnung von seinen früheren Freundinnen oder Frauen«, erwidere ich. »Er hat mir bisher nichts von ihnen erzählt.«

»Das wundert mich nicht. Er ist ganz verrückt nach dir. Das sieht ja ein Blinder. Dabei kennt er dich doch erst seit kurzem, also im Grunde kaum. Was ist schon ein Wochenende? Wie viel kann man in dieser Zeit voneinander erfahren? Wie viel Zeit hat man zum Reden? Falls man überhaupt zum Reden kommt.« Er lacht leise. »Du hast irgendetwas in ihm ausgelöst. Ich glaube, ich weiß, was es ist, aber ich vermute, dass er es dir nicht erzählt hat.«

Im Stillen wiederhole ich Richards Sätze, aber ich verstehe noch immer nicht, was er mir eigentlich sagen will. Er spielt darauf an, dass Leon ein Geheimnis verbirgt. Etwas, das er mir bisher noch nicht verraten hat, das ich aber wissen sollte. Hat es vielleicht etwas mit Richards übrigem Monolog über gestörte Persönlichkeiten in der Kunst zu tun und dass man stark sein müsse, wenn man sich auf diesem Gebiet behaupten wolle?

Aus den Augenwinkeln heraus sehe ich Leon auf uns zukommen, gefolgt von den beiden auffälligen Typen.

Richard lehnt sich noch weiter zu mir herüber und dämpft seine Stimme. »Lass ihm seine Freiheit, setze ihn nicht unter Druck. Er mag nicht ganz einfach sein, aber er ist in Ordnung, das ist alles, was ich dir sagen will.«

»Was flüsterst du da, Richard?«

Richard hebt die Hände, die Handflächen nach oben

Richard hebt die Hände, die Handflächen nach oben.
»Ich habe gerade zu Margot gesagt, dass es eine Menge komischer Typen auf dieser Welt gibt.«

»Aber bestimmt hast du ihr nicht verraten, dass du der komischste von allen bist?«

Alle fangen laut an zu lachen, Leon, Richard und sogar die beiden Männer, die Leon mitgebracht hat. Nur ich stimme nicht in ihr Lachen ein. Richard hat mir mit seinen Gruselgeschichten eine Gänsehaut verursacht.

»Darf ich dir Rolf und Joost vorstellen?«, fragt Leon.

Sie schütteln mir die Hand und schauen mich erwartungsvoll und aufrichtig interessiert an.

»Die beiden betreiben ein Restaurant hier in Amsterdam«, erklärt Leon. »Der Speiseraum ist lang und schmal und braucht schon seit langem dringend eine Modernisierung. Der Laden soll ein völlig neues Gesicht erhalten. Es darf ruhig etwas sehr Ausgefallenes sein, und ich habe ihnen erzählt, dass du genau die richtige Person für die Gestaltung bist.«

Ich verkrampfe die Hände vor meinem Bauch, blicke von einem zum anderen und ahne, dass mein Gesichtsausdruck meine Begeisterung und Aufregung widerspiegelt. Genau das will ich, schießt es mir durch den Kopf, endlich, nach all den Jahren: ein Kunde, der es richtig ausgefallen mag – wie oft habe ich nicht schon gehofft, dass das endlich einmal jemand zu mir sagt? Meine Aufregung verwandelt sich jedoch schnell in Nervosität, als ich die hoffnungsvollen Blicke der beiden

nerვისით, als ich die hoffnungsvollen Blicke der beiden auffange. Sie schauen mich so begierig an, als wäre ich die Antwort auf all ihre Fragen. Was hat Leon diesen Leuten alles über mich erzählt? Was erwarten sie bloß von mir? Ja, das ist es, was ich will, aber meine praktische Erfahrung reicht leider nicht weiter als bis zu dem ausgetretenen Pfad der Bestellnummern in meinem Auftragsbuch.

Leon steht schräg hinter mir, die Hände in den Taschen und ein Grinsen auf dem Gesicht. Aus seiner ganzen Haltung spricht, dass er für den Kontakt gesorgt hat, ich mich aber von nun an um den Rest selbst kümmern muss.

»Wir haben zwar ein paar Ideen«, sagt der Mann mit den feuerroten Haaren, »aber wir haben keine Lust dazu, uns mit der Ausführung zu beschäftigen. Verstehst du? Schuster, bleib bei deinen Leisten.« Er wirkt sehr jung, aber sein Blick ist klar und drückt aus, dass er kompetenter ist, als man auf den ersten Blick vermuten würde.

»Ihr steht also lieber in der Küche?«

»Das ist hauptsächlich meine Aufgabe«, antwortet der Mann mit dem Kilt, der mir als Joost vorgestellt wurde. »Rolf ist Fotograf, spezialisiert auf Nahrungsmittel. Er ist Teilhaber des Restaurants, kocht aber nicht selbst.«

»Wir haben natürlich ein Budget für die Einrichtung und die Arbeitsstunden«, mischt sich jetzt wieder Rolf ein.

»Du kannst ja demnächst mal vorbeikommen«, schlägt Joost vor. »Dann schaust du dir alles an und überlegst, ob

Joost vor. »Dann schaust du dir alles an und überlegst, ob du etwas mit dem Laden anfangen könntest. Oder ob du ...« – er trommelt mit den Fingern in der Luft herum wie auf einem Klavier – »... ein Gefühl für den Raum entwickeln kannst.«

»Leon hat gesagt, das sei eine Voraussetzung für deine Arbeit, und das können wir gut verstehen. Selbstverständlich steht es dir frei, den Auftrag eventuell auch abzulehnen.«

»Wir wär's mit heute?«, frage ich.

Joost und Rolf werfen sich einen kurzen Blick zu. »Heute? Ach ja, warum nicht? Das Restaurant liegt hier ganz in der Nähe.«

Ich würde am liebsten sofort fragen, um was für eine Art von Restaurant es sich handelt. Welche Gerichte sie zubereiten, welches Publikum sie haben und ob sie damit zufrieden sind oder lieber mit Hilfe der Einrichtung andere Gäste anlocken würden. Ich würde mir gerne ein Bild machen. Schon einmal über gewisse Möglichkeiten nachdenken, bevor ich hingehe und an Ort und Stelle von mir erwartet wird, verschiedene Ideen aus dem Hut zu zaubern. Doch bevor ich den Mund aufmachen kann, mischt sich Leon in das Gespräch ein.

»Wir kommen gleich ein Häppchen bei euch essen«, höre ich ihn sagen. »Wann macht ihr den Laden auf?«

»Ich gehe in einer Stunde los, um rechtzeitig alle nötigen Vorbereitungen zu treffen«, antwortet Joost. »Offiziell öffnen wir um sieben aber du bist uns jederzeit

„Ich bin wie immer glücklich, aber du bist uns jederzeit willkommen, Leon. Schau einfach mal, wie es euch passt.«

»Schön«, sagt Leon. »Bis gleich dann.« Er legt einen Arm um mich und führt mich von ihnen weg. Dann sieht er mich ein bisschen von der Seite an. »In Ordnung?«

»Ja, ganz toll. Aber ...«

»Kein Aber. Du wolltest eine Chance, hier hast du sie. Die Jungs sind echt in Ordnung, und sie sind tolerant. Mit ihnen kannst du es dir nicht so leicht verderben. Außerdem haben sie Geld genug, also hab kein Mitleid mit ihnen. Wenn du den Job annimmst, bist du ein paar Wochen lang beschäftigt. Wenn du möchtest, kannst du so lange bei mir wohnen, dann brauchst du nicht ständig hin- und herzufahren.«

Das klingt äußerst verlockend: zwei Wochen mit Leon verbringen und nebenbei ein Restaurant einrichten. Aber dann funkt der störende Gedanke dazwischen, dass ich ja arbeiten muss. Ich weiß genau, dass die Direktion einen neuerlichen Urlaubsantrag so kurz nach meiner langen Abwesenheit keinesfalls bewilligen würde. Meine Vorgesetzten wären niemals einverstanden.

Ich verdränge diesen Gedanken. »Also wohnst du hier in Amsterdam?«

»Ja. Ich habe eine Wohnung in Amsterdam und einen kleinen Bungalow in Brabant, recht idyllisch am Waldrand gelegen. Ich wohne mal hier, mal da.«

»Du wohnst an zwei verschiedenen Orten?«

»Du wohnt an zwei verschiedenen Orten.«

Er zuckt mit den Achseln. »Warum nicht? Ein bisschen Abwechslung tut gut.«

Während wir uns unterhalten, sind wir unbemerkt in einen anderen Teil der Galerie gelangt. Das leise Stimmengewirr ist verstummt, und unsere Schritte hallen auf dem Laminatboden eines kleinen Flures wider. Die Wände sind ungetüncht und nackt. Dieser Teil der Galerie ist nicht für Besucher bestimmt.

Leon öffnet eine Tür und führt mich hindurch. Wir gelangen in einen Raum mit niedriger, dunkler Decke, der etwa so groß ist wie ein durchschnittliches Wohnzimmer. Es ist düster und kühl darin. Auf Gestellen liegen eingepackte Bilderrahmen.

»Dürfen wir hier überhaupt rein?«, frage ich flüsternd.

Er fasst mich an den Handgelenken und drängt mich gegen eine Wand. »Ich hätte dich auch in die Toiletten mitnehmen können, aber das fand ich zu ordinär.«

Im nächsten Moment spüre ich seinen Körper an meinem. Seine Zunge, die nach Champagner schmeckt, fährt über meine Lippen. Er verstärkt den Griff um meine Handgelenke. »Ich laufe schon seit einer Stunde mit einem Ständer herum«, gesteht er und presst seinen Unterleib an mich, damit ich es spüren kann.

Ich komme mir ein bisschen überrumpelt vor. Alles in mir fühlt sich mit einem Schlag schwerelos an. Ich stöhne leise und will mein Gesicht in der Kuhle zwischen seiner Schulter und seinem Hals vergraben.

Schmerz und Sehnsucht vergewaltigen

Da hebt er mich hoch und setzt mich auf ein niedriges Metallsideboard. »Zieh deinen Rock hoch.«

Ich komme nicht auf die Idee zu protestieren. Mit ruckartigen Bewegungen verlagere ich mein Gewicht von der einen auf die andere Pobacke, während ich ungeduldig meinen Rock hochzerre. Dabei enthülle ich den String, den ich mir letzte Woche gekauft habe. Rot, diesmal Dunkelrot.

Leon hat mich losgelassen. Auf einmal ist da wieder dieser Abstand zwischen uns, den er bereits in London geschaffen hat, dieses plötzliche Taxieren und Betrachten. Mit einer Hand umfasst er seinen Oberarm, die andere legt er auf seine Taille.

Ich schaue ihn im Halbdunkel an, eine starre Silhouette, und jetzt erst glaube ich zu verstehen, was er tut und warum. Er fotografiert in seinem Kopf. Er sucht nach dem richtigen Bildausschnitt, führt Regie und registriert zugleich alles.

Er muss mich nicht lange überreden. Unaufgefordert ziehe ich meinen String aus und lasse ihn zu Boden fallen. Ich will Leon reizen und versuche, seinen Blick zu erhaschen, aber er hält ihn starr auf meinen Schritt gerichtet.

»Komm zu mir«, flüstere ich. »Ich will keine Distanz, Leon, ich will dich bei mir haben.« In mir, füge ich in Gedanken hinzu. In mir, in mir, in mir. Jetzt.

Er schüttelt andeutungsweise den Kopf, als störe ich ihn

in seinen Gedankengängen. Reglos bleibt er stehen. »Die Bluse.«

»Nein, ich ...«

»Zieh sie aus.«

Ich fummle ungeschickt an den Verschlüssen meiner Bluse herum, kleinen Häkchen, wie bei einem BH. Leicht zu öffnen. Ich lasse die Bluse von meinen Schultern rutschen. Den BH behalte ich vorerst an.

Von ferne höre ich Leute reden. Kommen sie hierher? Alarmiert blicke ich zur Tür. Jeden Moment kann jemand hereinkommen und uns ins grelle, unbarmherzige Neonlicht tauchen. Leon ist vollständig bekleidet, aber ich sitze hier mit hochgezogenem Rock und ansonsten nur in BH und Stiefeln. Instinktiv lege ich schützend die Arme über meinen Busen und presse die Knie aneinander.

»Konzentriere dich, Margot, konzentriere dich!«, flüstert er.

»Aber wenn jemand ...«

Er lächelt mich an. »Die würden sofort wieder gehen. Die sind hier einiges gewöhnt.«

Während ich den Schritten und den Gesprächen im Flur lausche, werde ich mir meiner Nacktheit und meines Körpers immer mehr bewusst und spüre, wie heftig und schnell mein Herz in meinem Brustkorb schlägt. In mir pulsiert und brodeln es. Mein Mund ist trocken vor Anspannung und leicht geöffnet, um tief genug atmen zu können. Irgendwie erregt mich die Vorstellung ungemein.

dass wir erwischt werden könnten.

Ich nehme eine entspanntere Haltung ein und lasse die Arme wieder sinken. Mein Rücken berührt die Wand hinter mir, die sich an meiner erhitzten Haut kalt und rau anfühlt.

»Mach weiter«, flüstert er.

Ich lehne mich ein wenig nach vorn, greife nach hinten und suche meinen BH-Verschluss. Ich zittere jetzt am ganzen Leib. Der BH geht denselben Weg wie der String und landet irgendwo auf dem Boden.

Leon schnalzt mit der Zunge, ganz leise, und kommt einen Schritt auf mich zu.

Ich strecke die Hand nach ihm aus, will ihn umarmen, suche die Intimität, die wir in der Londoner Nacht im Hotelbett erlebt haben, Haut an Haut, uns gegenseitig streichelnd, lauschend auf den Atem und den Herzschlag des anderen, aber erneut schüttelt er den Kopf und packt mich an den Handgelenken. Drückt sie mit einer Hand über meinem Kopf an die Wand.

»Ich will dich nicht verletzen«, flüstert er, während er mit der anderen Hand über meine Oberschenkel streichelt und mein Körper unter seiner Berührung erzittert. »Das würde ich mir nie vergeben.«

»Du verletzt mich nicht. Du kannst ...«

»Pst.«

Mit der freien Hand streichelt er über meine Knie, und ich spreize die Beine für ihn. Drücke mein Becken nach

vorn. Ich fühle mich fiebrig, als wäre ich krank, der ganze Raum dreht sich um mich.

Als seine Finger das weiche Fleisch finden und in mich eindringen, stoße ich einen leisen Schrei aus. Ich erschrecke vor meiner eigenen Reaktion. Beginne dann wie von selbst, meinen Unterleib gegen seine Hand zu bewegen, immer schneller, fester. Seine Handfläche liegt auf meinem Schamhügel und hält dagegen. Ich höre ihn atmen, schnell und keuchend, ich rieche ihn, spüre die Hitze seines Körpers durch seine Kleidung hindurch. Ich will ihn berühren, umarmen, aber er hält weiterhin meine Handgelenke gegen die Wand gedrückt und lässt sie nicht los.

In dem Moment, als er mit dem Mund meine Brust sucht und ich den Druck seiner Zähne und Lippen spüre, explodierte ich in tausend Stücke, nein, Millionen, Milliarden, unzählige astronomische Partikel, und ich weiß, dass ich nie mehr alle Stücke wiederfinden werde, um erneut ein Ganzes zu werden. Teile von mir, die mir so essentiell erschienen, sind für immer verschwunden, weggeschwebt, taumelnd und tanzend durch die Stratosphäre.

21

»Mama und Papa belastet das sehr«, sagt Dick.

Ich knie vor dem Wohnzimmertisch und spiele mit einem Päckchen Zigaretten, lasse es auf der Tischplatte hin- und herwinnen

Dick sitzt mir schräg gegenüber auf meinem Sofa. Er stützt sich mit den Händen auf seinen Oberschenkeln ab und lässt den Kopf ein wenig hängen, als wäre jemand gestorben. Anne sitzt neben ihm und weiß nicht recht, wie sie sich verhalten soll. Sie fährt sich andauernd mit der Zunge über die Schneidezähne und wippt nervös mit einem Fuß.

»Wenn es sie so sehr belastet, dann können sie gerne zu mir kommen. Vorausgesetzt, sie finden hierher ... Sie hätten nicht dich vorschicken sollen, du hast schließlich gar nichts damit zu tun.«

Er schaut auf. »Wie kommst du darauf, dass sie mich geschickt haben?«

Ich zucke mit den Achseln und ziehe eine Zigarette aus dem Päckchen. Zünde sie an und inhaliere tief.

Im Schlafzimmer springen der dreijährige Bas und sein älterer Bruder Thomas auf meinem Bett herum. Ich höre das Quietschen der Matratzenfedern und das Geräusch ihrer schnellen Schritte auf dem Holzfußboden, wenn sie sich jagen.

»Mir geht das genauso auf die Nerven wie dir«, versichert Dick. »Es interessiert mich ja nur, warum du so wütend geworden und auf einmal weggelaufen bist.«

Verärgert wende ich den Blick ab. »Aber Dick, was ist denn daran so schwer zu verstehen? Sie haben John hereingelassen. *John!* Dieser ... Dieser Schwachkopf stand mit Blumen vor ihrer Tür und da haben sie ihn

einfach so hereingelassen. Und nicht nur das ...«

Dick hebt die Hände. »Ich finde trotzdem, dass du nicht einfach so hättest wegrennen sollen. Du hättest dich mit ihnen aussprechen müssen. Jetzt wird alles umso schwieriger.«

Anne pult hingebungsvoll an losen Fädchen, die aus den Säumen ihrer Jeans hängen. Es ist ganz offensichtlich, dass Dick sie gebeten hat, sich nicht in das Gespräch einzumischen. Warum sie mitgekommen ist, ist mir ein Rätsel. Vielleicht aus Neugier, vielleicht möchte sie alles mit eigenen Ohren hören. Aus erster Hand informiert sein.

»Ich konnte einfach nicht«, erwidere ich. »Sie ließen nicht mit sich reden. Ihre Reaktion hat mich wahnsinnig wütend gemacht. Jetzt versteh das doch.«

Dick sucht meinen Blick. Seine Stimme klingt sanft. »Margot, ich verstehe ja, wie belastend das für dich sein muss. John hat dich betrogen, und du weißt, dass ich noch nicht mit ihm fertig bin. Wenn sich die Gelegenheit bietet, werde ich ihm schon mal tüchtig Bescheid sagen. Aber vergiss nicht, dass du nicht die Einzige in unserer Familie warst, die eine Beziehung zu dem Mistkerl entwickelt hat. Mir kann John gestohlen bleiben, aber Mama und Papa sehen das anders. Sie haben ihn sehr gemocht, und das mit euch ist so schnell gegangen, dass sie nie die Möglichkeit hatten, sich von ihm zu verabschieden. Warum gönnst du es ihnen nicht, sich miteinander zu unterhalten? Das hat doch im Prinzi nichts

mit dir zu tun.«

Dick hat noch nicht ausgedrückt, als ich schon heftig den Kopf schüttelte. »Nein! Er war nicht dort, um Abschied zu nehmen, wirklich nicht! Er ist gekommen, um den Schaden zu begrenzen, um geradezureden, was krumm war, um sich von aller Schuld reinzuwaschen. Und das ist ihm tatsächlich gelungen, denn ich habe auf einmal zwei Menschen gegenübergesessen, die seinen Betrug auch noch beschönigt haben! Ja, jetzt ist es auch noch meine Schuld, dass er fremdgegangen ist! Wende dich an Papa und Mama und John, nicht an mich.«

»Aber ...«

»Dick!«, unterbreche ich ihn. »Ich prophezeie dir, was passieren wird: Der schwarze Peter wird mir zugeschoben, so einfach ist das. John hat einen Fehler begangen, den er bereut, das ist ja nur allzu menschlich. Der arme Kerl bekennt seine Missetaten, und ich soll für alles Verständnis haben. Verstehst du jetzt, warum ich so wütend bin? Ich soll Verständnis für John haben, Verständnis für den Standpunkt von Mama und Papa. Warum muss ich immer diejenige sein, die sich anpasst und sich in andere Leute hineinversetzt?«

Dick reibt sich ungeduldig durch die widerspenstigen roten Haare. »Du nimmst das alles viel zu schwer.«

Ich verdrehe die Augen. »Genau das meine ich. Auch du suchst das Problem bei mir.«

»So habe ich es doch gar nicht gemeint.«

»Ich bin diejenige, die alles zu schwer nimmt. Das hast du doch gesagt, oder?«

»Margot, bitte, ich habe jetzt keine Lust zu Haarspaltereien. Ich suche nach einer Lösung für diese ganze dumme Situation. Wir sind doch keine kleinen Kinder mehr.«

Ich lege den Kopf in den Nacken und atme lautstark aus. Aus dem Schlafzimmer dringt Geschrei. Ich wette, Thomas und Bas haben das ganze Zimmer komplett auseinandergenommen. Ich bekomme teilweise mit, was sie spielen. Thomas ist ein Gespenst und verfolgt seinen jüngeren Bruder. Ich kann zwar nicht durch die Wände gucken, aber ich bin mir so gut wie sicher, dass sie den Bezug von der Bettdecke heruntergezogen haben. Oder, schlimmer noch: dass sie den Schrank geöffnet und Betttücher herausgeholt haben, um damit zu spielen. Wer weiß, was sie noch alles aushecken? Und Anne sitzt einfach nur da, ohne etwas zu unternehmen.

»Anne? Könntest du bitte mal kurz nach den Kindern sehen und ihnen sagen, sie sollen nicht alles in Unordnung bringen? Ich habe schon genug zu tun und keine Lust darauf, nachher erst einmal eine Stunde lang alles aufzuräumen, was sie durcheinandergebracht haben.«

Schweigend steht sie auf und verschwindet im Schlafzimmer. Ich höre sie leise schimpfen.

»Dick«, sage ich. »Noch mal, ich finde es wirklich sehr lobenswert, dass du die Mühe auf dich nimmst und zu

vermitteln versuchst, aber es ist wirklich sinnlos. Unsere Eltern hätten nicht so wankelmütig sein dürfen, sondern sich klipp und klar für mich entscheiden müssen. Dafür sind Verwandte schließlich da. Ich habe es dir schon zehn Mal gesagt, und ich sage es noch einmal: Wenn sie mit mir reden wollen, sollen sie hierherkommen, zu mir, in meine Wohnung. Aber meinetwegen brauchen sie sich damit nicht zu beeilen.«

Dick schlägt die Augen nieder und schüttelt nur den Kopf, als hätte er Batterien im Hals. Er will das nicht hören.

»Ein Zuhause muss ein sicherer Hafen sein«, fahre ich fort. »Und keine feindliche Umgebung. Ich will nicht jedes Mal, wenn ich Mama und Papa besuche, vorher nachschauen müssen, ob Johns Auto irgendwo steht. Und ich will auch nicht peinlich genau darauf achten, was ich sage, weil Papa jede Woche meine Erlebnisse mit John durchhechelt.«

Dick runzelt verärgert die Stirn. »Ach, das ist doch Quatsch!« »Glaub mir, Dick, Mama hat Johns Affäre beschönigt. Sie hat ihn mir gegenüber verteidigt ... Er hat sie eingewickelt, Dick. Mit einer großen rosa Schleife drumherum.«

Anne kehrt ins Wohnzimmer zurück. »Ich habe aufgeräumt«, verkündet sie schüchtern. Ein wenig verschreckt schaut sie Dick und mich an, aber sie scheint sich nicht entscheiden zu können, ob sie sich wieder

hinsetzen oder lieber stehen bleiben soll.

»Ruf mal die beiden. Wir müssen jetzt sowieso los«, sagt Dick und steht auf.

Schweigend geht Anne ins Schlafzimmer und kommt mit Bas auf dem Arm und Thomas an der Hand wieder heraus. »Sagt ihr noch danke zu Tante Margot, für den Saft und dafür, dass ihr spielen durftet?«

»Danke für das Spielen!«, schreit Thomas frech und mit verstellter Stimme.

Bas dreht den Kopf weg und kuschelt sich an seine Mutter, um mich nicht anschauen zu müssen.

In der Tür dreht sich Dick noch einmal um. »Mama hat bald Geburtstag.«

»Ich weiß«, antworte ich tonlos.

Anne und die Kinder sind schon halb die Treppe hinunter. Thomas schreit, dass er das Treppengeländer hinunterrutschen will, aber Anne ist dagegen. Ihre Stimmen hallen durch das Treppenhaus.

»Meinst du, du kommst?«, fragt er.

Ich starre ihn schweigend an und sage dann: »Ich muss mal sehen. Okay?«

Er beißt sich auf die Unterlippe. Seine ganze Körperhaltung und sein Gesichtsausdruck strahlen aus, wie traurig er darüber ist. »Ach, was für ein Mist das Ganze.« Dann küsst er mich auf die Wange und läuft die Treppe hinunter.

Fritz Leenders ist ein Mann um die fünfzig mit schütterem grauem Haar und kleinen Knopfaugen in einem runden, ungesund geröteten Gesicht. Er leitet ein Hotel in einer nahegelegenen Stadt. Leenders hat einen Termin mit mir vereinbart, weil die Stühle im Konferenzraum das äußerste Haltbarkeitsdatum auf modischem Gebiet längst überschritten haben. Meiner professionellen Meinung nach gilt das ebenfalls für den betagten Teppichboden, der eine verblichene graublaue Farbe mit Gelbstich aufweist. Aber ich habe nichts dazu gesagt. Gott sei Dank.

»Die Stühle müssen zum Teppichboden passen«, wünscht Leenders. »Und natürlich zu den Tischen. In einem eher ruhigen Farbton bitte.«

Ich nicke und gebe mir große Mühe, Interesse zu heucheln, während ich in dem Raum mit der Kassettendecke und den niedrigen Schränken an den Wänden umhergehe. In der Ecke steht eine Kaffeemaschine mit Plastikbechern. »Wir führen verschiedene Stoffe, die hierzu gut passen würden«, erkläre ich wenig begeistert. »Grau, blau, eventuell hellrot.«

»Können Sie mir Muster zeigen?«

Ich hole die Musterbücher aus meinem Koffer und lege sie neben den aufgeschlagenen Katalog auf den Tisch. Leenders blättert sie rasch durch und zeigt Interesse für einen Grauton. Er hält den Musterstoff gegen den

Teppichboden und legt ihn dann auf den Tisch. Tritt einen Schritt zurück, stützt das Kinn auf die Hand und sagt: »Ja, ich glaube, dieser würde gut passen. Können Sie mir sagen, was das ungefähr kosten würde?«

»Der Preis hängt vom Modell ab. Alle Modelle sind ohne Armlehnen erhältlich, mit wird es natürlich teurer. Der Vorteil von diesen ...« Ich rattere meinen Text herunter, ohne so recht bei der Sache zu sein.

In den letzten Tagen habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, wie ich in der Firma Urlaub bekommen könnte. Aber wie ich es auch drehe und wende, mir fällt einfach keine gute Argumentation ein. Vielleicht sollte ich mich krankschreiben lassen. In zwei Wochen will ich bei Joost und Rolf richtig anfangen. Zu Hause auf dem Wohnzimmertisch liegen Skizzen ausgebreitet. Letzte Nacht habe ich bis drei Uhr daran gesessen, und heute Morgen waren sie das Erste, was ich beim Kaffee wieder in die Hand genommen habe. Je mehr ich mich mit der Gestaltung des Restaurants »Ce Truc« – der französische Ausdruck für »Das Ding« – beschäftige, desto weniger kann ich mich auf meine reguläre Arbeit konzentrieren.

Ich fahre mit dem Finger automatisch auf das meistverkaufte Stuhlmodell. »Ich würde Ihnen diese hier empfehlen. Sie sind sowohl bequem als auch so gut wie unverwüstlich. Unsere Kunden sind durchweg überaus zufrieden damit. Außerdem sind sie stapelbar. Sehr praktisch, wenn Sie diesen Raum auch einmal für einen

anderen Zweck nutzen wollen.«

»Stapelbar? Ja, wirklich praktisch«, sagt er. »Aber was muss ich dafür wohl ausgeben, so ungefähr?«

Ich lege die Liste daneben und tue so, als suchte ich nach dem Preis, obwohl ich ihn natürlich aus dem Kopf weiß. Bis zu einem gewissen Grad dürfen wir selbst entscheiden, wie viel Prozent Rabatt wir gewähren. Habe ich das Gefühl, dass der Kunde vor einer größeren Ausgabe nicht zurückschreckt, nenne ich den empfohlenen Verkaufspreis. Kunden, die bereits anderswo Angebote eingeholt haben oder die offensichtlich nicht so viel ausgeben können, kann ich einen niedrigeren Preis vorschlagen. Ich schätze, Leenders gehört zu letzterer Gruppe. Trotzdem setze ich den Preis zunächst ein wenig höher an. Leenders macht auf mich den Eindruck, gerne zu verhandeln, und ich will ihm ja das Gefühl vermitteln, ein gutes Geschäft zu machen. »Gehen Sie von hundert Euro pro Stuhl aus, und Sie brauchen achtundzwanzig Stück.«

»Puh«, schnauft er.

Ich studiere seinen Gesichtsausdruck. Ernsthaft erschrocken wirkt er nicht.

Mein Handy klingelt. Ich wühle es aus meiner Tasche heraus. Leon. Das erste Mal, dass er mich anruft, und ich kann nicht drangehen. Nicht jetzt. Ich stecke das Handy wieder ein, aber es klingelt immer weiter. Der Ton geht einem durch Mark und Bein.

Ich schaue Leenders ins Gesicht. »Wollen Sie heute schon eine Entscheidung treffen?«

»Vielleicht. Kommt darauf an.«

Das Klingeln hat aufgehört.

»Dann rufe ich jetzt wohl lieber einmal meinen Chef an. Eventuell kann ich bei größeren Stückzahlen noch einen Rabatt für Sie aushandeln. Ich bin gleich wieder zurück.«

Ohne seine Reaktion abzuwarten, eile ich nach draußen auf den Parkplatz und setze mich in mein Auto. Ich zünde mir eine Zigarette an und wähle Leons Nummer.

Er meldet sich sofort.

»Hi«, sage ich. Das Herz schlägt mir bis zum Hals. »Ich konnte eben leider nicht drangehen, ich war mitten in einem Kundengespräch.«

»Und wo bist du jetzt?«

»Draußen im Auto.«

»Bist du bereit?«

»Wozu?«

»Mir Modell zu stehen. Falls du dich noch traust.«

Sofort beginnt mein ganzer Körper zu glühen, als stünde ich in Flammen. Die Fotosession. Ich bringe zunächst kein Wort heraus. In der letzten Woche habe ich mir oft vorgestellt, wie es sein würde, nackt für Leon zu posieren. Ich habe von vergrößerten Fotos geträumt, auf denen mein nackter Körper zu sehen ist und die in Galerien oder bei Kunstsammlern zu Hause hängen, weil diese sie, nein, *mich* schön oder interessant genug finden, um ein kleines

Vermögen dafür auszugeben. Schon die Vorstellung ließ mich nicht einschlafen und verursachte in jeder Faser meines Körpers ein Kribbeln vor Anspannung und Aufregung. Ich bin bereit für eine neue Erfahrung, obwohl ich das Ergebnis zugleich ein wenig fürchte. Angenommen, die Bilder werden zu intim oder sie gefallen mir nicht? Mich für Leon auszuziehen ist eine Sache. Das bleibt innerhalb unserer eigenen vier Wände, das ist etwas zwischen Leon und mir. Aber mich der ganzen Welt nackt zu zeigen, ist etwas ganz anderes. Das ist mir vollkommen klar. Ich habe das Gefühl, am Rande eines Abgrunds zu stehen, die Augen verbunden, die Arme gespreizt, bereit abzuspringen. Weil Leon unten steht, um mich aufzufangen. Hätte mich ein anderer gefragt, ich hätte mich geweigert. »Ja, ganz und gar«, antworte ich auf seine Frage. Was ist denn nur mit meiner Stimme los? Sie klingt so zittrig.

»Schön. Kannst du am Donnerstag ins Studio kommen?«

»Wo ist es denn?«

»Ich bitte Debby, dir eine Wegbeschreibung zu mailen. Und, Margot, trage bitte keine Unterwäsche. Nicht mal einen String, gar nichts.«

Ich spüre ein Kribbeln im Unterleib. Nervös ziehe ich an meiner Zigarette.

Aus den Augenwinkeln heraus sehe ich Leenders am Fenster stehen und zu mir herausschauen, die Stoffmuster in der Hand. Er wartet auf mich, ich muss mich wirklich

beeilen. Sieht er mein Gesicht, oder spiegelt das Glas der Windschutzscheibe zu sehr?

Ich drehe den Kopf weg.

»Vielleicht sollte ich es dir erklären, bevor du etwas Falsches denkst«, sagt er leise lachend. »Unterwäsche und Socken hinterlassen Abdrücke auf der Haut. Jeans, enge Pullover mit Nähten, Kleidungsstücke mit Gummizug: alles tabu. Schön ist nackte Haut nur ohne rote Striemen. Wenn du einen Bademantel hast, bring ihn bitte mit. Und tu nichts mit deinem Körper, was du sonst nicht auch ... Nervös?«

»Ein bisschen.«

Er lacht. »Nicht nötig, Prinzessin. Wir beide machen es uns schön. Vertrau mir.«

»Ich vertraue dir.«

»Gut. Dann sehen wir uns am Donnerstag. Ciao.«

Ich bleibe still sitzen, das Handy noch ans Ohr gedrückt, und lausche dem Piepton. Der Donnerstagabend erscheint mir so viel weiter weg als nur ein paar Tage. Mir wird klar, dass ich den Motor anlassen und nach Moskau fahren würde, wenn er mich darum gebeten hätte. Ich hätte alles stehen und liegen gelassen und wäre zu ihm gefahren. Ohne nachzudenken.

Vorsichtig werfe ich einen Blick hinüber zum Hotel. Leenders steht immer noch da. Ich drücke meine Zigarette im Aschenbecher aus, seufze einmal tief, um die Spannung aus meinem Körper zu vertreiben, und kehre

wieder ins Hotel zurück.

23

Ich erinnere mich daran, dass das Thema seiner letzten Serie »Schmerz« lautete, und frage mich, was er mit dieser Serie ausdrücken will. Welche Atmosphäre er damit schaffen, welche Gefühle er auslösen will. Denn es wäre ja etwas, das er auch in mir sieht oder meinte, in mir entdeckt zu haben, als er mich fragte, ob ich für ihn Modell stehen wolle.

»Was für eine Art Serie soll es denn werden?«, frage ich ihn.

Leon beschäftigt sich mit seiner Kamera und rollt ein Kabel aus. »Wenn es dich nicht stört, möchte ich das vorerst lieber für mich behalten. Denn sonst stellst du dich darauf ein und wirkst nicht mehr natürlich.« Er geht zu einem Computer, der auf einem alten Schreibtisch in der Ecke steht. »Ich arbeite viel mit Musik. Was magst du denn am liebsten?« Fragend blickt er mich an.

Ich sitze auf dem Boden, den Bademantel um mich gewickelt. Es ist frisch im Studio. Vielleicht ein bisschen zu kühl, um nackt herumzulaufen. Ich fahre nervös mit den Füßen über den mit schwarzer Betonfarbe gestrichenen Fußboden. »Mir fällt auf Anhieb nichts ein. Ich glaube, Stille wäre gut.«

Er senkt sein Kinn ein wenig und schaut mich durch seine halb geschlossenen Lider hindurch an. »Hab keine Angst. Konzentriere dich ganz auf dich selbst. dann klappt es

immer am besten. Wir wollen nichts erzwingen. Du kannst dich hinsetzen, hinlegen oder stehen bleiben, wie du möchtest.«

Langsam streife ich den Bademantel ab. Es fühlt sich komisch an, nackt zu sein in diesem hohen, dunklen Raum. Leons Studio befindet sich in einer kleinen Lagerhalle, die versteckt in dem Gewerbegebiet eines Dorfes in der Nähe von Schiphol liegt. Immer wieder donnern Flugzeuge über uns hinweg. Ich höre die Turbinen heulen.

Leon bleibt auf Distanz. Bei meiner Ankunft hat er mich sanft auf die Stirn geküsst, danach aber zurückhaltend reagiert. Ich bin für ihn in diesem Moment nicht mehr die Frau, die er sexuell attraktiv findet, sondern ein Objekt, das verkörpern soll, was er fühlt oder was er seinem Publikum vermitteln will. Ich spürte diese Absonderung praktisch sofort, als ich mich auszog und er scheinbar nur Augen für seine Ausrüstung hatte. Ich habe das Gefühl, dass er bewusst Abstand schafft.

»Denk nicht an mich«, sagt er plötzlich. Noch immer schaut er mich nicht an. »Ich bin nicht da. Du bist allein hier. Schau nur dich an.«

Mein Blick wandert zu dem riesigen Spiegel, der fast die ganze gegenüberliegende Wand einnimmt. Ich sehe mich selbst in einem Kokon von Scheinwerferlicht. Zuerst wende ich geniert den Blick ab, doch dann werde ich neugierig und hebe schließlich das Kinn. Meine Arme

hängen verlegen neben meinem Körper herunter, und ich bin mir meiner Nacktheit sehr stark bewusst. Lange Zeit habe ich meinen Körper wenig attraktiv gefunden, ja, sogar hässlich, abstoßend, und ich ging der Konfrontation mit ihm so weit wie möglich aus dem Weg. Dennoch stört mich meine Nacktheit jetzt weniger. Ich schaue weiterhin mein Spiegelbild an und betrachte die weißen Umrisse, die mit meinen dunkelroten, lockigen Haaren kontrastieren. Ich bin nicht hässlich, sagt der Spiegel. Meiner Kleidung entledigt sehe ich anders aus. Viel besser. Rund und weich, weiblich. Warum erkenne ich das jetzt zum ersten Mal? Vielleicht, so denke ich mir, entsteht das Problem erst in den Modeboutiquen, weil dort mein Körper nicht in die Kleidung zu passen scheint, die auf dem Bügel so verführerisch aussieht. Alles scheint an den falschen Stellen zu kneifen. Der Stoff spannt im Rücken, die Pullover sind zu kurz, sodass mein Bauch darunter hervorquillt, die Hosen kneifen an den Hüften oder teilen meinen Hintern horizontal in zwei Hälften – und bei Jacken kann ich nie die oberen Knöpfe schließen, weil mein Busen im Weg ist. Hier ist nichts im Weg. Alles steht im richtigen Verhältnis zueinander.

Ein grelles Blitzlicht schreckt mich aus meinen Gedanken auf. Ich wende mein Gesicht der Kamera zu, suche Leon, der dahinter im Dunkeln stehen muss, hinter dem gläsernen Auge, das alles registriert, doch die Beleuchtung blendet mich und ich kneife die Augen zusammen.

»Achte nicht auf mich«, höre ich ihn sagen. Wieder ein Blitz. Seine Stimme klingt jetzt weicher, zugänglicher: »Stell dich noch mal so hin wie eben.«

Kurz schlage ich die Augen nieder und blicke zu Boden, der auf diesen wenigen Quadratmetern mit einer Art dunklem Kunststoffuch bedeckt ist. Meine Füße bleiben daran kleben, als ich sie bewege. »Ich würde gerne eine rauchen«, sage ich.

Leon tritt hinter seiner Kamera hervor. Ich höre ihn im Dunkeln herumkramen, sehe eine Flamme aufleuchten, und dann tritt er in den Lichtkreis und hält mir eine brennende Zigarette hin. Dankbar ziehe ich daran, dann noch einmal. Das Blitzlicht kommt von zwei Seiten, vielleicht auch von hinten, ich kann es nicht richtig lokalisieren. Ich drehe mich um und sehe, dass auf dem Boden zwei schräg nach oben eingestellte Blitzlichtgeräte aufgestellt sind.

Erst jetzt wird mir bewusst, dass jede meiner Bewegungen festgehalten werden kann und dass die Bilder möglicherweise später in Galerien auf der ganzen Welt ausgestellt werden. Vielleicht werden von einem der Fotos sogar Postkarten gedruckt oder billige Reproduktionen in großer Auflage, wie von der Maya von Goya. Ich denke auch an die vielen Bilder von nackten Männern mit ihren Babys auf dem Arm, die man an den Kiosken kaufen kann. Will ich wiedererkannt werden? Will ich, dass Leute, die auf der Straße an mir

vorbeigehen, sich umdrehen und sich fragen, ob ich die Frau bin, die sie in ihrer Studentenbude oder im Büro an der Wand hängen haben?

Ich trete aus dem Licht heraus nach vorn, drücke die Zigarette auf dem Boden aus und kehre wieder zurück. Dann knie ich mich hin, lege mich mit dem Rücken zur Kamera auf die Seite und ziehe die Knie an. Blitzlicht. Ich schließe die Augen und lege die Hände vor mein Gesicht. Der Boden ist hart und kalt, und die Kälte wandert in meine Haut, durch Fleisch und Fett hindurch bis in meine Knochen. Blitzlicht. Ich fange an zu zittern. Das hier hat wirklich nichts mit Sex zu tun, denke ich bei mir. Dabei habe ich mir allerhand Szenen ausgemalt, die mir den Schlaf raubten. Doch diese Sitzung und alles, was damit zu tun hat, ist hart und kalt und sachlich. Ich rolle mich noch enger zusammen. Blitzlicht.

»Entspann dich«, höre ich ihn sagen, diesmal dichter in meiner Nähe als eben.

Ich blicke auf. Er steht schräg hinter mir, die Beine leicht gespreizt, und schaut mit konzentriertem Blick auf mich hinunter. In seinen schönen Händen hält er die Kamera, die an Kabel angeschlossen ist. Blitzlicht. Ich schließe die Augen und wende mich von ihm ab. Nein, das hier hat nichts mit Sex oder Sinnlichkeit zu tun. Ich lege eine Hand unter die Wange, um mein Gesicht gegen die aufsteigende Kälte zu schützen.

»Wir sind fertig, Prinzessin, komm, zieh dich an, sonst

erfrierst du noch.«

Etwas ungläubig schaue ich auf, aber dort, wo er eben noch stand, sehe ich ihn nicht mehr. Steif drücke ich mich hoch und sehe, dass er dabei ist, die Kabel aufzurollen. »Jetzt schon?«

»Ich habe alles, was ich wollte.«

Ich stehe auf und suche meine Kleidung. Eine weite Jogginghose und ein Sweatshirt – andere Kleidungsstücke hatte ich nicht gefunden, die seinen Anforderungen entsprachen.

»Komm, raus hier, lass uns eine Tasse Kaffee trinken.«

Wir ziehen in einen kleinen Raum um, der in das Lager hineingebaut ist. Darin warten ein kleiner heißer Ofen und ein schwarzes Skai-Sofa. Ich lasse mich daraufsinken. An den Fertigbauwänden hängen Karten und Fotos, einfache Computerausdrucke und Kalender. »Sind das alles Fotos von dir?«

Leon schenkt Kaffee aus einer Thermoskanne ein und reicht mir einen Becher mit einem Sprung darin. »Die meisten schon. Aber ich teile mir das Studio mit einigen Kollegen, und manche sind auch von ihnen.« Er schaut mich an und fragt: »Hast du eigentlich schon mit den Entwürfen für Joost und Rolf angefangen?«

Ich nicke. »Gleich am selben Abend. Ich habe wirklich große Lust zu dieser Arbeit. Aber ich fühle mich auch unsicher. Ich habe so gar nichts, worauf ich zurückgreifen kann.«

Er zieht eine Augenbraue hoch und trinkt einen Schluck Kaffee. »Eine Ausbildung meinst du?«

Wieder nicke ich. »Ich habe keinen Kurs besucht, gar nichts.«

»Ist auch besser so«, brummt er.

»Warum das denn?«

»In einem Kurs oder bei einer Ausbildung wird man in eine bestimmte Richtung gedrängt. Alles wird in Fächer eingeteilt und als feststehende Tatsache präsentiert, obwohl es im Grunde so viele Dinge gibt, die sich gar nicht einteilen lassen. Diese Regeln und Eingrenzungen beherrschen einen dann immer mehr. Man vergleicht seine eigene Arbeit mit der von anderen und schränkt sich dadurch selbst nur ein. Ich halte das nicht für sinnvoll.«

»Bist du denn kein gelernter Fotograf?«

»Nein, ich habe die Ausbildung nach ein paar Wochen abgebrochen. Ich habe dort nichts gelernt, was ich nicht schon wusste oder worauf ich nicht im Laufe meiner Arbeit von selbst gekommen wäre. Ausbildungen dauern Jahre, verlorene Jahre, wenn du mich fragst. Du stopfst dich voll mit theoretischem Wissen, aus dem du letztendlich keinen Nutzen ziehst. Es hemmt dich nur.«

»Du hast leicht reden. Du bist gut. Du wirst auf Händen getragen.«

»Ich habe auch irgendwann einmal angefangen.«

»Als was denn?«

Er lächelt ansatzweise. »Hast du mal eine Zigarette für

mich?«

Ich reiche ihm eine und will ihm Feuer geben, aber er nimmt mir das Feuerzeug aus der Hand und zündet sie selbst an. »Ich habe als Pressefotograf bei einer Lokalzeitung angefangen. In der Praxis bedeutet das, dass man den ganzen Tag durch die Gegend fährt und immer wieder dieselben Leute fotografiert. Leute, die ein Geschäft neu eröffnet haben, Lokalpolitiker, Polizeisprecher, Leiterinnen von Kindertagesstätten. Jedenfalls habe ich versucht, meinen Job so gut wie möglich zu machen.« Sein Lächeln wird breiter. »Irgendwann wurden dann aber die Journalisten mit einer Digitalkamera bewaffnet losgeschickt, das war billiger, als einen richtigen Fotografen zu beschäftigen. Man glaubte, fotografieren könnte ja jeder. Das bedeutete das Aus für mich. Die bittere Wahrheit ist sowieso, dass die Leser es gar nicht bemerken, ob ein Foto mit Liebe gemacht wurde oder nicht. Oder sie sehen es, aber es interessiert sie nicht. Als ich arbeitslos wurde, habe ich begriffen, dass ich in einer Sackgasse gelandet war.« Er seufzt und wendet den Blick ab.

»Richard hat mir erzählt, er hätte dich entdeckt. Jedenfalls so ähnlich.«

»Stimmt. Ich habe eine Teilzeitstelle in einem Fotogeschäft angenommen und nebenbei für mich selbst fotografiert, um mich abzulenken. Das war eine Zeit, in der ich auf der Suche war. Ich wusste nicht, wie es

weitergehen sollte, aber ich wusste, dass ich weiter fotografieren wollte. Dann habe ich eine Serie über Fabrikarbeiter und über den Alltag in einem Heim für Drogenabhängige angelegt. Manchmal vergaß ich, dass ich kaum das Geld für die Miete aufbringen konnte, so sehr ging ich darin auf. Meinen gesamten Verdienst habe ich in die Fotografie und meine Reisen gesteckt. Es hat mir nichts ausgemacht, ich habe nicht darüber nachgedacht. Im Nachhinein betrachtet war das vielleicht die schönste Zeit meines Lebens. Dieses Suchen, sich Herantasten, ungehindert von Vorwissen. Keine Aufträge, keine Erwartungen, keine Verträge, keine Termine ... keine Zwänge.« Er fährt sich mit der Hand durch die Haare, doch sie fallen ihm sofort wieder ins Gesicht. »Irgendwann bin ich einigen Kunstfotografen begegnet, die mein Werk äußerst vielversprechend fanden. Sie haben mich mit Richard und Debby in Kontakt gebracht. Wir haben uns auf Anhieb verstanden. Innerhalb von einem Monat habe ich an meiner ersten Gemeinschaftsausstellung teilgenommen, und meine Bilder wurden für Beträge verkauft, für die ich kurz zuvor noch zwei Wochen lang arbeiten musste. Ohne Richard und Debby würde ich heute noch durch die Polder und die Innenstädte streifen, auf der Suche nach Gott weiß was.«

Der kleine Ofen heizt den Raum tüchtig auf. Ich spüre, wie ich rosig und träge werde, und ziehe die Beine auf dem Sofa an. Ich versuche mir vorzustellen, wie Leon,

Jahre jünger, ein noch unentdeckter Lokalzeitungsfotograf war. Ob er schon damals diese Ausstrahlung besaß? Dieses Rätselhafte, Dunkle, das ihn stets umgibt? Hat er das schon immer an sich gehabt?

Leon schaut auf seine Armbanduhr. »Es tut mir leid, dich aufscheuchen zu müssen, aber gleich steht das nächste Modell vor der Tür.«

Ich zucke innerlich zusammen. Bis jetzt hatte ich noch nicht über die praktischen Seiten einer Fotoserie nachgedacht. Wie naiv. Logisch, dass Leon nicht nur mich fotografiert, sondern eine ganze Reihe von Frauen, die er auf der Straße angesprochen haben muss. Frauen, die er eine wie die andere davon überzeugt hat, dass sie schön oder außergewöhnlich genug seien, um von ihm fotografiert zu werden. Frauen, die seine Telefonnummer haben, mit denen er Kaffee getrunken hat. Oder mehr. Es versetzt mir einen Stich, dass ich jetzt gehen muss, dass ich Platz machen muss für die nächste Frau, die sich gleich hier vor ihm auf dem Boden herumwälzt. Ich schaue ihn über den Rand meiner Tasse hinweg an.

Er grinst nur. »Eifersüchtig, Prinzessin?«

Ich zucke mit den Schultern. Es erscheint mir kindisch, das zuzugeben, aber schon mein Schweigen ist Antwort genug. »Es gehört schließlich zu deiner Arbeit«, sage ich rasch.

Leon steht auf und nimmt mir die Tasse aus den Händen. Stellt sie auf den Tisch und setzt sich neben mich. Er fasst

unter mein Kinn und neigt sein Gesicht zu mir. »Eifersucht ist eine menschliche Eigenschaft«, sagt er. »Sie ehrt dich.«
»Ich muss mich einfach nur an den Gedanken gewöhnen.«

»Hast du Lust, morgen nach der Arbeit nach Amsterdam zu kommen? Am Samstag fliege ich wegen eines Auftrags nach Berlin, und ich würde dich gerne vorher noch einmal sehen.«

Ich runzle die Stirn. »Morgen geht's nicht. Ich habe um halb sechs eine Sitzung.«

»Ach, wie wichtig.«

Das macht mich wütend. »Für dich mag es nicht wichtig sein, aber ich habe vor kurzem erst einen Monat Urlaub genommen. Ich kann nicht einfach so wegbleiben.«

»Doch, könntest du, wenn du deinen Job kündigen würdest.« Er lässt mein Kinn los. »Dann würde sich niemand mehr darüber wundern, dass du nicht auf Sitzungen erscheinst.«

»Wenn ich kündigen würde?«

Leon verzieht keine Miene. »Was willst du eigentlich? In London hast du dich eine Stunde lang über deine Arbeit beklagt, und jetzt ist sie dir auf einmal so wichtig? Oder gefällt sie dir vielleicht insgeheim doch? Oder jammerst du einfach gerne?«

Ich wende den Blick von ihm ab und schaue mir die Fotos an der Wand an. Eines davon hängt schief.
»Kennst du den Ausdruck, man soll keine alten Schuhe

wegwerten, bevor man nicht neue hat? Ich kann nicht einfach so meinen Job kündigen, nur weil ich einen einzigen freien Auftrag ergattert habe, dessen Ergebnis noch ungewiss ist und von dem ich nicht weiß, was er einbringt. Vielleicht wird ja nicht mal etwas daraus ... Du sagst es so dahin, als ob es einfach wäre. Aber das ist es nicht.«

Er schaut mich so eindringlich an, dass ich schweige. »Doch, Margot, so einfach ist es. Man muss es einfach tun. Seinen Kopf freimachen. Der Auftrag wird dir genug einbringen, um einen Monat lang davon leben zu können, vielleicht sogar sechs Wochen, und glaub mir, dass in dieser Zeit genügend Kunden dazukommen werden. Joost und Rolf haben unendlich viele Kontakte, und vergiss mich nicht. Und Richard und Debby. Wenn du auch nur halb so gut bist, wie ich dich einschätze, wirst du dich vor Aufträgen kaum retten können.«

»Da bist du dir also ganz sicher.«

Er räumt die Kaffeebecher ab und spült sie unter dem Wasserhahn aus. »Wenn du irgendetwas ernsthaft anpacken willst, dann musst du dich hundertprozentig dafür einsetzen. Du hasst deinen Job, du verschwendest deine Energie damit. Energie und Zeit, die du dafür verwenden könntest, dich weiterzuentwickeln.« Er dreht sich um, nimmt ein schmutziges Handtuch von der Anrichte und trocknet sich die Hände ab. »Wie lange denkst du schon über einen Jobwechsel nach?«

»Etwa zwei Jahre. Vielleicht auch drei.«

»Aha«, sagt er und setzt sich wieder neben mich. »Und was hast du in all den Jahren unternommen, um etwas zu verändern?«

Ich antworte nicht. Er weiß genauso gut wie ich, dass ich nichts getan habe. Rein gar nichts.

»Ich werde dir sagen, was du meiner Meinung nach tun solltest«, sagt er. »Du kündigst deinen Job, so schnell wie möglich, am besten schon am Montag. Dann setzt du deine Wohnung in die Zeitung, und ich suche ein Studio in Amsterdam für dich, denn dort wirst du anfangs die meisten Aufträge haben. Dann brauchst du nicht ständig hin- und herzufahren. Oder du wohnst einfach für eine Weile bei mir. Aber tu mir den Gefallen und mach dir keine Sorgen um das Geld. Du hast doch erst mal Arbeit.«

»Aber ich habe keinerlei Garantie.«

»Dein Sicherheitsbedürfnis ist nichts als hinderlich.
Schade, dass du das nicht einsehen willst.«

Ich werde immer aufgebrachter. Ich bin sauer und wütend und mache Anstalten aufzustehen. »Du hast leicht reden, Leon. Du hast Geld genug, die halbe Welt liegt dir zu Füßen, und du kannst dir alles leisten.«

Leon schaut mich düster an. »Ja, aber das habe ich nicht geschafft, indem ich mich an Sicherheiten geklammert habe. Ich bin auch ins kalte Wasser gesprungen. Ohne das geht es nicht. Man kann sich nicht entwickeln und

dabei keinerlei Risiko eingehen. Um weiterzukommen, muss man loslassen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich muss erst noch mal in Ruhe darüber nachdenken«, erwidere ich leise. »Das kommt alles ein bisschen plötzlich.«

Leon sagt nichts.

Hinter ihm bemerke ich eine Bewegung. Das Gesicht einer Frau erscheint am Fenster. Sie ist jung, höchstens zweiundzwanzig, und hat große dunkle Augen. Skeptisch beobachtet sie uns. Als sich unsere Blicke treffen, winkt sie mir ein wenig verwirrt zu und lächelt.

»Deine nächste Patientin«, verkünde ich tonlos.

Leon blickt sich rasch um, grüßt sie mit einem achtlosen Winken und kritzelt dann auf einen Zettel eine Adresse und eine etwas vage Wegbeschreibung. Den Zettel steckt er mir zu. »Das ist meine Adresse in Brabant. Bitte komm am Montagabend vorbei. Wir haben noch so viel zu besprechen.« Er küsst mich flüchtig auf die Stirn und öffnet die Tür. Er lässt mir keine Chance, in irgendeiner Form zu reagieren.

»Hallo«, sagt die Frau, als ich an ihr vorbeigehe. Sie wirkt unsicher und schaut von mir zu Leon und wieder zurück. Genau wie ich ist sie nicht gerade unterernährt, aber damit hört die Ähnlichkeit auch schon auf. Was wird sie sich wohl gedacht habe, frage ich mich, als Leon sie gebeten hat, ihm nackt Modell zu stehen?

»Bis Montag«, verabschiedet sich Leon von mir.

Ich ziehe und sehe an ihm vorbei hinaus

Ich nicke und gehe an ihm vorbei hinaus.

VIII

Es gibt hier so vieles zu entdecken. So viele Gegenstände, die Aufmerksamkeit erfordern, die mir Stück für Stück ihre eigene Geschichte erzählen und mir neue Hinweise geben. Ein überwältigender Strom von Informationen, gefangen im Lichtbündel meiner Taschenlampe.

Die Wohnung riecht ein wenig nach Farbe, typisch für ein erst kürzlich eingerichtetes Apartment, in dem alles noch sauber und ordentlich ist. Dennoch wirkt es keineswegs steril. In einem Jahr wird es hier ganz anders aussehen. Ungeordneter. Die ersten Anzeichen erkennt man jetzt schon.

In der Spüle steht schmutziges Geschirr, und auf der Fensterbank verwelkt eine Pflanze. Ich ziehe einen meiner Latexhandschuhe aus und befühle die Erde. Knochentrocken. Hat sie dieses Exemplar von jemandem geschenkt bekommen und vernachlässigt es absichtlich? Oder hat sie es sorgfältig ausgesucht und nur vergessen, es zu gießen? Das würde bedeuten, dass sie nachlässig ist. Oder eine Zeit lang mit derart existenziellen Problemen beschäftigt war, dass solch profane Dinge ihr nicht mehr auffallen.

Ich gehe in die Hocke und ziehe die Kühlschranktür auf. In der Tür stehen Packungen mit Milch und Orangensaft und eine Flasche Weißwein. In den Fächern liegen eine

Pizza, ein angebrochenes Paket mittelalter Käse, Halbfettmargarine, kleine Becher Joghurt mit null Prozent Fett, etwas verwelktes Gemüse. Margot achtet auf ihre schlanke Linie. Sollte man nicht meinen. Im Gefrierfach liegt nur eine Tüte mit Eiswürfeln.

Ich richte mich wieder auf und durchsuche die Küchenschränke. Chipstüten, Tafeln Schokolade, Dosen mit geschälten Tomaten, Bohnen und Spinat, Teller, Tassen – das Übliche.

Auf dem Küchentisch liegt eine aufgeschlagene Zeitschrift. Ich lasse das Licht der Taschenlampe über die Seiten wandern. Es ist eine englische Zeitschrift für Inneneinrichtung – *hat sie die in London gekauft?* –, in die sie mit blauem Kugelschreiber Notizen gekritzelt hat. Ich setze mich auf den Küchenstuhl und stelle mir vor, dass sie hier gesessen hat – *heute Morgen, gestern?* – und die Zeitschrift durchblättert. Ich lese die Worte: warm oder kalt? Eine schöne, runde Handschrift hat sie. Unter dem Fragezeichen ein kleiner Kringel anstatt eines Punktes.

Neben der Zeitschrift liegt aufgerissene Post. Ich nehme das Ende der Taschenlampe in den Mund und gehe die Briefe durch. Rechnungen von den Gas-, Strom- und Wasserwerken. Kontoauszüge. All Inclusive hat ihr Gehalt überwiesen.

Ich stecke die Schriftstücke zurück in die Umschläge und gehe hinüber ins Wohnzimmer. Auf dem

Wohnzimmertisch liegen Skizzen, die mir schon beim Hereinkommen aufgefallen sind. Das Interieur von Ce Truc in kleinem Maßstab, sorgfältig auf große karierte Blätter gezeichnet. Daneben liegen ein Mäppchen mit neuen Stiften, Stofflappen, Zeitungsausschnitte, Geodreiecke und Lineale. Sie ist eifrig damit beschäftigt, mit ihrem ersten Auftrag.

Ich fahre mit der Hand über das Sofa und setze mich. Schau in den Spiegel, der gegenüber hängt, beleuchte mein Gesicht mit der Taschenlampe und grinse mein Spiegelbild an.

Ich weiß, wer ich bin, und ich weiß, was ich kann.

Aber wer ist Margot? Wer ist Margot wirklich?

Der Lichtkegel huscht durch das Wohnzimmer und bleibt an einem Bücherschrank hängen. Den meisten Platz nehmen Werke über Inneneinrichtung ein, was mich nicht weiter erstaunt. Im untersten Fach finde ich einige ledergebundene Fotoalben. Ich lege sie vor mir auf den Boden und fange an, darin herumzublättern. Wirklich interessant. In einigen wenigen Alben ist ihr ganzes Leben zusammengefasst. Margot in einem Garten, dahinter ein rotes Backsteinhaus. Es sieht aus wie ein durchschnittliches Arbeiterhäuschen – *Margots Elternhaus?* -, umgeben von einer Koniferenhecke. Sie trägt ein weißes Kleid und steht hinter einem Gartentisch, auf dem mehrere weiße Kaninchen sitzen. Mit den Händen hält sie die Tiere ordentlich beisammen, damit sie

in einer Reihe hockenbleiben und ihre Köpfe hübsch der Kamera zuwenden. Sie sieht sehr ernst aus. Sie ist ihrer Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten, deren Porträt einige Seiten vorher zu sehen ist. PAPA UND MAMA 12,5 JAHRE VERHEIRATET. Ja, und sie hat auch dieselbe Figur wie ihre Mutter. Ihr lockiges Haar dagegen hat sie von ihrem Vater. Weiter hinten im Album ist sie schon ein paar Jahre älter und trägt auf einem Klassenfoto eine Spange. Das erklärt ihr schönes, regelmäßiges Gebiss. Und sie ist nicht immer so füllig gewesen, auch nicht als Erwachsene. Sie muss vor nicht allzu langer Zeit so zugenommen haben. Im letzten Album kleben neuere Fotos, doch es fehlen auch einige. Sie wurden herausgerissen, das Papier ist an den entsprechenden Stellen beschädigt. JOHN UND ICH AUF TEXEL; GRIL-LEN BEI TOM UND MIEKE; MIEKE AUF DEM BOOT; JOHN SCHLÄFT. Warum hat sie die herausgenommen? Ich blättere das Album durch; es fehlen noch viel mehr. Lauter Fotos, auf denen John oder Mieke abgebildet gewesen sein müssen. Hinten im Album liegt ein Umschlag aus einem Fotogeschäft mit aneinanderklebenden Fotos darin. Ich ziehe sie vorsichtig auseinander und betrachte sie aufmerksam. Ein junger Mann mit wirrem blondem Haar, den Mund leicht geöffnet. John schläft. Interessant. Die Frau mit den glänzenden, kastanienbraunen Haaren muss Mieke sein. Auf einigen Fotos sitzt sie Arm in Arm mit einem jungen

Indonesier da – Iom. Ein Pärchen. Ebenso wie Margot und John. »Da muss irgendetwas gründlich danebengegangen sein auf dem Weg in den Himmel, nicht wahr, Margot?«, flüstere ich. Sie hat die Fotos nicht weggeworfen. Das hätte sie tun können, auch sie zerreißen und verbrennen. Aber nein, sie hat sie nur aus dem Album genommen und in eine Mappe hinten drin verbannt, sodass sie sie jederzeit anschauen kann, wenn sie das Bedürfnis danach verspürt.

Sie kann schlecht loslassen.

Weitere Hinweise darauf finde ich in dem Regal über den Fotoalben. Neben einer großen Sammlung von Büchern über Inneneinrichtung stehen alte Kinderbücher mit ihrem Namen darin. *Der Kinderkreuzzug, Papa ist ein Hund, Kriegswinter, Stupsnase und Pim*. Erinnerungen an ihre Kinderzeit. Jetzt bin ich mir sicher. Sie hängt ihr Herz an Menschen und Dinge. Sieh mal einer an. Vielleicht besitzt sie noch ein Kuscheltier von früher oder eine Puppe. Wenn, dann finde ich sie in ihrem Schlafzimmer. Das muss ich noch durchsuchen, ebenso wie ihr Badezimmer. Wenn ich dann noch Zeit habe, kann ich versuchen, in ihren Computer hineinzukommen. Computer sind wie Blaupausen einer Persönlichkeit.

Wenn ich mich so fühle wie jetzt, weiß ich, dass ich aufpassen muss. Diesen Eindruck habe ich schon seit einer ganzen Weile – dass ich mich zu sehr hinreißen lasse. Das Gefühl der Macht, das mich erfüllt, wenn ich

nur in ihrer Wohnung herumtschmüme, macht schon fast süchtig. Und ich weiß, dass dieses herrliche Gefühl noch tausend Mal stärker wird, wenn ich mich nicht nur darauf beschränke.

Ich könnte mir einreden, dass ich einfach nur mehr über sie in Erfahrung bringen möchte, aber tief im Inneren weiß ich, dass ich eine Grenze überschritten habe. Ich kenne mich. Einen besonderen Anlass brauche ich schon fast nicht mehr.

24

Ich parke das Auto schräg gegenüber von meinem Haus und steige aus. Die Kirchenglocke schlägt von ferne zehn Uhr. Durch den Regen hört man sie nur gedämpft. Es ist dunkel, kalt und ungemütlich und meine Laune dementsprechend.

Die Sitzung war der reinste Marathon. Eine vierstündige Heimsuchung, während der ich jede einzelne Minute auf der Uhr über der Tür verstreichen sah, sehnsüchtig auf den Moment wartend, in dem ich der Höflichkeit Genüge getan hatte und endlich gehen konnte. Verkaufskonferenzen bei All Inclusive drehen sich ausschließlich um Zahlen. Genauer gesagt, um Umsatzzahlen. Hat jeder sein Ziel erreicht, und wenn nicht, warum nicht? Wer ist der beste Verkäufer des Monats, wer hinkt hinterher? Ich arbeite erst seit zwei Wochen wieder, daher konnten meine Zahlen nicht verglichen werden. Im Stillen verwünschte ich mich, die

Firma, meine Kollegen, einfach alle, weil ich den größten Teil des Abends in dem muffigen Konferenzraum verbringen musste, anstatt bei Leon zu sein.

Leicht nach vorn gebeugt renne ich zur Haustür, schließe auf und hinter mir wieder ab. Es ist stockdunkel, obwohl die Hausordnung vorschreibt, dass das Licht im Flur immer brennen muss. Im Dunkeln finde ich den Lichtschalter, doch es tut sich nichts, wie fest ich auch draufdrücke. Stromausfall?

Allmählich beginnen die Konturen der Treppe sich abzuzeichnen. Von oben fällt ein schwaches, geisterhaft bläuliches Licht herein. Es kommt durch das Dachfenster, das drei Stockwerke höher genau über dem Treppenhaus eingelassen wurde. Erst, als ich aus den anderen Wohnungen Geräusche höre, Unterhaltungen und leises Gemurmel aus den Fernsehern, gehe ich hinauf. Jede einzelne Stufe knarrt anders unter meinem Gewicht.

Als ich noch ein Kind war, musste meine Mutter immer unten an der Treppe warten, bis ich sicher im Bett lag. Bestimmt bis ich fünfzehn Jahre alt war, hielt sie jeden Abend Wache und vertrieb durch ihre Anwesenheit alle Ungeheuer, Geister und Gespenster. Ich dachte, ich wäre darüber hinweg, aber ich werde das vollkommen irrationale Gefühl nicht los, beobachtet zu werden.

Meine ausgestreckten Hände finden die Wohnungstür, und ich stecke mit zitternden Fingern den Schlüssel ins Schloss. Innen schalte ich das Licht ein und seufze

erleichtert, als sich zeigt, dass alles funktioniert. Ich schließe die Tür hinter mir, drehe rasch den Schlüssel um und schiebe beide Riegel vor.

Ich schalte sofort den Fernseher ein und zappe, bis ich eine heitere Talkshow finde. Dann gehe ich in die Küche. Es steht noch eine Flasche Entre-deux-Mers im Kühlschrank. Ich nehme ein Glas und schenke es randvoll. Mit dem Glas und der Flasche kehre ich ins Wohnzimmer zurück und lasse mich auf das Sofa fallen, schlüpfе aus meinen Schuhen und schlage die Beine unter.

Obwohl die Wohnung hell erleuchtet ist und der Fernseher beruhigende Geräusche von lachenden Menschen und applaudierendem Publikum aussendet, blicke ich mich weiterhin etwas verschreckt um. Ich krieche dichter an die Rückenlehne, nehme das Glas in beide Hände und trinke daraus, als wäre es ein Becher heiße Schokolade. Erneut schaue ich mich um. Ich sehe in den Spiegel, der meine Beine und meinen Unterleib und das Rot des Sofas reflektiert. Ich sehe die geschlossene Haustür, hinter der sich der Flur befindet – der dunkle, große, hallende Flur mit dem geisterhaften Licht. Ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, dass über dem gesamten Gebäude eine unheilvolle Atmosphäre liegt. Zu Anfang fühlte ich mich hier so geborgen, so heimelig, aber jetzt wirkt plötzlich alles feindselig auf mich. Einen seltsamen, unerklärlichen Augenblick lang stelle ich mir vor, dass ich aufsteige, immer höher und höher, durch alle

Stockwerke hindurch, durch die Holzbalken des Speichers und durch das Dach, immer höher, wobei ich die ganze Zeit auf mich hinunterschaue und ich auf meinem roten Sofa zu einer Puppe in einer immer größeren Stadt werde. Ich sehe mich selbst dort sitzen, umgeben von vier Wänden und noch vielen weiteren Wänden, Häusern, Straßen, Autos, Leuten, Wasser, Bäumen, Weiden, und schließlich bin ich nur noch umhüllt von Dunkelheit.

Das ist meine Wohnung. Meine erste eigene Wohnung. Aber ich fühle mich überhaupt nicht wohl darin.

Ich stelle das Fernsehen lauter, dann wieder leiser. Schenke mir noch ein Glas Wein ein und trinke es in wenigen Zügen leer. Ich erschauere beim letzten Schluck.

Ich hätte nicht zu der Sitzung gehen sollen. Ich hätte mich einfach weigern oder mir eine Ausrede einfallen lassen sollen, ich hätte so viel tun können, aber stattdessen meldete ich mich pünktlich um halb sechs in der Industriestraat Nummer neunzehn.

Es muss eine alte Gewohnheit gewesen sein. Mir fällt nichts anderes dazu ein. Leon hatte recht, als er gestern sagte, ich klammere mich an Sicherheiten fest. Das muss auch der Grund dafür gewesen sein, dass ich an John hängengeblieben bin. Deswegen bin ich zwar in die Stadt gezogen, aber in derselben Provinz und nur eine Viertelstunde Fahrt von meinem Heimatdorf entfernt.

Dennoch habe ich in letzter Zeit Dinge getan, die ich mir vor wenigen Jahren niemals zugetraut hätte. Neue,

spannende Dinge. Ich bin alleine nach London gezogen. Dort habe ich mich einem Mann geöffnet, den ich kaum kannte. Das wiederum hat dazu geführt, dass ich mich in ihn verliebt und nackt für ihn Modell gestanden habe – wie unerhört! -, und ganz nebenbei habe ich einen Inneneinrichtungsauftrag an Land gezogen. Diese Geschehnisse kann man unmöglich unabhängig voneinander betrachten. Sie ähneln einer Kettenreaktion, fallenden Dominosteinen. Sie hängen miteinander zusammen, bilden ein Ganzes. Und alles fühlt sich gleich gut an. Spannend, inspirierend, aufregend.

Ich schenke mir noch ein Glas Wein ein und schaue mir meine violetten, rosa und roten Wände an. Dann die Skizzen für das Ce Truc, die auf dem Tisch liegen. Ist es nicht so, dass man im Leben manchmal nur eine Chance erhält und dass man diese beim Schopfe ergreifen muss, ehe sie vorübergeht?

Ich ziehe mein Handy aus der Hosentasche und rufe Leon an. Das Telefon klingelt lange, ehe er abnimmt.

»Ich bin's«, sage ich. »Bitte entschuldige, dass ich so spät noch anrufe.«

Seine Stimme klingt schläfrig und leise. »Schon gut.«

»Warst du schon im Bett?«

»Nein, ich bin gerade erst nach Hause gekommen. Wie war deine Sitzung?«

»Bescheiden ... Ich ... Ich wollte dir eigentlich nur sagen, dass ich darüber nachgedacht habe, also über das, was du gestern zu mir gesagt hast. Ich hätte nicht so

was du gestern zu mir gesagt hast. Ich habe mich so gereizt darauf reagieren sollen. Ich glaube, du hast recht. Vielleicht bin ich zu festgerostet in meinem Job, in meiner Routine. Aber jetzt ... na ja, ich denke darüber nach, meine Stelle zu kündigen.«

»Gut so, Mädchen! Wirklich klasse.« Er klingt immer noch müde.

Plötzlich fühle ich mich bedrückt. »Leon, ich ... ich vermisse dich.«

»Versuche, das Wochenende zu überleben. Wir sehen uns am Montag. Übrigens, ich habe auch noch eine nette Überraschung für dich. Ich wollte dich eigentlich morgen deswegen anrufen, aber jetzt habe ich dich ja ohnehin an der Strippe. Ein Freund von mir betreibt einen Nachtclub. Er will ihn neu einrichten lassen und möchte sich gern mir dir treffen. Warte mal einen Moment.«

Ich höre Rascheln und Knistern im Hörer.

»Hast du was zu schreiben?« Leon liest eine Telefonnummer und einen Namen vor.

Ich nehme einen Stift vom Tisch und schreibe alles an den Rand der Skizzen. Der Name und die Nummer sind mir unbekannt. Es muss Ewigkeiten her sein, seitdem ich zum letzten Mal ausgegangen bin. »Wann kann ich ihn anrufen?«

»Nicht jetzt, er arbeitet nachts. Aber mittags nach zwölf ist er ansprechbar. Ich habe ihm gesagt, du könntest vielleicht Montagabend bei ihm vorbeikommen. Der Club liegt nicht weit von meinem Haus entfernt, also könntest

liegt nicht weit von meinem Haus entfernt, also könntest du danach direkt zu mir kommen. Dann feiern wir zusammen deinen zweiten Auftrag.«

25

Blass steht die Sonne am wolkenlosen Himmel. Die Nebelschwaden, die heute Morgen den Verkehr behindert haben, haben sich aufgelöst, und die Luft prickelt. Alles fühlt sich frisch und jung an, fast wie im Frühling. Doch selbst wenn es regnen oder hageln würde, hätte das wohl nichts an meiner Stimmung geändert. Ich bin kaum zu bremsen, lache laut über flache Witze im Radio und bewege mich, als wäre ich dreißig Kilo leichter. Am liebsten würde ich hüpfen und tanzen. Aber ich kann mich beherrschen. Stattdessen wippe ich nur mit dem Fuß und summe die Musik mit, die in dem Café läuft, in dem ich gerade sitze – »Sing it back« von Moloko.

Die fahle Wintersonne taucht das bräunliche Interieur in ein gelbliches Licht. Ich löftele den mit Kakao bestreuten Milchschaum von meinem Cappuccino und genieße jeden Happen.

Die Aufregung von heute Morgen hat sich immer noch nicht gelegt. Mein Kopf sagt mir, dass ich viel riskiere, dass ich vielleicht etwas überaus Unvernünftiges getan habe, aber ich fühle mich dermaßen euphorisch, dass ich mich weigere, dem konservativen, quengelnden Schulmeister in mir Gehör zu schenken. Ich werde mein Leben ändern, und zwar radikal. Die ersten Schritte sind

getan. Ich habe das ganze Wochenende lang darüber nachgedacht, Tabellen mit dem Für und Wider angelegt, sie zerknüllt, zerrissen, dann wieder neu angelegt, bis ich gestern Abend eine Entscheidung traf.

Ich habe keine Kinder, für die ich verantwortlich bin, nicht einmal ein Haustier. Es gibt nur eine Person, für die ich sorgen muss, und das bin ich. Und diese einfache, übersichtliche Aufgabe habe ich bisher ziemlich gut gelöst. Allerdings habe ich mich in den letzten Jahren in mancherlei Hinsicht vernachlässigt, und deshalb wird es Zeit für frischen Wind.

Bevor ich heute Morgen zu All Inclusive fuhr, war ich bei einem Autohändler in demselben Gewerbegebiet. Mein neuer Wagen steht jetzt ein paar Straßen weiter in einer Tiefgarage – ein kleiner Japaner, sechs Jahre alt, der glänzt und riecht, als hätte er gestern erst die Fabrik verlassen. Der Verkäufer behauptete, er sei verlässlich und sparsam. Der Preis war in Ordnung, aber ich kann mir jetzt keine großen Sprünge mehr erlauben und muss versuchen, so schnell wie möglich an Geld zu kommen. Leons Idee, meine Wohnung zu verkaufen, habe ich durchaus kurz erwogen. Vielleicht ist sie jetzt sogar mehr wert als zu dem Zeitpunkt, als ich sie kaufte, schließlich sieht sie inzwischen viel moderner aus. Aber ich habe beschlossen, vorerst noch zu warten. Verkaufen kann ich immer noch, wenn alles nicht so klappt, wie ich es mir erhoffe.

Noch nie hatte ich meinen Chef so erstaunt gesehen wie heute Morgen. Ich hakte die Autoschlüssel von meinem Schlüsselbund los und legte sie ihm auf den Schreibtisch, zusammen mit den Stoffmustern, meinen Mappen mit Kundeninformationen und allem, was ich sonst noch so im Auto liegen hatte. Nachdem er sich einigermaßen von seiner Überraschung erholt hatte, glitzerten seine blauen Augen misstrauisch hinter den dicken Brillengläsern, und er wies mich schnippisch auf die Konkurrenzklausel in unserem Arbeitsvertrag hin. Er konnte einfach nicht glauben, dass ich einfach so aufhören wollte, ohne von der Konkurrenz weggeschnappt worden zu sein.

Ich ging hinaus, legte den Kopf in den Nacken und atmete die frische Winterluft tief ein. Ich fühlte mich erleichtert. Kein Ballast mehr. Ein neues, spannendes Leben lag mir zu Füßen, und ich brauchte es nur aufzuheben. Ich spazierte zum Autohändler, und gemeinsam fuhren wir zur Post, um den Japaner auf meinen Namen anzumelden. Das war's dann. Ich war frei. Ganz und gar frei.

Ich knabberte an dem Keks, den ich zum Kaffee bekommen habe. Es ist ein Uhr, und ich werde erst um drei bei Leons Bekanntem erwartet. Leider bleibt zu wenig Zeit, um noch nach Amsterdam zu fahren, obwohl ich gerne Bescheid gewusst hätte, ob aus dem Auftrag für Joost und Rolf etwas wird. Hoffentlich kann ich diese Woche noch bei ihnen vorbeikommen, dann können sie

sich zwischen den drei Entwürfen entscheiden, die ich nur sie angefertigt habe. Das Restaurant Ce Truc hat sich auf Biokost spezialisiert und bietet relativ viele vegetarische Gerichte an. Daher habe ich ein Interieur auf der Basis von recycelten, natürlichen Materialien entworfen, denen auf diese Weise ein zweites Leben eingehaucht wird. Der zweite Entwurf ist gewagter. Alles, von den Wänden über die Möbel bis hin zu den Stoffen, ist in verschiedenen Grüntönen gehalten, die ich mit halben, ungeschälten Baumstämmen kombinieren will. Ich will sie unter anderem als Pfeiler nutzen, die zugleich dem langgestreckten Raum etwas mehr Struktur verleihen. Als dritte Möglichkeit habe ich mir etwas völlig anderes einfallen lassen: ein schlichtes Interieur aus Stahl und Glas, das nicht ganz zufällig an das Konzept des Oxo-Towers in London erinnert. Ich bin gespannt, was sie dazu sagen.

Mein Handy fängt an zu vibrieren und zu klingeln. Ich klappe es auf, halb in der Erwartung, dass Dick mir wieder eine Nachricht gesendet hat. Doch es ist nicht Dick.

Tut mir leid, dass ich so viel Ärger verursacht habe. Ich hoffe, du glaubst mir, dass ich das nicht gewollt habe. Nochmals: Entschuldigung.

LG John

Ich ziehe die Augenbrauen hoch. John tut etwas leid, und

er entschuldigt sich? Sogar zweimal? Ich klappe das Handy wieder zu, lege es auf den Tisch und starre es an, als könnte der Apparat jederzeit Beine bekommen und weglaufen. Dann klappe ich ihn wieder auf und lese die Nachricht noch einmal. Nein, ich habe mich nicht geirrt, da steht einmal »tut mir leid« und einmal »Entschuldigung«.

Ich trinke einen Schluck von meinem Cappuccino, greife nach meinem Päckchen Zigaretten und zünde mir eine an. Hätte John vor ein paar Wochen mit mir Kontakt aufgenommen, hätte ich sofort zurückgerufen und ihn übel beschimpft. Garantiert. Wahrscheinlich wäre ich regelrecht hysterisch geworden und hätte hinterher bereut, dass ich mich so hatte gehen lassen. Aber jetzt weckt seine Nachricht ungefähr so viele Gefühle in mir wie eine SMS des Handyanbieters über den Eingang des neuen Monatsguthabens.

Ich habe schon eine ganze Weile nicht mehr an John gedacht. Weder im negativen noch im positiven Sinne. Er hat mich nicht einmal mehr in meinen Träumen belästigt. Dafür bin ich zu sehr mit mir selbst beschäftigt: die Fotosession, die Kündigung, die Entwürfe, die Frage, ob ich die Wohnung verkaufen soll, und Leon. Vor allem Leon. John kommt mir auf einmal so unwichtig vor.

Offenbar hat er jedoch an mich gedacht. Ich kann mir vorstellen, dass er nach dem Besuch bei meinen Eltern regelrecht auf meinen wütenden Anruf gewartet hat. Als eine Reaktion auf meine angeblich ungewissen im Gefühls-

eine Reaktion meinerseits auslösen, muss er ins Gruben geraten sein und hat daraufhin diese Nachricht geschickt. Mein Lächeln wird breiter. »Eins zu null für mich«, flüstere ich vor mich hin.

Ich beiße mir auf die Unterlippe, weil mir einfällt, dass nicht nur John mich nicht mehr interessiert hat, sondern auch zwei Menschen, die das gar nicht verdient haben. Ich klappe mein Handy auf und wähle die Nummer. Fast sofort nimmt meine Mutter ab.

»Hallo, Mama«, sage ich.

»Ach, Margot, ich bin ...«, sie seufzt zittrig, als wäre sie außer Atem. »Ich bin so froh, dass du anrufst.«

»Ich wollte dir nur sagen, dass ich euch nicht mehr böse bin, Mama. Und ich möchte mich dafür entschuldigen, dass ich mich euch gegenüber so habe gehen lassen.«

»Ach, das ...«

»Ich wäre gerne vorbeigekommen«, unterbreche ich sie. »Aber ich bin zurzeit mit ganz vielen Dingen gleichzeitig beschäftigt und kann mich nicht loseisen. Hast du etwas dagegen, wenn ich zu deinem Geburtstag komme?«

»Nein, ich freue mich natürlich! Gott, Kind ... Du brauchst mich doch nicht zu fragen!« Wieder ein tiefer Seufzer. »Wenn du wüsstest, wie froh ich bin, dass wir uns ausgesprochen haben.« Wieder mal typisch Mama. Wir haben uns doch gar nicht ausgesprochen!

»Ist John noch einmal bei euch gewesen?«

Sie schweigt für einen Moment. »Nein«, antwortet sie schließlich. »Aber er hat uns noch einmal angerufen, um

SCHNEIDEN. »Aber er hat uns noch einmal angerufen, um sich dafür zu entschuldigen, dass er so viele Probleme verursacht hat.«

»Woher weiß er das eigentlich?«

»Nachdem du so wütend weggerannt bist, hat Papa ihn angerufen und ihm erklärt, dass wir uns wegen seines Besuchs gestritten haben und er hier nicht mehr willkommen ist.«

Ich grinse insgeheim. »Wirklich klasse von euch. Echt. Wir sehen uns an deinem Geburtstag, Mama.«

»Einen Moment noch. Hättest du etwas dagegen, wenn wir diese Woche einmal bei dir vorbeischauen? Wir hätten schon längst einmal kommen sollen. Papa und ich sind beide der Meinung, dass wir dich ein bisschen haben hängen lassen.«

»Ich würde mich wirklich freuen. Aber diese Woche und eventuell noch für längere Zeit muss ich wahrscheinlich jeden Tag nach Amsterdam.«

»Musst du wieder auf eine Messe?«

»Nein. Es hat einen anderen Grund, aber das ist eine lange Geschichte, die erzähle ich dir später.«

»Doch hoffentlich nichts Schlimmes?«

»Nein, nein, im Gegenteil! Ich erzähle es dir dann, ja? Später. Jetzt muss ich los.« Und in einem spontanen Impuls füge ich hinzu: »Ich hab dich lieb, Mama.«

Um kurz vor drei biege ich auf den leeren Parkplatz von

Tacos Nachtclub ein. Ich weiß nicht, ob Taco der Vor- oder Nachname oder auch nur ein Spitzname von Leons Freund ist. Ich steige aus und unterziehe das Gebäude einer genauen Betrachtung. Es handelt sich um eine weiß getünchte Villa aus den siebziger Jahren, umgeben von einem parkartigen Garten mit hohen Koniferen. Davor befindet sich der mit weißem Kies bedeckte Parkplatz. An manchen Stellen wuchert Unkraut, dennoch wirkt der Komplex sehr gepflegt. Am Vordach, dicht neben dem Dachrand, ist die orangefarbene Warnleuchte einer Alarmanlage angebracht. Die großen Fenster werden von Holzläden verborgen, die ebenso wie die Backsteinmauern gleichmäßig weiß gestrichen sind.

Ich gehe zur Vordertür, die glänzend rot lackiert ist, und drücke auf die Klingel. Ich höre kein Geräusch. Zur Sicherheit klinge ich noch einmal, aber noch immer höre ich nichts anderes als das kontinuierliche Brummen vorbeirasender Autos auf der Landstraße sowie das Muhen von Kühen auf den umliegenden Weiden. Ich frage mich, ob ein so weit außerhalb gelegener Nachtclub überhaupt genügend Gäste anzieht. Außerdem ist die Villa von der Straße aus kaum zu sehen. Das gesamte Grundstück ist von einem dichten Pappel- und Buchenwäldchen umgeben. Obwohl die Bäume inzwischen die meisten Blätter verloren haben, kann man dennoch durch das dichte Gewirr der Äste und Stämme die Weiden und die Straße kaum erkennen.

Als ich erneut die Hand zum Klingelknopf hebe, geht die Tür auf. Neugierig mustert mich ein Mann um die fünfzig, der aber für sein Alter noch gut aussieht. Das dunkle, wellige Haar fällt ihm bis auf die Schultern, und in seinem gebräunten Gesicht leuchten auffallend helle Augen. Er trägt einen weißen Trainingsanzug mit blauen und schwarzen Streifen auf den Schultern.

»Margot«, sagt er. Es klingt wie eine Feststellung.

»Stimmt«, sage ich. »Und du bist Taco?«

»Ja, Taco Sanders. Komm rein.« Seine Aussprache klingt, als stamme er nicht aus dieser Gegend, so, wie er das »r« rollt. Vielleicht kommt er aus Rotterdam, aber wenn, lebt er schon seit einer ganzen Weile nicht mehr dort.

»Wohnst du hier in deinem Nachtclub?«, frage ich, als ich ihm durch einen pechschwarzen Saal in einen großen hellen Raum folge, in dem es stark nach Zigarettenrauch und Alkohol riecht. Mir fällt auf, dass Taco schwerfällig läuft. Er hinkt auf einem Bein. Erst jetzt sehe ich, dass ein Fuß in einem Lederslipper steckt, der andere in einem Gipsverband.

»Nein, nicht direkt«, antwortet er. »Nebenan. Als ich den Kasten gekauft habe, habe ich ihn in zwei Hälften geteilt.« Er geht an die Bar. »Kaffee oder Tee?«

»Tee, bitte. Geht es um diesen Raum?«

»Ja. Schau dich ruhig um. Es ist noch niemand hier.«

Die Arme ein wenig verlegen verschränkt, schlendere ich

an den Sofas entlang, die u-förmig an den Wänden aufgestellt sind, jeweils mit einem kleinen Tisch in der Mitte. In jeder Nische hängen große Fotos von etwa achtzig mal achtzig Zentimetern. Sie zeigen Frauen in Schwarzweiß, nur ihre Lippen und die Dessous, die sie tragen, sind rot koloriert. Ob Leon sie fotografiert hat? Ich kenne sein Werk nicht gut genug, um das zu beurteilen. Ich löse meinen Blick von den Bildern und versuche, mich auf das übrige Interieur zu konzentrieren.

Das Licht ist grell und enthüllt Unvollkommenheiten und Abnutzungserscheinungen, die im Halbdunkel wahrscheinlich niemandem auffallen. Schwarz gestrichene, beschädigte Holzverkleidungen und ein verschlissener roter Veloursbezug auf den Sofas, voller Flecken und Brandlöcher. In der Mitte des Raumes, der etwa so groß ist wie drei geräumige Wohnzimmer, befindet sich eine tropfenförmige, ebenfalls schwarze Bühne. Am abgerundeten Ende ragt eine Metallstange auf. Die Bar liegt auf der linken Seite, genau gegenüber von der Bühne und den Kulissen, die von schweren Samtgardinen verhüllt werden.

Ich muss in einen Stripteaseclub geraten sein. Ich habe so etwas schon mal im Fernsehen gesehen und Leute darüber reden hören, aber ich selbst bin zum ersten Mal in solch einem Laden. Ich fühle mich ein wenig eingeschüchtert.

»Und?«, fragt Taco, als er eine Tasse heißen Tee für mich auf die Bar stellt. »Meinst du, du kennst schon

mich auf die Bar stell. »Vieilst du, du kannst etwas daraus machen?« Er schaut mich freundlich an, aber dennoch strahlt er irgendetwas aus, das mich misstrauisch macht. Vielleicht ist es der Trainingsanzug in Verbindung mit der Umgebung und dem Wissen, dass er der Besitzer ist – aber das ist es nicht allein.

»Es kommt darauf an, was du vorhast«, antworte ich zurückhaltend und rutsche auf einen Barhocker. Durch meine Arbeit bei All Inclusive weiß ich, dass die Leute manchmal an bestimmten Elementen ihrer Einrichtung besonders hängen. Nur selten erkennen sie die Mängel. Ich habe früh gelernt, meine Meinung zunächst für mich zu behalten und erst einmal herauszufinden, was der Kunde selbst dazu sagt.

»Ich gucke mir das Innenleben hier inzwischen seit fünfzehn Jahren an«, sagt er. »Und es hat sich längst amortisiert. Von mir aus kannst du alles komplett verändern.«

Ich gebe Zucker in den Tee und rühre um. Meine Hand zittert ein wenig. »Inwiefern verändern?«

»Egal, nur die Bühne muss bleiben. Und die Gäste mögen die Nischen. Außerdem brauchen wir hier natürlich dunkle Farben, aber das kannst du dir ja denken.«

Ich drehe mich auf dem Barhocker um und lasse den Blick durch den Raum schweifen. Violett, schießt es mir durch den Kopf. Violett und Rosa, warum nicht? Striplokale sind kitschig: Glitter, Lampen, Neonröhren, Elongees, Deko – das kann und darf alles sein.

Flamingos, Palmen ... das kann und darf alles sein. Plötzlich packt mich die Begeisterung. »Du hast doch bestimmt eine Vorstellung davon, was du so ausgeben willst?«

Er spitzt die Lippen. »Ach, hunderttausend darf es schon kosten. Aber dann muss es auch picobello sein.«

Hunderttausend Euro. Drei Jahresgehälter. Ich muss mir große Mühe geben, nicht allzu euphorisch zu wirken, obwohl ich stark bezweifle, dass mir das gelingt. »Damit müsste es klappen«, höre ich mich sagen.

Ich streiche mir die Haare aus dem Gesicht, setze mich auf die Bühne und schaue mich noch ein letztes Mal um. Ich glaube, ich habe jetzt alles, was ich brauche. Einen Grundriss des »Nachtzicht«, auf dem jede Einzelheit eingezeichnet ist: Sofas, Tische, Bühne, Treppe und sämtliche Steckdosen. Ich muss noch einmal wiederkommen, um Fotos zu machen, bevor ich ernsthaft mit den Entwürfen beginne. Es gibt so viele Möglichkeiten, dass mir schwindelt. Ständig fallen mir neue Ideen ein, von Springbrunnen bis zu Neonröhren. Auch über den Fußboden mache ich mir Gedanken, der jetzt von roter Auslegware mit schwarzen Motiven bedeckt ist. Ich liebäugle mit einem gleichmäßigen Violett, einem dunklen Violett sogar, aber ich befürchte, dass das auf einer so großen Fläche vielleicht zu düster wirken könnte. Ich muss mit spezialisierten

Teppichlieferanten sprechen, die damit Erfahrung haben. Und nicht nur das: Ich muss auch Kontakt zu Firmen aufnehmen, die Sofas nach Maß anfertigen können, Beleuchtungsspezialisten ausfindig machen und so weiter.

Und noch etwas. Wenn ich diesen Auftrag bekomme, wird es viele Bestellungen geben. Kostspielige Bestellungen. Mit Joost und Rolf habe ich vereinbart, dass die Rechnungen direkt an sie geschickt werden und sie mir nur ein Stundenhonorar bezahlen. Taco dagegen geht davon aus, dass ich alles für ihn regele. »So wenig Gedöns wie möglich«, lautet seine Devise. Aber ihm muss doch klar sein, dass ich solche Beträge nicht so einfach vorschießen kann?

Ich trinke einen Schluck Wasser und stelle das Glas zurück auf die Theke. Jetzt wird es allmählich ernst. Ich werde wahrscheinlich ein anderes Bankkonto brauchen und ein Gewerbe anmelden müssen. Bin ich eigentlich mehrwertsteuerpflichtig? Bestimmt. Was wiederum bedeutet, dass ich einen Steuerberater brauche. Auch besondere Versicherungen? Mist, ich habe keine Ahnung, wo ich anfangen soll! Es gibt so vieles, was zu beachten ist. Ich habe kaum angefangen, schon weiß ich nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Lieber sage ich Taco noch nicht fest zu, sondern rede am Abend erst einmal mit Leon darüber. Für heute bin ich hier fertig.

Taco hat sich immer noch nicht wieder blicken lassen. Vor einer Stunde ist er ins Haus gegangen.

Ich packe meine Sachen zusammen, stecke sie in meine Aktentasche und verlasse den Club. Dahinter befindet sich ein gepflastertes Grundstück mit einem hohen weißen Tor davor. Ein schwarzer Hund fängt laut an zu bellen, als er mich sieht. Er springt in seinem mit Wellblech abgedeckten Zwinger hoch und runter und wird immer wütender und wilder, je mehr ich mich nähere. Sein Gebell hallt von dem Gebäude wider.

»Ganz ruhig«, sage ich. »Ich tu dir nichts.« Doch der Hund bellt unbeirrt weiter.

Ich gehe um einen dicken BMW herum zu einem Anbau. Vor den Fenstern hängen rosafarbene Jalousien, und links daneben befindet sich eine Tür. »Hallo?« Ich muss schreien, um das Hundegebell zu übertönen.

Taco öffnet die Tür. »Komm rein.«

Zögernd trete ich ein, während er den Hund mit einem knappen Zuruf zum Schweigen bringt. Ich gelange in eine Küche mit niedriger Decke, die offen zu einem Wohnzimmer hin liegt. Die Räume sind mit hochflorigem Teppichboden ausgelegt, und die Möbel bestehen aus Glas und glattem, schwarzem Leder. An der Wand hängt ein riesengroßer Plasmabildschirm, und darunter steht eine imposante Musikanlage auf einem niedrigen Sideboard. Ein kleiner weißer Hund kommt auf mich zugerannt. Sein langes Fell hängt ihm in wirren Strähnen vor den Augen, und er zittert am ganzen Körper, als er mich schwanzwedelnd begrüßt. Ich bücke mich und streichle

das hier. Es rollt sich herum und zeigt seinen bleichen, fast kahlen Bauch. Der lange behaarte Schwanz peitscht den altroséfarbenen Teppichboden.

»Setz dich doch«, sagt Taco. »Möchtest du etwas trinken?«

»Nein, danke. Ich wollte nur kurz Bescheid sagen, dass ich fertig bin. Kann ich morgen oder übermorgen noch einmal vorbeikommen und ein paar Fotos machen?«

Er zuckt mit den Schultern. »Natürlich, aber komm möglichst vor sechs Uhr und ruf vorher an. Dann Sorge ich dafür, dass das Tor offen steht.«

Ich gehe weiter durch ins Wohnzimmer. Das Hundchen bleibt mir auf den Fersen und bettelt um meine Aufmerksamkeit.

»Loulou«, erklärt Taco ein wenig verlegen. »Der Hund meiner Freundin. Ein verwöhntes Luder.«

»Deine Freundin?«

Sein Grinsen entblößt ein perfektes weißes Gebiss. »Ja, die auch.«

Im Wohnzimmer steht eine Tür auf. Durch den Spalt sehe ich einen glänzenden Schreibtisch, und darüber hängt das Farbfoto einer Frau, eine Nahaufnahme von ihrem Gesicht. Sie ist stark geschminkt, dramatisch wie in alten Filmen. Ihre Augen leuchten theatralisch. Sie hält eine Zigarette in der Hand und bläst den Rauch in die Kamera. Im ersten Moment denke ich, ich irre mich, aber als ich einige Schritte auf das Büro zugehe, sehe ich deutlich, dass die Frau zwei verschiedenfarbige Augen hat. Ich

dass die Frau zwei verschiedenfarbige Augen hat. Ich halte inne.

»Schön, was?«, sagt Taco dicht hinter mir.

Erschrocken drehe ich mich um. »Sie hat zwei verschiedenfarbige Augen. Und rote Haare. Genau wie ich.«

»Erkennst du sie denn nicht?« Er geht mir voraus in das Büro und hält die Tür weit auf.

Ich folge ein paar Schritte hinter ihm. Verschränke die Arme und starre die Augen der unbekannten Frau an. Tatsächlich, sie scheinen zu funkeln. »Nein. Sollte ich sie denn kennen?«

»Das ist Edith.« Liebevoll spricht Taco ihren Namen aus. Er hält etwas Abstand, aber betrachtet ihr Foto so intensiv, als sähe er es zum ersten Mal. »Leons frühere Freundin. Ich habe das Foto vor ein paar Jahren gekauft, so haben wir uns kennengelernt. Leon wollte es nach ihrem Tod von mir zurückkaufen. Es existieren nur fünf Stück davon, und er hat die Negative vernichtet. Tut mir leid für ihn, aber ich möchte es nicht verkaufen. Ich hänge daran. Es ist keine Frage des Geldes.« Er wirft mir einen kurzen Blick zu. »Du ähnelst ihr in gewisser Weise. Dieselbe Figur, dieselben Augen.«

Ich beiße die Zähne zusammen. *Leons frühere Freundin ... Nach ihrem Tod ...*

»Woran ist sie denn gestorben?«, frage ich.

Er atmet langsam aus, als stelle ich ihm eine schwierige Frage. Er schweigt einen Moment und sagt dann in

Frage. Er schweigt einen Moment und sagt dann in vertraulichem Tonfall: »Ich weiß nicht, ob es so gut ist, dass du es von mir hörst, aber als Leons neue Freundin wirst du es ja doch früher oder später erfahren. Sie hat Selbstmord begangen. Er fand sie in seiner eigenen Badewanne. Sie hatte schon seit etwa zwei Tagen darin gelegen. Echt heftig, wenn du mich fragst.«

26

Die Fahrt zu Leons Haus erlebe ich wie in einem zu schnell abgespulten Film. Ich starre durch die Windschutzscheibe in den dunklen Abend und bekomme kaum etwas von der Umgebung mit. Automatisch trete ich auf die Bremse, wenn eine Ampel auf Rot springt, fahre mit dem übrigen Verkehr bei Grün wieder an und setze wie ein Zombie meinen Weg fort.

Ich werde nicht damit fertig, dass Leon mir etwas so Grundlegendes verschwiegen hat. Zwar kann ich mir natürlich vorstellen, dass der Selbstmord der früheren Freundin nicht unbedingt ein Thema ist, das man so leicht zur Sprache bringt. Schon gar nicht, wenn man jemanden erst seit so kurzer Zeit kennt. Es wirft unweigerlich einen dunklen Schatten über etwas besonders Schönes und Hoffnungsvolles, aber auch Verletzliches – deshalb habe ich schließlich auch John mit keinem Wort erwähnt.

Aber die Sache mit Edith und meine Geschichte mit John sind nicht vergleichbar. John und Leon ähneln einander nicht, weder physisch noch psychisch. Doch ich kann

mich unmöglich losgelöst von der Frau betrachten, die mich von Tacos Wand herunter mit ihrem Schlafzimmerblick ansah.

Heterochromia ist ein äußerst seltener Defekt und wirklich keine unauffällige Eigenschaft. Immer, wenn Leon mir in die Augen schaut, muss er darin etwas sehen, was er auf schreckliche Art und Weise verloren hat. Und ich bin mir so gut wie sicher, dass nicht ich es bin, die er dann sieht, sondern dass er nach einer zweiten Chance sucht, einer Möglichkeit, das wiederzufinden, was er verloren hat. Davor habe ich Angst. Ich befürchte, dass ich nur ein Ersatz für seine verlorene Freundin bin, vielleicht sogar eine Art Projekt, jemand, den er mit voller Absicht nach ihrem Vorbild umformen will.

Ich unklammere krampfhaft das Lenkrad und kämpfe mit den Tränen.

Als ich in die Straße einbiege, in der er wohnt, muss ich an Debbys seltsame Bemerkungen zurückdenken, die schöne Blondine in der Amsterdamer Galerie. Auch Leons Manager hat rätselhafte Anspielungen gemacht. Jetzt sehe ich ihre Bemerkungen in einem ganz anderen Licht. Debby gebrauchte mit Bezug auf mich das Wort *frappierend* und wollte damit ausdrücken, wie sehr ich einer bestimmten Person ähnele. Leon hinderte sie jedoch daran, mehr zu verraten. An Richards genaue Worte kann ich mich nicht mehr erinnern. Doch ihre Bedeutung ist mir im Gedächtnis haften geblieben, nämlich, dass Leon ein

Nummer sechsundzwanzig ist das letzte Haus in einer langen Allee, kurz bevor die Asphaltstraße in einen Waldweg übergeht. Es handelt sich um eine der eher unbekannten Zufahrtsstraßen zum größten Naturschutzgebiet Nord-Brabants. Dünen, umgeben von hügeligen Nadel- und Laubwäldern und Torfmooren. Als Kind bin ich oft mit meinen Eltern hier gewesen, die Gegend liegt keine halbe Stunde von meinem Heimatdorf entfernt. Am Wochenende wimmelt es hier von Familien, die die frische Waldluft schnupern. Um diese Zeit ist es jedoch menschenleer. Im Licht meiner Scheinwerfer tauchen knorrige kahle Zweige auf, dahinter liegt nur Düsternis. Nicht weit entfernt erkennt man die Hufabdrücke von Pferden im weichen Waldboden.

Im Schrittempo biege ich rechts ab, fahre zwischen Rhododendronsträuchern entlang die schmale Auffahrt hinauf und parke hinter Leons neu aussehendem dunkelblauem Audi. Bevor ich aussteige, betrachte ich das Haus: ein kleiner weißer Bungalow mit schmalen, vertikalen Fenstern. Durch die Gardinen hindurch fällt Licht auf die bemoosten Platten. Ich drücke meine Zigarette aus und öffne die Fahrertür.

Leon hat mich schon kommen hören. Noch bevor ich zwei Schritte auf das Haus zugegangen bin, erscheint er in der Tür. Er trägt eine schwarze Trainingshose und ein

graues, langärmeliges T-Shirt. Seine Haare sind feucht, als habe er gerade geduscht oder sei vom Joggen zurückgekehrt.

Ich fahre mir nervös durch die Haare, reiße mich zusammen und gehe weiter. In der Tür blicke ich ihn kurz an. In dieser einen Sekunde wird mir voll bewusst, dass er der Mann ist, in den ich mich verliebt habe, für den ich meinen Job gekündigt, vor dem ich mich entblöße und für den ich nackt Modell gestanden habe. Dies ist der Mann, der mein Leben und mein Selbstbild völlig auf den Kopf gestellt hat.

Aber letztendlich ein Mann, den ich kaum kenne.

Welche Dämonen spuken in seinem Kopf herum? Welche Hirngespinnste verbergen sich hinter dieser gefälligen, betörenden Maske der Männlichkeit und Selbstsicherheit? In der nächsten Sekunde, in der wir uns einfach nur anschauen, schweigend, reglos, im weichen Flurlicht, verfluche ich Taco Sanders. Ich wünschte, er hätte es mir nicht erzählt, ich wünschte, ich wäre niemals dort gewesen und hätte das Foto nicht gesehen. Ich wünschte, ich wäre unwissend geblieben, sodass ich einfach nur das Zusammensein mit diesem Mann hätte genießen können, der mich so intensiv anschaut, dass ich trotz meiner Wut und meiner Vorbehalte am liebsten sofort die Arme nach ihm ausstrecken und ihn an mich ziehen will.

Aber es geht nicht.

»Was hast du?« Er schließt die Tür hinter mir.

In dem kleinen, quadratischen Raum ist alles weiß, schwarz und apfelgrün. Die Einrichtung ist nüchtern und schlicht. An den Wänden hängen verschiedene Reproduktionen von Schwarzweißfotos, und auf dem Holzfußboden liegt ein schwarzer Webteppich vor einem modernen offenen Kamin. Als ich mich hinsetze, knarrt der Zweisitzer unter meinem Gewicht. Nervös reibe ich über das apfelgrüne Leder. Meinen Mantel behalte ich an. »Ich war bei Taco.« Ich räuspere mich und zwingen mich, ihm ins Gesicht zu sehen. »Edith. Ich habe ihr Foto gesehen.«

Er zieht die Augenbrauen hoch. »Du bist in seiner Wohnung gewesen?«

Ich ignoriere seine Frage. »Sie ähnelt mir. Sie ähnelt mir viel zu sehr.« Ich schüttele den Kopf. Mein Zorn verfliegt, und an seine Stelle tritt eine tiefe Traurigkeit. »Es war also kein Zufall, oder?«, flüstere ich.

Er steht vor mir, die Hände in den Hosentaschen, und beobachtet mich schweigend durch seine zusammengekniffenen Augenlider hindurch. Nur seine angespannten Halssehnen verraten seine Unruhe.

»Leon ...« Meine Stimme klingt hoch und unnatürlich. »Ich habe gerade eine Beziehung hinter mir, die ziemlich schmerzlich für mich war, und ich habe keine Lust, noch einmal verletzt zu werden. Ich bin zutiefst schockiert.«

»Na schön«, sagt er, so leise, dass ich ihn kaum

verstehen kann. »Es war wohl naiv von mir zu glauben, dass ... Mir wäre es lieber gewesen, wenn du es von mir erfahren hättest.« Er schließt kurz die Augen und fragt mich dann: »Hat Taco dir alles erzählt? Wie ... Wie ich sie ...« Er schaut mich forschend an. »Bestimmt, oder?«

Ich nicke und will »Ja« sagen, bringe aber nur eine Art Piepsen hervor.

Leon flucht leise und fährt sich wütend durch die Haare.

»Es muss furchtbar für dich gewesen sein«, flüstere ich.

Er hebt den Kopf und starrt einen Punkt hinter mir an der Wand an. »Sie war schon zwei Tage tot, als ich sie fand. Weißt du, was mit einer Leiche geschieht, die zwei Tage lang im Wasser liegt?«

Er erwartet keine Antwort, es war eine rein rhetorische Frage, also sage ich nichts.

»Sie quillt auf«, fährt er fort. »Sie verfärbt sich violett, Gott verdammt, und die Haut hängt herunter, als sei sie abgezogen worden. Gehäutet. Der Mund steht auf, die Zunge hängt dick geschwollen heraus. Und dann dieser Gestank! Dieser Gestank, dieser widerliche Verwesungsgeruch bleibt wochen-, ja monatelang im Haus hängen, und du kriegst ihn nicht raus. Ich rieche ihn manchmal heute noch.« Er schaut mir ins Gesicht, genau in die Augen. Dann fährt er sanfter fort: »Ganz plötzlich, wenn ich glaube, ich hätte es vergessen. Oder wenn ich den Mut habe zu denken, dass ich das Recht habe weiterzuleben, dass ich glücklich sein darf, auch wenn sie

beschlossen hat auszusteigen. Und manchmal, Margot, nur manchmal, rieche ich ihn auch dann, wenn ich mich frage, ob ich irgendetwas hätte tun können, um es zu verhindern. Wenn ich ihr genauer zugehört, die Anzeichen richtig gedeutet hätte – dann rieche ich ihn wieder. Als würde ich noch einmal im Badezimmer stehen und sehen, dass mein Mädchen, mein Ein und Alles, tot ist. Tot und blau und angeschwollen.« Er ballt die Fäuste. »Und ich kann nichts mehr tun ... bin völlig machtlos.«

Die Tränen laufen mir übers Gesicht. Ich weiß nicht, warum ich weine. Wegen Leons Kummer, wegen Ediths Schmerz oder um meinetwegen? Wütend wische ich meine Wangen ab. »Warum hast du es mir nicht erzählt?«, flüstere ich. »Du hättest es mir sagen sollen.«

»Wann denn? Im London, beim Essen? Oder vielleicht im Hotel, als wir Sex hatten?« Er kommt auf mich zu und kniet sich vor mich. Nimmt meine Hände und streichelt mit den Daumen über meine Finger. »Oder in Amsterdam, als du dich so sehr über deinen ersten Auftrag von Joost und Rolf gefreut hast? Hätte ich es dir da sagen sollen, kurz vor unserem Abschied, als du mir um den Hals gefallen bist, um mir zu danken?«

»Du hättest ...«

»Es hat bisher einfach noch nicht den richtigen Zeitpunkt gegeben. Noch nicht.«

»Aber es muss doch einen ...«

Er hört nicht einmal, was ich sage. »Oder hätte ich es dir

vielleicht während der Fotosession sagen sollen? Übrigens, Margot, bevor du es von jemand anderem erfährst: Meine frühere Freundin hatte zufällig genau dieselben Augen wie du. Ach, aber erschreck dich nicht, sie ist leider tot. Selbstmord ...« Er stößt ein freudloses Lachen aus. »Wie hättest du reagiert? Sag ehrlich.« Der Ausdruck in seinen Augen ist so schmerzlich, dass es wehtut, ihn anzuschauen.

»Ich weiß es nicht«, antworte ich.

»Ich werde es dir sagen: Du hättest deine Sachen gepackt und wärst weggerannt wie vom Teufel gehetzt.« Er schüttelt den Kopf, legt eine Hand in den Nacken und massiert seine verkrampften Muskeln. »Nein, der richtige Moment hat sich einfach nicht ergeben.« Er steht auf, setzt sich schräg mir gegenüber auf die einzige andere Sitzgelegenheit im Raum, einen schwarzen Sessel, und reibt sich über die Augen. »Das ist nichts, was man einfach so jemandem erzählt, den man noch nicht lange kennt. Nach Edith war alles tot. Nicht nur sie, auch ich war gestorben. Ich konnte mit niemandem darüber reden. Erst seit ganz kurzer Zeit bin ich wieder in der Lage, etwas zu empfinden, und habe es sogar fertiggebracht, mir Gedanken über die Zukunft zu machen. Unter anderem deinetwegen. Oder gerade deinetwegen.«

Im Auto hatte ich mich auf dieses Gespräch vorbereitet und mir genau ausgemalt, was ich ihn fragen wollte. Doch jetzt muss ich mich wirklich konzentrieren und einen

klaren Kopf bewahren, denn mit jeder Faser senne ich mich danach, ihn zu umarmen, zu trösten und zu küssen. Ich hatte nicht eine Sekunde lang daran gedacht, dass Leon sich mir gegenüber unsicher fühlen könnte. Die Art, wie ihm alles so selbstverständlich von der Hand zu gehen scheint und die Menschen in seinem Umfeld alles tun, was er verlangt, ließ mich gar nicht erst auf die Idee kommen. Doch der Mann, der mir jetzt gegenüber sitzt und mich abwartend anschaut, hat nichts Dominantes mehr an sich. Mir wird klar, dass dies sein anderes Gesicht ist, das nur wenige Menschen zu sehen bekommen. Sein verletzlich, menschliches Gesicht.

»Sie ähnelt mir«, sage ich heiser. »Deine Edith ähnelt mir. Und das macht mir Angst, und zwar nicht zu knapp. Verstehst du das? Heute Morgen habe ich meinen Job gekündigt, meinen Wagen abgegeben, all meine Sicherheiten hinter mir gelassen, und dann muss ich erfahren, dass ...« Ich schüttelte heftig den Kopf. »Dass du gar nicht mich meinst, sondern ... sie. Noch nie in meinem Leben bin ich mir so blöd vorgekommen, wie ...«

Leon springt von seinem Sessel auf und fällt vor mir auf die Knie. Mit beiden Händen umfasst er mein Gesicht und zwingt mich, ihn anzusehen. Forschend wandern seine Augen über mein Gesicht. »Hör mir gut zu, denn ich sage es nur ein Mal. Du ähnelst Edith kein bisschen.«

»Außer dass sie auch zu dick war und rote Haare und zwei verschiedenfarbige Augen hatte?«

zwei verschiedenfarbige Augen hatte?«

Verärgert runzelt er die Augenbrauen. »Ich stehe auf füllige Frauen, die von Natur aus rote Haare haben. Daher ist es nicht verwunderlich, dass du mir im Flugzeug aufgefallen bist. Ich habe mich gefragt, ob der Kerl, der neben dir saß, dein Mann war, und ich habe deine Hände angeschaut, in der Hoffnung, du würdest keinen Ehering tragen. Als ich sah, dass du zwei verschiedenfarbige Augen hast, habe ich mich zu Tode erschrocken. Das hat die Situation für mich nur erschwert. Aber ich wollte dich deswegen nicht einfach gehen lassen. Dafür hast du mir zu gut gefallen.« Er schnauft. »Ich hätte dich zu deinem Hotel begleiten können, glaub mir, das wäre mir gelungen, wenn ich es gewollt hätte. Aber ich wollte dir die Initiative überlassen, deswegen habe ich dir meine Nummer gegeben. Und ich habe mir vorgenommen, mich ordentlich ins Zeug zu legen, wenn du Interesse an mir zeigen, wenn du mich anrufen würdest. Denn dann wäre es so vorherbestimmt ... Und du hast angerufen. Weißt du, was das Schöne war? Dass du von Anfang an ganz und gar Margot Heijne warst. Nicht Edith Benschop. Du bist ein völlig anderer Mensch.«

Er lässt mein Gesicht los und steht auf. »Hast du Zigaretten dabei?«

Ich wühle in meiner Manteltasche nach dem Päckchen und halte es ihm hin.

Er zieht eine Zigarette heraus und zündet sie an. Inhaliert tief und bläst den Rauch langsam aus. »Eines möchte ich

und lässt den Rauch langsam aus. »Eines möchte ich von dir wissen: Vertraust du mir?«

Der Schmerz, der aus seinen Augen spricht, berührt mich tief. Ich habe mich in diesen Mann verliebt, aber das Gefühl, das jetzt überwiegt, ist Scham.

»Ganz einfach«, sagt er als Antwort auf mein Schweigen. »Wenn du glaubst, dass ich dir nur Unsinn erzähle, dann sollten wir an dieser Stelle lieber aufhören. Jetzt sofort. Denn dann ist alles aus. Dann ...«

»Ich vertraue dir!«, sage ich schnell, bevor er noch weitere Dinge sagen kann, die mich verletzen. »Ich vertraue dir.«

Er zieht eine Augenbraue hoch. »Aber sag das bitte nicht nur, um die Diskussion zu beenden. Wenn du mich willst, bekommst du auch meine Vergangenheit dazu. Ich habe dir erklärt, wie sich alles verhält, was geschehen ist, und was mich angeht, war das das letzte Mal, dass wir über Edith gesprochen haben. Passé. Ich will das alles hinter mir lassen. Damit musst du dich wohl oder übel abfinden.«

»Ich habe das nicht nur so gesagt, Leon.«

Er atmet tief aus und starrt einen Punkt an der Wand an, der sich knapp über meinem Kopf befindet.

Ich glaube jetzt zu wissen, was er an seinem eigenen, persönlichen Horizont sieht. Und es ist nichts Schönes.

Abwesend reibt er sich über den Oberarm. »Ich könnte jetzt einen Kaffee gebrauchen. Du auch?«

Ohne meine Antwort abzuwarten, geht er in die Küche

Ohne meine Antwort abzuwarten, geht er in die Küche und hantiert mit der Espressomaschine.

Ich schaue zu, wie er die Hebel bedient, Wasser in den Apparat gießt und Tassen aus einem Schrank nimmt. Es sieht so normal aus, so alltäglich. Aber auch wenn er normale Dinge tut, er selbst ist keineswegs normal. Was ist schiefgegangen zwischen ihm und Edith, so schief, dass sie all ihre Wut und ihren Zorn in sich hineinfräß, mit letztendlich verheerenden Folgen? Ich kann ihn nicht mehr danach fragen.

Ich merke jetzt erst, dass ich die ganze Zeit die Schultern hochgezogen habe. Sie sind komplett verkrampft. Ich hole ein paar Mal tief Luft und lasse sie sinken. Ziehe dann meinen Mantel aus.

Minutenlang sagen wir beide nichts. Ich schaue dem Zigarettenrauch nach, der sich hinauf zur Decke kringelt.

Leon bricht das Schweigen. »Und ich hatte noch so schöne Pläne für heute Abend ...« Er schnalzt leise mit der Zunge.

Ich muss lachen. Warum, weiß ich nicht, vielleicht, um den Druck abzulassen, das Auf und Ab der Gefühle zu verkraften. Ich schlage die Hand vor den Mund und kann nicht mehr aufhören.

Ganz allmählich erscheint ein Lächeln auf Leons Gesicht. »Hexe«, sagt er. »Jetzt lachst du mich auch noch aus.«

Ich hebe hilflos die Hände. »Tut mir leid. Ich musste auf einmal an Taco denken. Er erinnert mich an einen sonnenbankgebräunten Schlagersänger. Wie hast du den

schon einmal gesehenen Schlagsänger. Wie hast du den bloß kennengelernt? Oder darf ich das vielleicht auch nicht wissen?«

Leon fährt mit einer Hand unter sein T-Shirt und reibt sich über den Bauch. Sein Grinsen wird breiter. »Taco liebt die Frauen und die Fotografie. Wenn man dann zufällig auch noch zu viel schwarz verdientes Geld in der Tasche hat, das man unbedingt loswerden will, gerät man früher oder später automatisch an mich.«

»Stammen die Fotos in seinem ... äh ...?«

»Puff wolltest du sagen, oder?«

»Ist es denn einer?«

»Nein. Es ist eine ehrbare Stripbar für Geschäftsleute. Ganz harmlos. Ich hätte dich sonst nicht dahin geschickt.«

»Stammen die Fotos der Frauen von dir?«

»Ja. Es war eine Auftragsarbeit. Es sind Mädchen, die bei ihm arbeiten oder gearbeitet haben. Eigentlich wollte er ihnen die Fotos als Neujahrsgeschenke überreichen. Das hat er auch getan, aber irgendwann sind sie eben auch in der Bar gelandet.«

»Ich fand sie schön.«

Er spitzt kurz die Lippen. »Sie sind nicht schlecht, aber galeriefähig würde ich sie nicht nennen. Sag mal, hast du schon etwas gegessen?«

Ich schüttele den Kopf.

Leon greift nach einem Handy auf dem Tisch. »Pizza?«

»Ja, von mir aus. Quattro stagioni, wenn sie die haben.«

»Die gibt es überall.« Wieder fährt er sich mit einer Hand

Die gibt es aber nicht. Wieder läuft er sich mit einer Hand unter das T-Shirt, sodass ich einen Streifen von seiner Haut sehe. Bisher hatte ich nur sehr wenig Gelegenheit, den Körper unter seinem T-Shirt zu entdecken. Während er die Bestellung durchgibt, schaut er mich unverwandt an. Sein Mund lacht, seine Augen lachen nicht mit. Mit einem todernsten Ausdruck bannen sie mich auf das Sofa. Keine Scherze mehr, sagen sie. Keine Geständnisse, keine Edith, kein Kummer. Ihm steht der Sinn nach etwas ganz anderem. Er denkt angestrengt nach.

Um meine Unsicherheit zu überspielen, will ich einen Schluck von meinem Kaffee trinken. Doch die Tasse ist leer.

Was hat er vor? Die vage Vermutung, dass er genau weiß, was geschehen wird, ich aber im Dunkeln tappe – schon allein der Gedanke daran bringt eine Kettenreaktion in Gang. Es kribbelt und zuckt in mir. Ein Blick, ein paar Worte, eine leichte Modulation seiner Stimme – mehr nicht, und schon weiß ich, dass ich ihm zu Willen sein werde.

Leon legt das Telefon wieder auf den Tisch, und gerade als ich denke, dass er sich wieder in den Sessel setzen und mich mit Worten auf Abstand halten, mit mir machen wird, was er will, sagt er: »Komm mal her.«

Zu meinem eigenen Ärger wirft sein einfacher Satz nichts als Fragen in mir auf. Wie?, frage ich mich fieberhaft. Aufrecht gehend, über den Boden kriechend? Verführerisch oder normal? Ich will ihn schon nach dem

Wie fragen, traue mich aber nicht. Ich habe Angst, dass er vielleicht etwas ganz anderes will, und ich habe Angst vor meiner eigenen Bereitwilligkeit, auf seine Aufforderungen zu reagieren. Ja, ich würde auf ihn zukriechen, wenn er es von mir verlangte, ja, es erregt mich mehr, als ich für möglich gehalten hätte. Was ist denn bloß mit mir los? Wer hat da die Kontrolle über meinen Körper übernommen, wer ist diese völlig unbekannte Frau, die in jede Faser meines Körpers und in mein Gehirn eingedrungen ist und mich zu alldem bringt – und sogar dazu, dass ich es auch noch gerne tue?

Die Verwirrung muss mir ins Gesicht geschrieben stehen.

»Ich möchte dich in die Arme nehmen«, sagt er.

Ich stehe auf, wobei ich mir jeder einzelnen Bewegung bewusst bin, gehe auf ihn zu und bleibe vor ihm stehen. Abwartend.

Er fährt mit beiden Händen über meine Taille und legt sie dann auf meine Hüften. Er massiert mich erst leicht und zieht mich dann hinunter, bis ich rittlings auf seinem Schoß sitze.

Er rutscht ein wenig nach vorn und legt die Hände gespreizt auf meinen Po. Drückt sein Becken an mich.

»Du hättest lieber einen Rock anziehen sollen«, murmelt er, vergräbt das Gesicht in meinem Hals und hinterlässt eine Spur von Küssen. »Dieses schwarze Ding, das du in London getragen hast. Das bot wenigstens Perspektiven.«

»Ich dachte, du wolltest mich nur in die Arme nehmen.«

Sein Gesicht befindet sich in Höhe meiner Brüste. Instinktiv strecke ich sie ihm entgegen.

Leon zieht den schmalen Reißverschluss meiner Strickjacke herunter. Langsam, ganz ohne Eile, hakt er den Verschluss meines BHs auf und streift beide Kleidungsstücke ab. Sein Atem streichelt über meine nackte Haut, und ich zittere. Ich spüre seine Erregung zwischen meinen Beinen. So nahe. Ich muss mich beherrschen, still sitzen zu bleiben. Ich will ihn reiten. Zwischen uns ist zu viel Stoff.

»Ich will es bei dir ganz langsam angehen«, flüstert er.

»Das brauchst du nicht.« Vorsichtig bewege ich mich ein bisschen, schiebe das Becken langsam vor und zurück.

»Ich will es nicht langsam.«

»Zieh mal die Hose aus.«

Ich stehe auf, schwankend, weil mir schwindelig ist. Knöpfe die Jeans auf, hake beide Daumen in den Bund und ziehe mit einer Bewegung zugleich die Hose und den String herunter. Dann bücke ich mich, um auch die Socken auszuziehen. Währenddessen streichelt er die Innenseite meiner Beine, immer weiter hinauf. Als ich mich aufrichte und mich auf seinen Schoß setzen will, hält er mich zurück.

»Wir machen es so, wie ich es will.«

Er nimmt mich an der Hand und führt mich in einen angrenzenden Raum. Dort steht ein Doppelbett, glatt bezogen, mit einer gleichmäßig dunklen Überdecke. Der

Boden unter meinen nackten Füßen fühlt sich kühl an.

Leon lässt mich los und zieht die Tür hinter uns zu. Plötzlich ist es dunkel, das Zimmer in Grautöne gehüllt. Das einzige Licht fällt durch die Spalten zwischen Tür und Türrahmen. Ein leuchtendes Rechteck.

»Leg dich aufs Bett.«

Ein kalter Schauer läuft mir den Rücken hinunter. Ich höre mich atemlos fragen: »Wie?«

27

Sie haben sich für den grünen Entwurf entschieden. Joost und Rolf waren restlos begeistert von den Baumstämmen und meiner Idee, die Atmosphäre aufzulockern, indem wir hier und da im Restaurant »Das Ding« auftauchen lassen. »Das Ding« ist das Logo des Ce Truc, ein kleines Ungeheuer, das Fotograf Rolf schon vor Jahren entworfen hat. Bisher kam es aber nur als gezeichnete Silhouette auf Speisekarten und Servietten vor. In Zukunft wird es eine größere Rolle spielen. Die zugrundeliegende Idee war, dem Beispiel der vielen Bars und Restaurants namens »Der Engel« zu folgen, die meist über und über mit Bildern und Figuren von Engeln dekoriert sind. Warum sollten sich also in einem Restaurant namens »Das Ding« nicht kleine »Dinger« verstecken? Eine originelle Idee, wenn nur die Ausführung nicht so zeitraubend wäre. Es gelingt mir nicht auf Anhieb, die nötigen Zulieferbetriebe ausfindig zu machen – wie kommt man zum Beispiel an halbe Baumstämme oder an jemanden

zum Beispiel an kleine Baumstämme oder an Jochen, der für einen vernünftigen Betrag kleine Ungeheuer anfertigen kann? Dennoch vertraue ich darauf, dass ich innerhalb von etwa einem halben Jahr über feste Zulieferer verfügen werde.

Die Herausforderung, die Umgestaltung des Ce Truc zu organisieren und ein neues, atemberaubendes Interieur für das Nachtzicht zu entwerfen, verlangt sehr viel von mir, flößt mir aber auch neue Energie ein. Und Ideen, verrückte und spannende Ideen, von denen ich hoffe, dass ich sie eines Tages in die Tat umsetzen kann. Doch es liegt nicht nur an der neuen Aufgabe und an der anderen Art des Tagesablaufs, dass ich mich besser fühle denn je. Es kommt mir vor, als begegnete ich inzwischen auch überwiegend unkonventionellen Menschen. Die konservativen Fritz Leenders aus der All-Inclusive-Zeit scheinen plötzlich wie ausgestorben. Dennoch hat es diese neuen Leute, die ich allmählich kennenlerne, ja schon lange vorher gegeben. Seltsam, wie verschiedene Welten nebeneinander existieren, ja miteinander verflochten sein können, ohne sich wirklich zu berühren.

»Bleibst du zum Essen?«, ruft Joost aus der Küche, wo er schon herumwirtschaftet, während ich mit den Lieferanten telefoniere. Ich will versuchen, den ganzen Ablauf so weit vorzubereiten, dass die eigentliche Arbeit später in fünf, höchstens sechs Tagen erledigt werden kann. Dadurch braucht das Restaurant nur für eine Woche zu schließen

»Ich mache dir gerne etwas zurecht«, fährt er fort.

»Magst du Fisch?«

»Lieb von dir, aber ich habe einen Termin und bin schon spät dran.«

Joost kommt aus der Küche. Er trocknet sich die Finger an einem karierten Küchenhandtuch ab. Seine langen blonden Haare trägt er zu einem Pferdeschwanz gebunden, der ihm bis zur Mitte des Rückens reicht. Seine weiße Schürze ist mit Spritzern bedeckt. »Kommst du morgen wieder?«

»Nein, morgen muss ich nach Brabant. Unter anderem in das Atelier, das die kleinen Dingerchen herstellt.« In Gedanken gehe ich meinen Terminplan durch. »Danach weiter zu einem Teppichfabrikanten. Und dann wieder zurück nach Amsterdam zum Polsterer.«

Joost wackelt mit dem Kopf hin und her, als steckte eine Feder darin. »Mein Gott, was du für einen Stress hast! Viel zu viel Stress.«

»Ach was«, entgegne ich und hauche ihm einen schnellen Kuss auf die Wange. »Für mich ist das genau das Richtige. Ich rufe dich an, okay?«

»Schaffst du das denn alles?«

»Natürlich«, sage ich, die Türklinke schon in der Hand.

»So in drei, vier Wochen richten wir euren Laden neu ein.«

Ich gehe hinaus und wickle mich in meinen Mantel ein. Kalter Wind pfeift an den Grachtenhäusern entlang und

ich werde hin und her geweht.

Letzte Woche, nachdem ich die Nacht mit Leon in seinem Bungalow verbracht hatte, war ich bei ihm geblieben und am nächsten Tag mit ihm nach Amsterdam gefahren. Wir wohnen jetzt mehr oder weniger zusammen. Er hat ein Loft in der obersten Etage eines ehemaligen Lagerhauses, direkt am IJ und mit so hohen Fenstern, dass ich mich – im Gegensatz zu Leon – auf die Zehenspitzen stellen muss, um hinausschauen zu können. Es ist mit einem Aufzug erreichbar, und die Decke, an der noch die ursprüngliche eiserne Dachkonstruktion erhalten ist, wölbt sich in mindestens sechs Metern Höhe über dem Loft. Die Wände bestehen aus großen, braunen Backsteinen. Das Mauerwerk ist stellenweise beschädigt und wurde nur mit Zement grob verputzt. Trotzdem ist eine richtige Wohnung darin entstanden. Auf dem Natursteinboden liegen Teppiche, an den Wänden hängen moderne Gemälde, und es stehen drei Riesensofas darin, bezogen mit orientalischem Stoff und mit dicken, losen Kissen darauf, in denen man tief einsinkt. Von der Eingangstür aus hat man einen Überblick über den gesamten Wohnbereich: das große Bett mit den Metallstreben und die Küche aus Chrom, Holz und Natursteinen. Nur das Badezimmer ist durch eine verputzte Wand von dem übrigen Teil abgetrennt. Die Badewanne bietet Platz für drei Personen und ist tief in den Boden eingelassen. Als Leon mir das Badezimmer

zeigte, verhielt er sich nicht anders als sonst. Ich ließ mir meinerseits nicht anmerken, dass es mir kalt den Rücken hinunterlief. Ich wage ihn nicht zu fragen, ob er nach Ediths Tod umgezogen ist. Ich vermute schon. Aber sicherheitshalber meide ich vorläufig das Bad so gut es geht.

Ich stoße die Tür des Cafés auf. Drinnen ist es warm und verräuchert. Richard ist noch nicht da, deshalb setze ich mich an einen kleinen Tisch am Fenster und klappe meine neue Aktentasche auf, um meine Unterlagen noch einmal durchzugehen. Leons Manager hat mir gestern angeboten, mein Firmenkonzept mit mir durchzugehen und mir beim Start behilflich zu sein. Darüber war ich heilfroh. Ich bin jetzt selbstständige Unternehmerin, habe aber keine Ahnung von der buchhalterischen Seite. Wenn ich ehrlich bin, kann die mir auch gestohlen bleiben, aber ich weiß natürlich genauso gut wie jeder andere auch, dass ich gezwungen bin, Ordnung hineinzubringen.

Als neben mir ein Ober erscheint, schrecke ich von meinen Papieren hoch. »Einen Cappuccino bitte.«

»Soll ich Ihnen die Speisekarte bringen?«

»Nein, danke.«

Der Ober verschwindet wieder.

Mein Handy vibriert. Ich klappe es auf, ohne hinzuschauen, weil ich davon ausgehe, dass es Richard ist, der Bescheid sagen will, dass er später kommt.

»Margot? – Hallo. ich bin's.«

Ich runzle die Stirn. »Hallo, wer ist denn da am Apparat?«

»Ich bin's, John.«

Der Ober serviert mir den Cappuccino und legt die Rechnung unter eine Vase mit Kunstblumen.

»John«, wiederhole ich kurz angebunden.

Er räuspert sich. »Ich habe letzte Woche aufgeräumt und noch viele Sachen von dir gefunden. Ich wollte sie dir gestern Abend vorbeibringen, stand aber vor verschlossener Tür. Du warst nicht da.«

»Könnte sein.«

»Bist du heute Abend zu Hause?«

»Nein.«

»Irgendwann später diese Woche? Oder nächstes Wochenende?«

»Wahrscheinlich nicht.«

»Nicht zu Hause im Sinne von nicht da oder nicht zu Hause für mich?«

Was bildet der sich ein? »Ich bin momentan in Amsterdam.«

»Auf einer Messe?«

»Nein, ich wohne jetzt hier. Mehr oder weniger.« Obwohl Leon der Meinung ist, ich solle meine Wohnung – die, wie er findet, nur Ballast darstellt – verkaufen, möchte ich das lieber nicht. Mir geht das alles ein bisschen schnell, und ich möchte mir ein Hintertürchen offen halten. Einen Ort, der mir gehört und an den ich

mich zurückziehen kann. Leon ist viel unterwegs. Richard schleppt ihn durch halb Europa wegen verschiedener lukrativer Aufträge. Die Vorstellung, mich während Leons Abwesenheit tagelang allein in seinem Loft aufhalten zu müssen, widerstrebt mir etwas.

»Aha«, höre ich John sagen.

»Ich habe einen neuen Freund.« Ich könnte mir die Zunge abbeißen, aber jetzt ist es heraus.

»Aha«, wiederholt er. Räuspert sich wieder. »Na ja ... Was soll ich denn mit den Sachen anfangen? Dein roter Samsonite ist dabei und ein Stapel CDs. Auf dem Speicher habe ich noch Bücher von dir gefunden und deinen Gürtel, du weißt schon, den breiten. Und eine Mappe mit alten Schulunterlagen, Zeugnisse und so weiter.«

»Ich dachte, die würden noch bei meinen Eltern liegen.«

»Nein, wir haben sie mitgenommen, als wir dein Zimmer ausgeräumt haben, weißt du noch?«

Ja, jetzt erinnere ich mich. Das war in der Zeit gewesen, als es mit unserer Beziehung schon ziemlich bergab ging. Die Kiste stand eine Woche lang im Flur, bis John sie auf den Speicher stellte. »Ja, jetzt fällt es mir wieder ein.«

»Und?«, fragt er.

Wie ärgerlich. Ich kann schlecht von ihm verlangen, meine Sachen bei meinen Eltern abzugeben. Dass das nicht geht, dafür habe ich selbst gesorgt. Ich bin nicht sonderlich erpicht darauf, John wiederzusehen, aber

meine Schulzeugnisse würde ich schon gerne wiederhaben. Und wenn ich ehrlich bin, treibt mich auch die Neugierde. Ich habe John vor Monaten zuletzt gesehen, und mit ihm zu telefonieren macht mir inzwischen kaum noch etwas aus. Im Gegenteil, seine Stimme klingt angenehm vertraut. Wie würde ich reagieren, wenn ich ihm begegnete?

Jemand steht neben meinem Tisch. Ich schaue auf. Es ist Richard. Er hebt die Hand und gibt mir mit einem Blick zu verstehen, dass ich ruhig weitertelefonieren soll.

»Margot? Bist du noch da?«

»Ja, ich bin noch da. Ich habe nur einen Moment nachgedacht. Morgen muss ich zu einem Kunden, da könnte ich auf dem Weg meine Sachen bei dir abholen.«

»Um welche Uhrzeit?«

»Warte mal.« Ich durchsuche meine Tasche und finde meinen Terminkalender. »So gegen zwölf?«

»Ich muss arbeiten, aber ich kann zwischendurch mal kurz nach Hause fahren.«

»Du brauchst nicht extra meinetwegen von der Arbeit nach Hause zu fahren. Wir können ja nächste Woche etwas ausmachen, wenn dir das besser passt.«

»Nein, morgen passt gut. Ich regele das schon.«

»Prima. Bis morgen dann. Tschüs, John.« Ich beende das Gespräch, bevor er noch etwas sagen kann.

»Toll, diese Handys«, bemerkt Richard. »Man hat keinen Augenblick Ruhe mehr.«

Wir stehen gleichzeitig auf, um uns zu begrüßen. Er küsst mich auf die Wange und fährt mir freundschaftlich über den Rücken.

»Das war mein Exfreund«, rutscht es mir heraus. »Er hat noch Sachen von mir. Morgen gehe ich sie abholen.«

»Was sein muss, muss sein«, antwortet er geistesabwesend, legt eine Mappe auf den Tisch und schiebt sie zu mir herüber. »Ich habe einen Plan für dich ausgearbeitet. Du wirst in nächster Zeit noch sehr viel zu tun haben.«

Ich blättere die Mappe durch, gebundene DIN-A4-Blätter, ausgedruckt auf einem Laserdrucker. Punkte, die ich abarbeiten muss, sind darin aufgelistet, Adressen und verschiedene Aufgaben, die ich erledigen soll. Alle Informationen beziehen sich ganz speziell auf meine Situation. »Ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll, Richard. Das ist wirklich sehr nett von dir, dass du das einfach so für mich tust.«

Er wedelt mit einer Hand, als verjagte er eine Fliege. »Ich freue mich, dass ich dir helfen kann. Wir alle sind froh, dass Leon wieder etwas Spaß am Leben gefunden hat. Es wurde auch höchste Zeit.«

Es brennt mir auf der Zunge, Richard nach Edith zu fragen. War sie psychisch krank und ihr Selbstmord daher unvermeidlich, oder hätte Leon etwas dagegen unternehmen können? Welche Art von Beziehung führten sie, was für eine Frau war Edith? Was beschäftigte sie?

Richard muss das alles wissen. Er hat sie gekannt und könnte mir einiges erzählen. Aber ich stelle ihm keine Fragen. Richard und Leon kennen sich schon ewig und stehen sich sehr nahe. Wenn ich ihn über Edith aushorchen würde, stünden die Chancen gut, dass er Leon davon erzählen würde.

Dann erklärt mir Richard eine ganze Stunde lang alle notwendigen Schritte, die ich in nächster Zeit unternehmen muss. Zwischen meinen zahlreichen Terminen morgen muss ich es noch irgendwie schaffen, zur Industrie- und Handelskammer zu gehen. Ich muss meine neue Firma eintragen lassen und ein Formular für das Finanzamt ausfüllen. Ich muss mir einen Firmennamen ausdenken und Briefpapier für die Rechnungen entwerfen. Und ich muss ab sofort sämtliche Belege aufheben, sowohl die Quittungen von allem, was ich unterwegs esse und trinke, als auch Rechnungen über Anschaffungen wie Druckerpapier, Druckerpatronen und so weiter. Und ich muss ein Fahrtenbuch führen. Die Liste scheint endlos.

»Aber jetzt will ich dir noch mal was sagen«, schließt Richard, während er seine Sachen zusammenpackt und sie in seine Aktentasche steckt. »Kreative Geister darf man nicht allzu sehr mit solchem Kleinkram belasten. Du solltest dich weitestgehend auf die Dinge konzentrieren, die du gut kannst und die du gerne tust. Damit verdienst du letztendlich am meisten. Jede Stunde, die du in deine Verwaltungsaufgaben investierst, geht dir im Prinzip

verloren, weil du keinen Umsatz machst. Deshalb würde ich dir raten, alle Quittungen, Nachweise über Kilometerstände und Rechnungen in einem guten alten Schuhkarton aufzubewahren und den alle drei Monate zu deinem Steuerberater zu bringen. Der soll den Inhalt dann schön sortieren. Schuster, bleib bei deinen Leisten.«

Das Schuhkartonkonzept hört sich gut an. »Das klingt wirklich sehr praktisch.«

»Hast du schon einen Steuerberater?«

»Nein, und ich kenne auch keinen.«

»Würde es dich stören, deine geschäftlichen Angelegenheiten jemandem anzuvertrauen, den du persönlich kennst?«

»Nein, das macht mir nichts aus.«

»Meine Freundin Marianne ist jahrelang Wirtschaftsprüferin gewesen. Seit der Geburt von unserer Lola arbeitet sie von zu Hause aus. Sie könnte sich um deine Steuer kümmern. Sie würde es sicher übernehmen, sie verlangt nicht viel Geld und macht ihre Sache gerne und gut.« Er fischt eine Visitenkarte aus der Innentasche seines Sakkos und schiebt sie mir zu. »Ruf sie doch diese Woche einmal an und unterhalte dich mit ihr.«

28

Es ist schon kurz vor halb eins, als ich mein Auto vor der Doppelhaushälfte parke, die nur wenige Straßen von meinem Elternhaus entfernt liegt.

Eigentlich müsste ich doch zumindest angespannt sein,

leicht beunruhigt vielleicht oder jedenfalls neugierig, aber merkwürdigerweise empfinde ich nichts von alledem. Vielleicht liegt es daran, dass ich heute noch gar keine Zeit hatte, darüber nachzudenken. Das Einzige, woran ich denke, als ich auf die Haustür zugehe, ist, dass ich nicht länger als eine Viertelstunde bleiben kann, will ich meinen Tagesplan nicht in Gefahr bringen.

Mein Alltag gleicht immer mehr einem dahinrasenden Schnellzug mit einem wahnsinnigen Lokführer, der von einem Bahnhof zum nächsten hetzt. Verglichen mit meiner neuen Arbeit war die Tätigkeit für All Inclusive eine gemächliche Flussschiffreise.

Heute Morgen hat es in der Nähe von Utrecht auf der Autobahn einen Unfall gegeben, und ich bin fast eine Stunde lang nur im Schrittempo weitergekommen. Ich nutzte die Stunde so gut wie möglich aus, indem ich verschiedene Leute anrief, darunter Marianne. Schon heute Nachmittag kann ich sie treffen. Ihre Stimme klang energisch, sogar ein wenig snobistisch, aber trotzdem fand ich sie auf Anhieb sympathisch.

Die lange Fahrt nach Brabant bot mir außerdem Gelegenheit, über mein gestriges Gespräch mit Richard nachzudenken. Er nahm mir das Versprechen ab, in Zukunft ein bedeutend höheres Stundenhonorar zu verlangen, als ich es Joost und Rolf berechne. Außerdem soll ich Lieferantenrechnungen immer direkt zu den Kunden schicken lassen. So bleibt die Arbeit für mich

übersichtlich, und ich gehe keinerlei Risiko ein. Das Stundenhonorar, das er vorgeschlagen hat, ist viel höher, als ich es gewöhnt bin, aber er legte mir ans Herz, darunter nicht zu arbeiten. Ich zahle nicht mehr in die gesetzliche Rentenkasse ein und habe im Falle einer Arbeitslosigkeit nur Anspruch auf Sozialhilfe. Einen nicht unerheblichen Anteil meiner Einkünfte muss ich an das Finanzamt abführen. Außerdem, so sagte Richard, kosteten gute, kreative Leute nun einmal Geld: In seinen Kreisen seien die Kunden an hohe Stundenhonorare gewöhnt. Sie würden sogar als Empfehlung gelten, denn ein gefragter Künstler könne automatisch mehr berechnen. Ich müsse noch an jener Ausstrahlung arbeiten und vor allem selbst daran glauben, dann würden die Kunden, auf die ich abzielte, schon ganz von alleine kommen. Er bestand so sehr darauf, dass ich meine Erwiderung hinunterschluckte. Denn es fällt mir ziemlich schwer, gefragt und erfolgreich zu wirken, wenn ich mit einem sechs Jahre alten Kleinwagen vorfahre.

John hat abgenommen. Das bemerke ich als Erstes. In den letzten Jahren war er auf dem besten Wege, sich ein Bäuchlein anzufuttern, aber davon ist keine Spur mehr zu sehen. Sein pastellrosafarbenes Oberhemd steckt straff im Bund seiner blauen Hose. Diese Hose haben wir zusammen mit einem Sakko und zwei Hemden in der Stadt gekauft. Eine seidene Krawatte erhielten wir gratis dazu. Damals hatte er schon eine Affäre mit Mieke, aber

ich wusste noch nichts davon.

»Komm rein«, sagt er und hält die Tür weit auf. »Du siehst gut aus.«

Das kann ich von ihm nicht behaupten. Seine Wangen sind eingefallen, und dunkle Schatten liegen unter seinen Augen. Allerdings hat er sich gründlich rasiert und sein wirres, dunkelblondes Haar mit Gel gebändigt.

Ich habe mich oft gefragt, wie ich mich fühlen würde, wenn ich in mein früheres Zuhause zurückkehrte. Jetzt, wo ich hier bin, fühlt es sich nur vertraut an, gar nicht mehr feindlich. In der Holzverkleidung neben dem Fernseher klafft immer noch ein Loch. John hatte mir mindestens zehn Mal versprochen, es zu reparieren, aber immer kam ihm etwas »Wichtiges« dazwischen.

Er geht sofort durch in die Küche und kehrt mit zwei dunkelroten Kaffeebechern zurück. Ich kenne sie nicht, sie müssen neu sein. John stellt sie auf den Holztisch am Fenster und bleibt verlegen stehen. »Ich möchte mich bei dir entschuldigen«, murmelt er. »Ich bin ein unglaublicher Dummkopf gewesen.«

»Ist schon gut«, sage ich desinteressiert, um ihm den Wind aus den Segeln zu nehmen.

»Bist du glücklich mit deinem neuen Freund? Ist es etwas Ernstes?«

Ich nicke. »Beides. Wo hast du die Sachen?«

»Möchtest du nicht erst deinen Kaffee austrinken?«

»Ich habe nur wenig Zeit«, erwidere ich, setzte mich aber

trotzdem hin und rühre in meinem Kaffee. Er hat schon Milch und Zucker hineingegeben.

»Diese Blechbüchse da draußen, ist das ein Firmenwagen von euch?«

»Nein, ich habe meinen Job gekündigt. Und das Auto ist prima.«

Ungläubig zieht er die Augenbrauen hoch. »Das wusste ich ja gar nicht. Wo arbeitest du denn jetzt?«

»Ich habe mich selbstständig gemacht.«

»Als was denn?«

»Als Innendekorateurin. Ich richte jetzt Restaurants und so weiter ein.«

Johns Augenbrauen wandern immer weiter nach oben.

»Und, klappt es?«

»Bis jetzt schon. Ich gestalte gerade ein Restaurant im Zentrum von Amsterdam um. Wenn alles gut läuft, richte ich anschließend einen Nachtclub neu ein.«

John kaut auf seiner Wange und schaut mich forschend an. »Kenne ich deinen neuen Freund?«

»Nein, ich glaube nicht, aber vielleicht hast du seinen Namen schon einmal gehört: Leon Wagner. Er ist Kunstfotograf. Ein ziemlich erfolgreicher übrigens.«

»Ein Kunstfotograf ... Wo hast du den denn aufgegabelt?«

»In London.«

»Ach, ja, natürlich. Deine Mutter hat erzählt, dass du in London warst.« Er verzieht kummervoll das Gesicht. »Ich

bitte dich nochmals um Entschuldigung dafür, dass ich deine Eltern aufgesucht habe. Mir war nicht klar, dass ...«

»Ich bin nicht hierhergekommen, um mit dir zu reden, John.« Ich zwingt mich, in großen Schlucken zu trinken, um den Kaffee schneller zu leeren.

Er lacht freudlos. »Seitdem bin ich bei euch zu Hause persona non grata. Dein Vater hat erzählt, du hättest dich furchtbar über meinen Besuch aufgeregt. Weißt du, wie komisch das ist, dass ich nicht mehr dorthin kann? Ich war öfter bei deinen Eltern als bei meiner eigenen Mutter.«

Ich schaue ihm fest ins Gesicht. »Ich habe doch gesagt, dass ich nicht gekommen bin, um mit dir zu reden.«

Das vergrößerte Foto von einem unserer Urlaube, das über dem Fernseher hing, ist verschwunden. Vor drei Jahren waren wir auf Kreta. Lachend schauen wir in die Kamera. John und ich, John sonnengebräunt, ich rot verbrannt. Im Hintergrund sieht man einen kleinen Hafen, weiße Häuschen und einen leuchtend blauen Himmel.

John folgt meinem Blick. »Es liegt auf dem Speicher.«

Ich zucke mit den Schultern. »Du wohnst jetzt hier.«

»Ja«, sagt er leise und spielt mit dem Löffel in seinem Kaffee. »Ich weiß.«

Ich schütte den letzten Rest Kaffee hinunter und schaue demonstrativ auf die Uhr. »Gut, ich muss jetzt los. Wo stehen die Sachen?«

»In meinem Auto.«

Wir gehen hinaus, und John lädt die beiden kleinen Kartons – viel ist es nicht – in meinen Kofferraum. Sie passen gerade so hinein.

Bevor ich einsteige, fasst er mich auf einmal am Arm. Erstaunt schaue ich auf seine Hand und dann in sein Gesicht. »Margot ... Ich wollte dir sagen ... wenn du mal jemanden brauchst, oder ... Na ja, wenn du dich vielleicht einfach mal einen Abend unterhalten willst, meine Tür steht dir jederzeit offen.« Er lässt meinen Arm los.

»Ich vermisse dich.«

Ich reagiere nicht. Das hätte er vor Monaten sagen sollen, dann wäre ich wie Wachs in seinen Händen gewesen. Jetzt ist es zu spät. Ich setze mich ans Steuer, starte das Auto und lasse das Fenster herunter.

John steht immer noch neben meinem Auto, die Hand auf das Dach gelegt.

»Schönen Gruß an Mieke«, sage ich und fahre los.

IX

Nach Edith – denn ich unterscheide eindeutig zwischen dem Bewusstseinszustand davor und danach – habe ich mich mit anderen Augen gesehen.

Ich achte seitdem noch stärker auf die Leute, denen ich im Laufe des Tages begegne. Das kann ein Galeriebesitzer sein, eine Kassiererin, ein Briefträger, ja sogar mein eingebildeter Nachbar: Wie verschieden sie auch auf den ersten Blick ihr Leben führen mögen, für

mich besteht nicht mehr der geringste Unterschied, weil es im Grunde keinen Unterschied gibt. Jeder hat seine Schwächen. Jeder ist verletzlich, und alles kann zerstört werden.

Doch nicht jeder hat meine ungeteilte Aufmerksamkeit verdient.

Ich kann nicht umhin zu bekennen, dass meine unausgegorenen Phantasien in Bezug auf Margot Heijne mittlerweile immer konkretere Formen annehmen. Diesen bemerkenswerten Prozess kann man sich so vorstellen, dass zusammenhanglose Bilder, Teile von Bewegungsabläufen, Gesichtsausdrücke und Laute allmählich lose Sequenzen ergeben und dann ganz langsam zu einer wunderbaren, gloriosen, orgiastischen Endmontage verschmelzen.

Lange Zeit genügte mir das, aber der Mord an Edith hat alles verändert. Wie überwältigend und beeindruckend der Gedankenfilm auch sein mag, so verblasst er doch – wie ich inzwischen feststellen musste – erheblich gegen die Ausführung im wahren Leben.

Die Phantasien allein reichen mir nicht. Nicht mehr.

Dennoch muss ich mich bis auf Weiteres damit begnügen. Das bin ich mir und meinen Grundsätzen schuldig.

Sie hat noch nichts Falsches getan. Ihr Tod dient keinem höheren Zweck.

Aber was nicht ist, kann ja noch werden.

Marianne ist vier, fünf Jahre älter als ich und hat dünne, natürlich gelockte blonde Haare, die sie mit Klammern hochgesteckt hat. Rund um ihr Gesicht tanzt ein Kranz feiner, widerspenstiger Härchen, die sich nicht einfangen lassen. Mit ihrer zarten, blassen Haut und den feinen Gesichtszügen erinnert sie mich an eine Porzellanpuppe. »Schuhkarton?«, fragt sie.

»Ja, die Methode hat Richard vorgeschlagen«, antworte ich. »Und ich finde, das klingt ganz praktisch, denn ich bin nicht besonders geschickt in Verwaltungsangelegenheiten.«

»Du musst es selber wissen, aber wenn ich wirklich alles für dich erledigen soll, wird es schon etwas teurer.«

Ich sitze bereits seit einer Viertelstunde in Mariannes Büro, einer Art Wintergarten, der an das Wohnzimmer angebaut ist. Ihr gläserner Schreibtisch steht in der Mitte des Raumes. Sie arbeitet auf einem weißen Laptop. In Hörweite spielt Lola, ihre anderthalbjährige Tochter, mit Bauklötzen im Wohnzimmer.

»Richard hat mir geraten, meine Zeit lieber in meine Entwürfe zu investieren. Er meint, es würde sich auf lange Sicht auszahlen, wenn ich die Verwaltungsarbeiten abgebe.«

»Tja, es gibt Arbeitspferde und Luxusperde.«

»Entschuldige«, sage ich. »Das sollte nicht heißen, dass ...«

Sie schüttelt den Kopf. »Das hat nichts mit dir zu tun. es

ist etwas zwischen Richard und mir. Ich will dich nicht damit belasten.« Abrupt steht sie auf. »Ich habe dir noch gar nichts zu trinken angeboten. Es kommt so selten jemand zu Besuch, dass ich ganz verlernt habe, eine gute Gastgeberin zu sein. Was hättest du gern?«

»Ach, egal. Was du dahast.«

»Ich habe eine Flasche Rotwein aufgemacht.«

»Ja, davon trinke ich gerne ein Glas.«

Marianne geht hinaus. Das bietet mir die Gelegenheit, mich ein wenig umzusehen. Leons Manager und seine Freundin leben in einem Haus nördlich von Amsterdam. Es liegt sehr isoliert und ist über eine schmale Privatbrücke erreichbar. Vom Büro-Wintergarten aus hat man Aussicht auf grüne Wiesen, knorrige Weiden und eine Windmühle. Der Horizont erstreckt sich endlos weit. Ein herrliches Fleckchen Erde.

Doch so idyllisch die Umgebung ist, so streng und unpersönlich sieht es im Inneren des Hauses aus. Einer von beiden, vielleicht auch alle zwei, muss einen starken Hang zum Minimalismus haben. Es stehen nur Möbel im Haus, die eine unmittelbare Funktion haben, und überall ist es extrem ordentlich und aufgeräumt. Die Wände und Decken sind weiß gestrichen, auf dem Fußboden liegt ein beigefarbener Teppichboden. Es sieht aus wie in einem Ausstellungsraum. Lola kräht laut und krabbelt hinter einer sehnigen Siamkatze her, die ihre Schritte beschleunigt, als sie bemerkt, dass das Kind es auf ihren

Schwanz abgesehen hat. Sie springt auf ein weißes Sideboard.

Marianne kehrt mit zwei großen, bauchigen Gläsern zurück, die zu einem Viertel mit Rotwein gefüllt sind. Sie stellt eines vor mich hin und bleibt stehen, während sie einen Schluck trinkt. Jetzt erst fällt mir auf, dass Mariannes Kleidung perfekt zu der Inneneinrichtung passt. Sie trägt eine beigefarbene Hose und eine weiße Bluse mit einem gestärkten Stehkragen.

»Richard hat mir erzählt, dass du Wirtschaftsprüferin bist.«

»Ja, ich habe bei Deloitte gearbeitet. Als ich mit Lola schwanger wurde, mussten wir eine Entscheidung treffen.« Sie blickt mir direkt ins Gesicht. Ihre schmale Nase steht ein wenig schief, die einzige Unstimmigkeit in ihrem ansonsten ebenmäßigen Gesicht. »Also bin ich zu Hause geblieben. Ich habe erst vor kurzem wieder angefangen zu arbeiten.« Dann schaut sie hinaus auf die Weiden. »Vorher haben wir in Amsterdam gewohnt, da gab es immer etwas zu tun. Hier könnte man eine Kanone abschießen, ohne dass es jemand hört.«

»Es ist aber sehr schön hier«, erwidere ich. »Ländlich. Solche Fleckchen sind selten geworden.«

Marianne nimmt auf ihrem Bürostuhl Platz und trinkt noch einen Schluck von ihrem Wein. »Gras und Kühe. Kann mir beides gestohlen bleiben.«

»Warum ziehst du dann nicht um?«

Sie zuckt mit den Schultern. »Richard findet es schön, eine ruhige Umgebung vorzufinden, wenn er nach Hause kommt. Seine Arbeit ist sehr hektisch. Hier kommt er zur Ruhe.«

»Aber er ist viel unterwegs. Und du sitzt hier ... die ganze Zeit.«

Sie lehnt sich vertraulich zu mir. »Darüber denkt er gar nicht nach. So ist er nun einmal. So sind viele Männer.« Sie schweigt für einen Augenblick. »Außer Leon.«

Beunruhigt frage ich: »Wie meinst du das?«

»Leon ist anders als die anderen«, erklärt sie, und ihre Augen nehmen einen sanften Ausdruck an.

»Was willst du damit sagen?«

Sie stellt das Glas auf dem Schreibtisch ab. »Ach, hör nicht auf mich, ich rede zu viel dummes Zeug. Das kommt davon, wenn man den ganzen Tag allein zu Hause sitzt. Na ja, nicht ganz allein.« Sie meint Lola, die sich inzwischen an dem Sideboard hochgezogen hat und nach dem Schwanz der Siamkatze greift.

»Lola ist aber keine Ansprechpartnerin«, entgegne ich. »Kannst du dir nicht eine Beschäftigung suchen, zum Beispiel eine ehrenamtliche Tätigkeit?«

»Nicht, solange Lola zu Hause ist. Richard will nicht, dass ich sie in eine Kindertagesstätte gebe.«

»Warum nicht?«

»Er ist größtenteils in Kinderheimen aufgewachsen und hat von daher eine Aversion gegen Institutionen.

Jedenfalls will er nicht, dass seine Tochter ›abgeschoben‹ wird, wie er es nennt.«

Ich schaue erst Lola, dann ihre Mutter an. Ich habe keine Kinder, aber ich bin selbst einmal Kind gewesen, und ich müsste mich schon sehr irren, wenn sich Lola nicht mit Spielkameraden in ihrem Alter viel wohler fühlen würde, und wenn es nur für ein paar Stunden die Woche wäre. Obendrein wäre wahrscheinlich ihre Mutter wesentlich glücklicher und könnte viel entspannter mit ihrem Kind umgehen. »Hast du hier im Umkreis keine Freundinnen?«

»Noch nicht.«

Diese schöne Frau mit ihrem ebenmäßigen Puppengesicht in ihrem gruselig perfekten Haus macht mich ein wenig traurig. In einem Zug trinke ich den letzten Rest Wein aus und stelle das Glas wieder auf den Schreibtisch. »Ich muss los«, sage ich. »Es wird schon dunkel.«

»Leon erwartet dich«, ergänzt sie, fast atemlos. »Was macht ihr heute Abend?«

Ich ringe mir ein Lächeln ab. »Ach, nichts besonderes, zusammen essen. Und dann schlafen gehen, ich bin hundemüde.«

»Schlafen? Mit Leon neben dir? Das kann ich kaum glauben.«

Ich lächele wieder und muss mich noch mehr anstrengen, es aufrichtig wirken zu lassen. »Na, dann fahre ich mal.«

Marianne begleitet mich. Auf dem Weg durch das

Wohnzimmer nimmt sie Lola auf den Arm. Sie winkt mir nach, als ich über die Brücke fahre, und steht immer noch in der Tür, als ich auf die Landstraße abbiege.

Ich fühle mich immer noch bedrückt, als ich mein Auto am Kai parke und in meinem Mantel nach dem Schlüssel für Leons Wohnung suche. Der Fluss strömt gleichmäßig an den Betonufern entlang und plätschert leise gegen die Holzpfeiler. Es ist inzwischen dunkel geworden. Die Müdigkeit pocht in mir, und ich sehne mich nach einer Tasse Kaffee und etwas zu essen. Im Aufzug auf dem Weg in die oberste Etage frage ich mich, ob Leon etwas zubereitet hat. Dummer Gedanke. Wenn Leon Hunger hat, greift er ohne nachzudenken nach seinem Handy. Alle Restaurants mit Lieferservice sind unter den Direktwahltasten abgespeichert.

Ich schließe die Tür hinter mir, stelle meine Tasche auf den Boden und hänge meinen Mantel auf den Haken neben der Tür. Im Inneren der Wohnung ist es warm und schummrig.

Leon liegt der Länge nach auf dem Sofa. Er reagiert nicht, als ich hereinkomme. Von meinem Standort aus sehe ich nur seinen Scheitel und seine nackten Füße, die auf der anderen Lehne liegen. Im Fernsehen läuft ein Nachrichtensender, und auf dem Wohnzimmertisch steht ein Aschenbecher. Daneben liegt ein Päckchen Gauloises. Ich habe einen schlechten Einfluss auf ihn.

Ich nähere mich ihm von hinten und küsse ihn auf den Kopf. Dicke, glatte Haare, die wunderbar duften.

Faul streckt er einen Arm aus. Ohne den Blick vom Fernseher abzuwenden, streichelt er über meine Strumpfhose. »Zieh das Ding mal aus.«

»Welches Ding?«

Er zieht an dem dehnbaren Stoff der Strumpfhose. »Dieses Ding.«

Ich ziehe den Reißverschluss meiner Stiefel herunter und schlüpfte aus der Strumpfhose. Überlege, ob ich meinen String auch ausziehen soll.

»Nur die Strumpfhose und den Slip«, murmelt er. »Behalte den Rest an.«

»Die Stiefel auch?«

»Ja, warum nicht? Sie sehen hübsch aus.«

Ich ziehe den String aus, rolle ihn in meine Strumpfhose ein und lege das Bündel hinter das Sofa. Steige wieder in meine Stiefel und ziehe die Reißverschlüsse zu.

»Komm mal zu mir.«

Mit einer Hand fährt er an meinen Beinen hoch, immer weiter. Seine Finger finden wie von selbst den Weg, forschend und drängend. »Was wolltest du bei deinem Ex?«

Ich schaue auf, aber sein Blick ist unverwandt auf den Fernseher gerichtet.

»Meine ... meine Sachen abholen. Er hatte noch einiges von mir gefunden. Schulzeugnisse zum Beispiel.«

»Warum hast du mir nichts davon erzählt?« Er schiebt seine Finger hinein, zwei, drei.

Ich stöhne auf, und meine Beine fangen unkontrolliert an zu zittern. Ich kann unmöglich stehen bleiben, gleich falle ich um. Zitternd stütze ich mich auf der Rückenlehne des Sofas ab.

»Und?«, drängt er.

»Weil ... weil ich es nicht für wichtig hielt.«

Rein. Raus. Rein. Raus. »Wir hätten zusammen hinfahren können.«

»Ich kann ...«, stöhne ich, »... mir Schöneres vorstellen, was wir zusammen machen könnten.«

»Ach ja?« Er steht vom Sofa auf und stellt sich hinter mich. Er schiebt meine Haare weg und leckt von unten nach oben an meinem Hals in Richtung Ohr. »Du weißt doch, was man von Expartnern sagt«, flüstert er.

Ich neige meinen Kopf zur Seite, damit er besser an mein Ohr herankommt. »Ist Richard vielleicht dein persönlicher Spitzel?«

»Kann schon sein.« Er zerrt meinen Rock hoch bis über die Hüften, bis es nicht mehr weitergeht.

»Ich will mit John nichts mehr zu tun haben«, stöhne ich.

»Ach, wirklich?« Besitzergreifend legt er die Hände auf meinen Busen und zieht in einer einzigen schnellen Bewegung meinen BH hoch. »Er ruft mit einer fadenscheinigen Ausrede an, und du rennst sofort zu ihm hin, schon am nächsten Tag ... Wie harmlos klingt das?«

»Leon ...« Ich kann nicht mehr denken, es gelingt mir einfach nicht. Leons Hände sind überall, sein Mund an meinem Hals, der Gürtel seiner Jeans kratzt an meiner nackten Haut. »Es ist nichts dabei«, bringe ich mühsam hervor.

Plötzlich unterbricht er seine Zärtlichkeiten und packt mich an den Haaren. Nicht so fest, dass es wehtut, aber ich muss den Kopf in den Nacken legen, um den Druck zu vermindern. Er drängt mich vor sich her auf die Rückseite des Sofas und drückt mich vornüber, sodass ich mit dem Oberkörper auf der breiten Lehne und den Polstern liege. Ich schließe die Augen und begrabe mein Gesicht in den dicken Kissen, greife in den Stoff und genieße sein spielerisches Streicheln an meiner Wirbelsäule entlang. Er fährt vom Hals abwärts bis zu meiner Poritze, und ich erschauere.

Mit einem Knie schiebt er meine Beine weiter auseinander. »Du gehst mir nicht mehr zu diesem Blödmann hin«, höre ich ihn sagen, dicht neben meinem Ohr, wobei er immer noch meine Haare festhält. »Versprich es mir.«

»Ich verspreche es«, flüstere ich.

In meiner Verwirrung glaube ich im ersten Moment, in dem ich jedes Gefühl für Zeit und Raum verliere, dass er wieder seine Finger in mich einführt, weil ich ihm bisher noch nie nähergekommen bin als das und er unseren körperlichen Kontakt jedes Mal darauf beschränkte.

Doch dann wird mir bewusst, dass er mit einer Hand immer noch meine Haare festhält und die andere um meine Hüfte gelegt hat, unter meinem Rock, während der Druck zwischen meinen Beinen langsam aber sicher zunimmt.

»Wie sehr willst du es?«

Ich kann kaum noch ein Wort hervorbringen. »Sehr gerne«, keuche ich. »Wahnsinnig gerne.«

»Bettle darum.«

»Tu es, Leon. Jetzt ... Bitte. Fick mich.«

30

»Apfeltorte oder Käsekuchen?«

»Äh, ich nehme ein Stück Apfeltorte«, antworte ich.

Meine Mutter trägt ein neues Kleid mit Glitzerfäden und einer Art Stola. Ich vermute, dass sie es schon für Weihnachten gekauft hat, aber es nicht bis dahin im Kleiderschrank hängen lassen wollte. Und sie ist beim Frisör gewesen. Ihr rotes Haar ist ein wenig kürzer geschnitten und schick geföhnt. Schließlich gibt es heute auch etwas zu feiern: ihren zweiundsechzigsten Geburtstag.

Im Wohnzimmer drängen sich die Verwandten und Freunde. Grauer Zigarettenrauch wabert unter der Zimmerdecke. Ich trage das Meine dazu bei, dass sich die Wolke nicht verzieht, indem ich eine nach der anderen rauche. Wie üblich haben sich die Männer um den Festisch zur Gartenseite hin versammelt und die Frauen

scharen sich auf der anderen Seite des Raumes um den Wohnzimmertisch.

Ich sitze auf dem Küchenstuhl an der Wand, unter der friesischen Wanduhr, und schaue zu den Frauen hinüber, die es sich auf dem Sofa bequem gemacht haben, ihre Handtaschen zu Füßen, die Zigarettenspackungen, Kaffeetassen und Gläser mit Limo oder Wein vor sich auf dem Eichentisch. Tante Agaath ist da, die Schwester meiner Mutter. Die Nachbarin, Anneke, und ihre Tochter Cathalijne, mit zwei »A«. Sie ist jünger als ich und sagt »Tante« zu meiner Mutter, so vertraut sind die Familien in all den Jahren, in denen wir nebeneinander wohnen, miteinander geworden. Das höchste Wort führt wie immer Els, eine Jugendfreundin meiner Mutter. Neben ihr sitzt die Frau, die in jeder Hinsicht ihren Gegenpol darstellt, nämlich die Mutter meiner Mutter, meine einzige noch lebende Oma. Still lauscht sie in der Sofaecke den Unterhaltungen, während sie sich mit ihren Pergamentfingern eine Zigarette aus losem Tabak dreht. Es schmerzt mich, mitanzusehen, wie es ihr immer schwerer fällt. Mein Vater hat sie vor der Feier aus dem Altersheim abgeholt.

Anne sitzt neben mir, in Jeansjacke und mit hochgesteckten Haaren. Bas ist auf ihren Schoß geklettert. Mit dem Daumen im Mund lehnt er an ihr und schlenkert mit den Beinen. Sein großer Bruder Thomas spielt in meinem früheren Zimmer. Nachdem ich zu John

gezogen war, wurde es als Spielzimmer für die Kleinen eingerichtet, voller alter Spielsachen von Dick und mir. Nur mein Bett steht noch darin. Thomas meint: wie in einem Museum, und irgendwie hat er ein wenig recht.

Vom Tisch der Männer steigt Gelächter auf. Ihre Gespräche haben sich im Laufe der Jahre kaum verändert und drehen sich noch immer um die gleichen vier Themen: Autos, Arbeit, Politik und Fußball. Auf dem Tisch stehen leere Bierflaschen unter dem gelben Licht der Lampe und daneben Schälchen mit gesalzenen Erdnüssen und Käsewürfeln, in die ab und zu hineingegriffen wird.

»Warst du nicht vor kurzem in London?«, fragt mich Anneke.

»Ja, war ich.«

»Hast du den Buckingham Palace und die Tower Bridge gesehen?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein. Ich habe hauptsächlich eingekauft.«

»Und, was Hübsches gefunden?«

»Ja, einen neuen Rock. Und Unterwäsche.«

Anneke lacht.

»Und ich habe eine Kunstgalerie besucht«, platze ich heraus. »Mit einer Fotoausstellung zum Thema ... Leid. Verschiedene Formen von Leid, ausgedrückt durch die Augen der ...«

Sie zieht die Augenbrauen hoch. »Leid?«

Ich nicke.

»Du meine Güte.« Sie wendet den Kopf ab und nimmt sich ein Stückchen Käse. Anschließend beginnt sie eine Unterhaltung mit der neben ihr sitzenden Cathalijne.

»Ach, Margot, was ich dich fragen wollte: Hast du noch mal etwas von John gehört?« Die Frage kommt von Tante Agaath. Ihre Stimme klingt schrill und laut, und auf einmal sind alle Augen auf mich gerichtet.

»Nein«, antworte ich kurz angebunden, in der Hoffnung, dass sie es dabei belässt.

Meine Mutter stellt einen Teller mit Apfeltorte vor mich auf den Wohnzimmertisch und legt eine frisch abgewaschene Kuchengabel daneben. Sie ist noch feucht.

»Ist er immer noch mit dieser Freundin von dir zusammen, wie heißt sie gleich noch, dieser Mieke?«, fragt Agaath weiter.

»Ich habe keine Ahnung«, antworte ich wahrheitsgemäß und füge etwas schärfer hinzu: »Und es interessiert mich auch keinen Deut. Wenn du nichts dagegen hast.«

»Ich habe ihn Samstag noch bei den Smids gesehen, aber er war nicht in Begleitung einer Frau«, höre ich Anneke zu Agaath sagen. »Er sah schlecht aus. Ungepflegt.« Dabei nickt sie und runzelt die Stirn, als wolle sie sagen: Das kommt davon.

»Ach, Mädchen, mach dir nichts draus«, gackert Els zu mir gewandt, ohne auch nur eine Sekunde die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass das Thema John für mich erledigt sein könnte. »Besser jetzt als später, wenn Kinder

da gewesen wären. Dann wird es wirklich problematisch. Aber auch andere Mütter haben hübsche Söhne, wie ich zu sagen pflege.«

Alle sind ihrer Meinung, wenn man von dem zustimmenden Nicken der Damenrunde ausgeht. Danach entspinnt sich eine Diskussion über untreue Ehemänner, die nahtlos in Neuigkeiten über Anton übergeht. Der Bruder meines Vaters liegt im Krankenhaus und ist gestern zum dritten Mal innerhalb kurzer Zeit operiert worden.

»Margot?« Meine Mutter steht im Durchgang zur Küche und winkt mir zu.

Ich stelle meinen Teller auf dem Wohnzimmertisch ab und gehe zu ihr hinüber. Wir ziehen uns aus dem Blickfeld der anderen zurück, und dann fragt sie mich in vertraulichem Ton: »Du hast mir noch gar nicht erzählt, was du in Amsterdam eigentlich machst.«

Ich will ihr noch nicht erzählen, dass ich meine Arbeitsstelle gekündigt habe. »Ich habe einen neuen Freund. Er wohnt in Amsterdam.«

Sie drückt meine Oberarme so fest, dass ihre Finger bestimmt blaue Flecken hinterlassen. »Wie schön! Warum hast du ihn nicht mitgebracht?«

Ich schaue an ihr vorbei ins Wohnzimmer. Ich kann mir Leon nicht vorstellen, wie er hier inmitten meiner Verwandten am Männertisch sitzt, Bier aus der Flasche trinkt und an einer Diskussion über die Vor- und

Nachteile eines Kombis teilnimmt. »Er konnte heute Abend nicht.«

»Was ist er von Beruf?«

»Fotograf. Kunstfotograf.«

Sie runzelt die Stirn. »Kann er damit genug Geld verdienen?«

»Ja, sogar mehr als genug, Mama.«

»Kunstfotograf«, wiederholt sie. Dann blickt sie wieder auf. »Wie heißt er?«

»Leon. Leon Wagner.«

»Schöner Name.«

»Er ist auch ein schöner Mann.«

»Erica? Ist noch Bier im Schuppen?«, höre ich meinen Vater rufen.

Meine Mutter ist schon unterwegs zur Terrassentür und schlüpft in ihre Schuhe.

Ich halte sie zurück. »Warte, ich gehe es schon holen, bitte setz du dich jetzt einmal. Du rennst doch schon den ganzen Abend nur herum.«

»Aber das tue ich doch gerne«, sagt sie, und das meint sie ganz ehrlich. »Ich finde es schön, dass alle gekommen sind. Und noch glücklicher macht es mich, dass du da bist. Ich bin gespannt auf deinen neuen Freund. Wann stellst du ihn uns denn mal vor?«

»Bald«, verspreche ich ohne große Begeisterung.

»Darf ich es schon deinem Vater erzählen?«

»Papa schon, aber den anderen bitte noch nicht. Dazu ist

es noch zu frisch.«

Ich gehe hinaus, schalte das Licht im Schuppen ein und nehme so viele Bierflaschen, wie ich tragen kann, aus den Kästen, die unter der Werkbank stehen. Bei meiner Rückkehr sehe ich durch die leicht beschlagenen Scheiben die ganze Gesellschaft im Wohnzimmer sitzen. Hier draußen klingen ihre Stimmen gedämpft. Die meisten von ihnen kenne ich schon mein ganzes Leben lang. Sie gehören zur Familie, obwohl sie strenggenommen nicht alle Verwandte von uns sind. Ich kenne ihre Lebensumstände, habe mit ihnen über ihre Hobbys und ihre Sorgen gesprochen. Ich war bei den wichtigen Ereignissen in ihrem Leben anwesend und sie in meinem.

Das sind meine Wurzeln, geht es mir durch den Kopf. Das ist meine Basis, mein Nest. Diese Leute haben zu einem großen Teil meine kulturellen Auffassungen geprägt, meine Normen, Werte und die Art, wie ich die Welt sehe – oder besser: wie ich sie bis vor kurzem gesehen habe. Warum kommt es mir plötzlich so vor, als wären sie alle Fremde?

31

Ich sitze an Leons Schreibtisch. Meine Augen sind schon fast viereckig vom Starren auf den Bildschirm, und ich fühle mich steif vom stundenlangen Sitzen. Neben mir liegt ein Schreibblock mit Aufzeichnungen, und nach und nach füllt er sich mit Telefonnummern, Tarifen und den Namen und Adressen von Kontaktpersonen. Den ganzen Tag

über habe ich mich mit der Einrichtung des »Nachtzich« beschäftigt. Heute Nachmittag habe ich Kontakt zu dem Besitzer einer Leuchtmittelfirma aufgenommen, der einen Sternenhimmel an Decken und Wände zaubern kann. Er wiederum hat schon mehrmals mit einer kleinen Firma zu tun gehabt, die Decken, Trennwände und Bühnen nach Maß anfertigt, und am liebsten würde er wieder mit ihnen zusammenarbeiten. Über diese Firma bin ich schließlich an einen Einmannbetrieb geraten, der Neonröhren nach Wunsch gestaltet. Alle Erhöhungen und Stufen werden mit Neonröhren beleuchtet, damit sich die Gäste nicht den Hals brechen, wenn sie zum Beispiel während einer Show zur Toilette müssen oder an die Bar gehen. Außerdem möchte ich, dass die erotischen Fotos aus den Nischen in den bisher noch langweiligen Saal wandern, wo sie unter- und nebeneinander fast eine ganze Wand bedecken sollen. Die Fotos sollen auf flache Lampenschirme gedruckt werden, wobei die bislang roten Stellen in einer etwas moderneren Abwandlung des klassischen Motivs leuchtend rosafarben eingefärbt werden.

Heute Morgen habe ich den Entwurf für Taco mit Leon besprochen, weil ich mich ein wenig um seine Fotos sorgte. Aber meine Bedenken erwiesen sich als unbegründet: Es macht Leon nichts aus, dass sie ein anderes Erscheinungsbild erhalten. Er bezeichnete diese Auftragsarbeit als inspirationslosen Fließbandjob. Seinetwegen könnten die Gäste den Kamin damit

anzünden, er hätte nichts dagegen. Ich erschrak ein wenig vor der Härte in seiner Stimme, vor allem, weil er fast täglich für Auftraggeber fotografiert.

Ich schaue auf die Uhr. Viertel vor acht. Leon wollte so gegen acht nach Hause kommen und etwas zu essen mitbringen. Als ich von dem ledernen Bürostuhl aufstehe, merke ich erst, wie steif meine Muskeln sind. Ich drücke den Rücken durch. Recke mich und schalte dann das Licht in der Wohnung ein. Im Badezimmer putze ich mir die Zähne und werfe einen schrägen Blick auf die Badewanne. Diese Riesenwanne und ich haben noch immer ein gespanntes Verhältnis zueinander. Gewiss, sie sieht luxuriös und einladend aus. Am Rand gibt es einen großen Chromregler, mit dem man das Wasser blubbern lassen kann, und spezielle Aussparungen sind dazu da, Arme und Kopf hineinzulegen. Aber ich denke nicht daran, ein Bad zu nehmen, wenn ich hier alleine bin. Eine irrationale Angst, denn inzwischen weiß ich, dass Leon hier erst seit acht Monaten wohnt. Edith kann also gar nicht in dieser Wanne gelegen haben.

Ich ziehe mich aus und drehe die Dusche auf. Als mein Blick auf mein nacktes Spiegelbild fällt, bemerke ich, dass ich nicht mehr wie früher die Augen niederschlage. Die Scham ist verschwunden. Ich kann mich minutenlang ansehen, diesen Körper, der sich unter Leons Blick, unter seinen Worten und Händen in einen sinnlichen Frauenleib verwandelt hat. Natürlich weiß ich, dass dies immer noch

derselbe Körper ist, den John verabscheut hatte. Dass sich nicht mein Körper, sondern mein Selbstbild im Eiltempo gewandelt hat. In meinem Kopf hat sich etwas Wesentliches geändert, und das äußert sich auf verschiedene Art und Weise: in der Wahl meiner Kleidung, der Art, wie ich auf Leute zugehe, und, in Bezug auf die Arbeit, durch ein größeres Vertrauen in meine eigenen Entscheidungen. Wahrscheinlich strahle ich dieses neue Selbstvertrauen auch nach außen hin aus, und andere reagieren darauf, denn in letzter Zeit habe ich gewissen Bemerkungen von Kunden und Lieferanten entnommen, dass Leon nicht der Einzige ist, der mich attraktiv findet. Diese subtile Art der Anerkennung verleiht mir zusätzliche Energie und Inspiration, sie wirkt sich auf alles aus, was ich tue. Mich stört nur noch eines, nämlich, dass ich einen Mann dazu brauchte, um zu lernen, mich in einem anderen Licht zu sehen.

Während ich mich abtrockne, höre ich Schritte und Gelächter. Leon hat Gäste mitgebracht. Rasch ziehe ich mich an und gehe ins Wohnzimmer. Leon kommt mit zwei Tragetaschen voller Fertiggerichte auf mich zu, gefolgt von Richard und Debby. Ich schlucke meine Enttäuschung hinunter. Ich hatte mich auf einen Abend mit ihm allein gefreut.

»Hallo, Prinzessin.« Leon beugt sich zu mir herunter und küsst mich auf den Hals. »Debby und Richard bleiben zum Abendessen.«

»Schön.« Ich küsse Richard und Debby flüchtig auf die Wange und gehe in die Küche, um Teller zu holen. Leon nimmt Besteck aus der Schublade, und ich sehe, wie Debby Gläser aus dem Schrank holt, während Richard eine Flasche öffnet. Beide benehmen sich, als wohnten sie hier. Sie haben einen Haustürschlüssel und gehen nach Belieben ein und aus, egal, ob Leon zu Hause ist oder nicht. Obwohl mir Richard nach und nach immer sympathischer geworden ist und ich auch Debby ein wenig zu schätzen gelernt habe, nachdem ich festgestellt hatte, dass sie keine Gefahr darstellt, gefällt es mir nicht besonders, dass ich in der Wohnung niemals richtig für mich sein kann. Jeden Moment kann die Haustür aufgehen. Leon gefällt das so. Für ihn gehören Debby und Richard zu seinem Gefolge.

Ich sehe zu, wie Richard die Weingläser füllt und Leon die Verpackungen aufreißt und Shoarma auf alle Teller verteilt. Als wir uns an den Tisch setzen, klingelt Richards Handy. Er schaut auf das Display, hält den Apparat ans Ohr und sagt wütend: »Warum rufst du an?« Schweigen.

Debby und Leon haben schon mit dem Essen angefangen und achten gar nicht auf Richard, was mir den Eindruck vermittelt, dass solche Szenen öfter vorkommen. Ich glaube, ich weiß, wer ihn anruft und wen er so anschnauzt, dass seine Freunde es mitbekommen müssen: Marianne draußen in ihrem einsamen Haus, allein mit Lola, umgeben von Wiesen, Wassergräben und

Krüppelweiden.

»Ich sitze noch in einer Konferenz«, höre ich Richard lügen. »Ich bin so gegen zehn zu Hause, okay?«

Ich traue meinen Ohren nicht. Als Richard sein Handy einsteckt, kann ich mir die Bemerkung nicht verkneifen:

»In einer Konferenz?«

»Tja, wir haben viel zu besprechen.«

»Findest du nicht ...«

»Wie klappt es denn bei Taco?«, unterbricht mich Leon. Die Botschaft ist deutlich: Die Beziehung zwischen Marianne und Richard geht mich nichts an.

»Besser als gedacht. Ich habe heute den ganzen Tag im Internet recherchiert und herumtelefoniert und glaube, die meisten Lieferanten inzwischen gefunden zu haben. Ich suche nur noch jemanden, der Wandmalereien anfertigen kann, aber im Internet stehen genügend Adressen, von daher bin ich überzeugt, dass das auch noch klappt.«

»Ich würde das sehr gerne übernehmen«, sagte Debby, die neben mir sitzt.

»Du fertigst Wandmalereien an?«

Debby nickt. »Das ist mein Hobby.«

»Debby war früher Kunstmalerin«, erklärt Leon. »Aber sie kam damit auf keinen grünen Zweig, und daraufhin hat sie sich auf Public Relations verlegt.«

»Warum hat es nicht geklappt?«

Debby lächelt schüchtern. »Die Welt ist noch nicht reif für meine Sichtweise.«

Leon fängt an zu lachen. »Ach, Quatsch, Debby, du jagst mit deinen Gemälden den Betrachtern eine Heidenangst ein.«

»Aber dir gefallen sie doch!«, ruft sie.

»Ja, reibe es mir noch einmal unter die Nase.«

»Aber ihre Wandmalereien sind wirklich gut«, entgegnet Richard. »Sie hat eine gute Technik.«

»Komm morgen doch einmal bei mir vorbei, wenn du Zeit hast«, schlägt Debby leise vor. Sie legt ihre Hand auf meinen Arm. »Ich habe eine Mappe mit Fotos von meinen Werken. Vielleicht passt ja eines meiner Bilder in deinen Entwurf. Darüber würde ich mich sehr freuen.«

Richard schaut sie über den Rand seines Glases hinweg amüsiert an. »Meine liebe Debby, deine Gemälde passen nur in eine Nervenheilstalt. Wenn ich du wäre, würde ich sie nicht überall herumzeigen.«

Debby reckt das Kinn nach vorn, und ihre Gesichtszüge verhärten sich. Sie öffnet den Mund, um etwas zu sagen, überlegt es sich aber anders und fährt mit dem Essen fort.

»Was ist denn mit deinen Bildern?«, frage ich Debby. Richard hebt die Hand. »Sag nichts, Debby, sie soll sie sich morgen einfach selbst ansehen.«

32

Schwarze, ausdruckslose Augen. Messer. Primitive, eckige Pinselstriche in Schwarz und Rot, in denen ich aus der Entfernung schreiende Gesichter und blutige Tränen erkenne. Auf einem Gemälde sind an die hundert solcher

kleiner Figuren abgebildet, die grob angesetzten Häupter gesenkt. Auf anderen Bildern liegen sie auf dem Boden und starren inmitten einer tintenschwarzen Landschaft in den dunkelroten Himmel. Da die Farbe dick aufgebracht wurde, sind rote Tropfen entstanden, die an Blut erinnern. Blut, das vom Himmel tropft. An der Wand lehnen Dutzende Aquarelle, die von der Farbgebung und den Darstellungen her völlig anders sind. Sie zeigen Menschen, die tot in ihren Särgen liegen. Männer, Frauen, Kinder mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen. Die Bilder wirken so echt, dass sie wie Fotos aussehen.

Mir läuft es kalt den Rücken hinunter.

Debby steht neben mir, schön und ausgeglichen wie immer, in einem makellos weißen Kostüm, die Arme locker verschränkt. »Und?«

Ich beiße mir auf die Unterlippe. »Ich glaube, ich muss mich Richards Meinung anschließen. Deine Gemälde sind alle ziemlich ...« Ich suche ängstlich nach den richtigen Worten, mit denen ich sie so wenig wie möglich verletze: »... düster.«

»Der Schrei von Munch ist auch düster. Kennst du den?«

»Natürlich kenne ich den«, antworte ich und denke an das Gemälde von der schreienden Gestalt, die die Hände seitlich an den Kopf presst. »Der ist doch weltberühmt.«

»Ursprünglich trug das Bild den Titel *Verzweiflung*. Na, mit seiner Verzweiflung steht er nicht alleine da.«

Ohne Ankündigung schließt sie die Tür ihres Ateliers – die Vorstellung ist beendet – und geht wieder in Richtung ihres Hauses. Sie wohnt sehr schlicht, in einem alten Häuschen in Amsterdam-Süd, das eng zwischen andere alte Häuschen gezwängt ist.

Ich füge mich an ihre Seite und suche weiterhin erfolglos nach Worten, um irgendetwas Freundliches über ihre freie Arbeit zu sagen. Sie hat recht, natürlich gibt es viele düstere Gemälde, von denen einige weltberühmt geworden sind. Aber Debbys Arbeiten sind mehr als düster. Es ist unangenehm, sie anschauen zu müssen. Als wir von ihrem Haus zu ihrem Atelier – ein Holzschuppen mit Spitzdach – gingen, erzählte sie mir, dass ihre Gemälde alle etwas mit dem Thema Tod zu tun haben, einem Thema, das sie zugleich erschrecke und fasziniere. Die Malerei sei eine kreative Form der Selbstkontrolle. Jetzt, wo ich ihre Werke gesehen habe, betrachte ich Debby mit anderen Augen. In ihr geht viel mehr vor, als man auf den ersten und auch noch auf den zweiten Blick vermuten würde. Und was da innerlich schwelt, ist nicht besonders schön.

»Du glaubst also nicht, dass dein Kunde etwas damit anfangen könnte?«

»Nein, ich glaube nicht, dass Männer, die sich einen Abend lang amüsieren und sich nackte Frauen angucken möchten, von Gruselbildern erschreckt werden wollen.«
Es ist heraus, ehe ich mich besinne. Ich könnte mir die

Zunge abbeißen.

»Ich kann auch anders«, sagt sie bestimmt und öffnet die Hintertür. »So, dass niemand Anstoß daran zu nehmen braucht«, fügt sie zynisch hinzu. »In fröhlichen Farben, hübsch im Rahmen des Gewohnten.«

»Entschuldige bitte, ich wollte dich nicht ...«

Sie legt ihre manikürte Hand auf meinen Unterarm und schaut mich eindringlich an. »Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, Margot. Ich bin an solche Reaktionen gewöhnt. Ich hatte allerdings gehofft, du wärest anders. Eine der wenigen Personen außer Leon, die meine Arbeiten zu schätzen wusste, war ...« Sie hält auf einmal inne, legt wieder die Hand auf meinen Unterarm. »Aber du bist nicht sie.«

Edith. Sie spricht von Edith.

Debby geht vor dem Büfett in die Knie, holt mehrere schwere Lederalben heraus und legt sie auf den Tisch. »Es ist eine Ironie des Schicksals, dass ich Künstler vertrete«, fährt sie fort, während sie die Alben durchblättert, »dass ich dabei offenbar meine Sache sehr gut mache und dass alle in meiner Umgebung berühmt werden, während ich meine eigenen Arbeiten nicht an den Mann bringen kann. Weder in einem Museum noch in einer Galerie ...« Sie schaut mich nachdrücklich an. »Ja, nicht mal in einem Striplokal.«

Kein Wort mehr über Edith.

Ich betrachte über ihre Schulter hinweg gemeinsam mit

ihr die Alben. Sie hat Fotos verschiedener Kunstwerke eingeklebt, hauptsächlich Stücke mit mediterranen Motiven. »Du könntest dich verändern, dir andere Themen ausdenken. Zwischen diesen Bildern hier und dem, was du mir eben in deinem Atelier gezeigt hast, liegen Welten. Hast du diese Gemälde selbst entworfen und angefertigt?«

»Ja, jedes einzelne.«

Es sind schöne Bilder, soweit ich das beurteilen kann. Realistisch, detailreich. »Was hast du denn dann gegen sie?«

»Das ist keine Kunst. In Asien gibt es Fabriken, in denen Arbeiter den ganzen Tag lang solche Bilder malen. Kein Kritiker gerät in Verzückung, wenn er so etwas sieht. Aber na ja, mir macht es einigermaßen Spaß, und ich bessere mein Einkommen damit auf.«

»Kannst du von deiner Arbeit nicht leben?«

»Du meinst Public Relations für eine Handvoll Künstler? Nein. Leider nicht. Ich arbeite nur sechzehn Stunden pro Woche in diesem Beruf.«

»Und Richard?«

»Richard erhält von den Fotografen die Hälfte ihrer Einkünfte. Das ist etwas ganz anderes.«

Ich ziehe die Augenbrauen hoch. »Die Hälfte?«

»Ja, das ist so üblich.«

»Aber leistet ihr denn nicht in etwa dieselbe Arbeit, Richard und du?«

»Nein, das kann man nicht vergleichen. Richard verschafft den Fotografen sämtliche Aufträge.«

»Wieso ›den Fotografen‹?«, fragte ich mit Betonung auf der letzten Silbe.

Debby schaut mich an. »Leon ist nicht der Einzige, den Richard vertritt. Wie dem auch sei: Richard besitzt zahlreiche internationale Kontakte und versteht es, die Arbeiten gut zu verkaufen. Ich schreibe die Presseberichte, Sorge dafür, dass die Medien über Ausstellungen informiert werden, leite Informationen über eventuelle Preise weiter et cetera.«

Mein Handy klingelt. Ich schaue auf das Display und klappe den Apparat auf.

»Hallo«, höre ich Dick sagen. »Hast du einen Moment Zeit?«

Ich wende mich ein bisschen von Debby ab. »Ja, aber nur ganz kurz.«

»Mir ist eben eingefallen, dass am Samstag unsere Familienfeier stattfindet. Hast du das gewusst?«

»Nein, woher hätte ich es wissen sollen?«

»Agaath hat dir eine Einladung geschickt. Aber wahrscheinlich bist du in der Zwischenzeit gar nicht mehr zu Hause gewesen, oder?«

»Nein, stimmt.« Ich nehme mir vor, diese Woche auf jeden Fall einmal in meine Wohnung zu fahren. Der Briefkasten quillt garantiert inzwischen über, und wenn nur von Werbung. Ich habe vergessen, einen »Bitte keine

Werbung«-Aufkleber anzubringen. Womöglich passt schon gar keine normale Post mehr hinein. »Was ist denn der Anlass für das Fest?«

»Paul und Agaath sind vierzig Jahre verheiratet. Die ganze Familie kommt. Mindestens siebzig, achtzig Leute. Alle Cousins und Cousinen, und sogar Anita und Cor reisen aus der Schweiz an.«

»Wo findet es statt?«

»Paul und Agaath haben einen Saal bei Van der Valk gemietet, wo Mama und Papa auch ihre Silberhochzeit gefeiert haben. Gott sei Dank, dass ich dich noch rechtzeitig angerufen habe. Äh, Margot ...« Er hält einen Moment inne. »Jetzt, wo du einen neuen Freund hast ... Hat sich deine Einstellung John gegenüber inzwischen geändert?«

»Wieso?«

»Also, wenn es dir etwas ausmacht, rufe ich ihn gerne an und kläre das mit ihm, aber es hat sich herausgestellt, dass Agaath ihm auch eine Einladung geschickt hat. Ich fand es ziemlich taktlos von ihr und rechne auch gar nicht damit, dass er auftaucht, aber ...«

»Ist schon gut.«

»Bist du sicher? Ich will nicht noch einmal so eine ...«

»Beruhige dich wieder. Es macht mir wirklich nichts mehr aus. Wenn John gerne zu dem Fest kommen möchte, soll er doch.«

»Du bist ein Engel. Aber wenn du es dir anders

überlegst, ruf mich an, okay?«

Ich wünsche ihm noch einen schönen Tag, richte Grüße an Anne und die Kinder aus und klappe mein Handy wieder zu.

Debby schaut mich fragend an. »Eine Einladung zu einem Fest?«

»Ja, eine Familienfeier.«

»Nett?«

»Meistens schon.«

»Es geht mich natürlich nichts an, aber wer ist denn John?«

»John van Oss ist mein Exfreund. Er kommt wahrscheinlich auch. Meine Verwandten mögen ihn, deshalb muss ich mich wohl daran gewöhnen, ihm regelmäßig zu begegnen.«

»Und das lässt du dir gefallen?«

Ich zucke mit den Schultern. »Ich bin nicht mehr böse auf ihn.«

»Kennt Leon ihn?«

»Nein, John hat nichts mit der Kunstszene zu tun. Er ist technischer Leiter einer Heizungsfirma in Eindhoven, Lentico.«

Debby hat ihr Interesse bereits verloren. Sie beugt sich über die Fotos und tippt mit dem Fingernagel auf eine römische Frauenstatue. »Schau mal, wäre das so etwas, wonach du suchst?«

»Ja, genau. Bei Taco gibt es zehn Wandnischen, und

darin sollen die Gemälde angebracht werden. Natürlich nicht überall dieselben, aber sie müssen schon zueinander passen.«

»Logisch. Na schön, ich suche einfach noch ein paar ähnliche Motive heraus. Das kriege ich auf jeden Fall hin. Aber zwei Wochen brauche ich mindestens.«

»Ich glaube nicht, dass ich Taco dazu überreden kann, seinen Club für zwei Wochen zu schließen. Im Prinzip muss alles innerhalb von einer Woche fertiggestellt werden.«

»Zehn Wandgemälde in einer Woche, das funktioniert nicht.« Sie spitzt die Lippen. »Du könntest aber auch Paneele anfertigen lassen, dann könnte ich die Bilder hier im Atelier malen und du könntest sie später an den Wänden anbringen. Wenn man es geschickt anstellt, sieht man keinen Unterschied. Wie findest du diese Idee?«

»Ich glaube, das ist die einzige Möglichkeit. Wann könntest du damit anfangen?«

»Sobald ich die Paneele habe.«

»Sehr gut!«, sage ich und mache mich zum Gehen bereit.

»Möchtest du nicht noch einen Augenblick bleiben?«, fragt sie.

Ich schaue auf die Uhr. »Würde ich gerne, aber ich wollte um sechs Uhr bei Joost und Rolf sein.«

»Und wenn du anrufst, dass du ein bisschen später kommst? Sie haben bestimmt nichts dagegen. So oft sehen wir uns schließlich nicht ohne Leon.«

Ich kann mich ihr nicht entziehen. Ich sinke in einen Schalensessel. Sie besitzt vier davon, in Knallorange. »Darf ich hier rauchen?«

»Ja, nur zu!«, ruft sie.

Ich zünde mir eine Zigarette an, beobachte, wie Debby zwei blaue Gläser füllt, und wundere mich wieder einmal über ihre geradezu unheimlich perfekte Erscheinung. Auf ihrer Kleidung sieht man niemals Härchen oder Fusseln, und selbst aus der Nähe weist ihre Haut keinerlei Pickel oder Unebenheiten auf. Debby ist furchteinflößend perfekt. Leon hat über sie gesagt, er finde sie sehr lieb und nett, aber für seinen Geschmack etwas zu gekünstelt und vor allem zu mager. Ich dagegen finde sie nicht mager, jedenfalls nicht knochig oder klapprig, aber sie hat eine so schmale Taille, dass ich mich frage, wie die Organe in ihrem Bauch Platz haben. Vielleicht hat sie ganz kleine Organe ... Zwergendärme, Mininieren und eine Liliputleber. Als sie mir den Wein reicht, schlage ich die Augen nieder. Sie gibt sich solche Mühe, gastfreundlich zu sein, und ich suche die ganze Zeit nach Fehlern, um mich neben ihrer Perfektion nicht minderwertig zu fühlen.

»Edith fand meine Arbeiten sehr ansprechend«, beginnt sie. »Vor allem die abstrakten. Wir hatten dieselbe Art von ...« Sie lacht. »Na ja, Anomalie, wenn du so willst.«

Ich reagiere nicht und betrachte mein Glas. Ich würde sie gerne fragen, ob Ediths Tod sie sehr bewegt hat. Sie muss sie gut gekannt haben, also wäre das eine vollkommen

akzeptable, logische Frage. Aber ich stelle ihr keine Fragen. Es wäre gut möglich, dass Leon von diesem Gespräch erfährt, und dann würde es so aussehen, als hätte ich Debby ausgehört. Ich widme meine Aufmerksamkeit abwechselnd dem Glas und den Spitzen meiner Stiefel und werde von Sekunde zu Sekunde nervöser.

»Er hat dir verboten, über sie zu reden«, schlussfolgert Debby.

Ich zucke mit den Schultern, sage nichts.

»Das kann ich verstehen. Er war am Boden zerstört und hat sich bis heute nicht von diesem Schock erholt. Leon und Edith hatten alle möglichen Pläne. Sie wirkten so glücklich, und dann ... alles aus. Ich hätte nicht damit gerechnet, niemand hätte das. Aber wenn man im Nachhinein darüber nachdenkt, hat es vielleicht immer schon Anzeichen für eine solche Verzweiflungstat gegeben. Auf der einen Seite war sie fröhlich und ehrgeizig, aber sie hatte auch regelmäßig Phasen, in denen sie von Selbstmord sprach. Manchmal war sie schwierig einzuschätzen.«

»Ich glaube, es ist besser, nicht über dieses Thema zu reden«, sage ich leise.

»Ach was, das ist doch nur ein ganz normales Gespräch. Ich könnte dir noch viel mehr erzählen, aber eigentlich bin ich dafür nicht die richtige Person. Frag Leon, heute Abend noch, denn diese Heimlichtuerei ist doch

Quatsch.«

»Nein, er weigert sich strikt, mit mir über Edith zu reden.«

»Dann sag einfach, ich hätte damit angefangen«, drängt Debby. »Ich kenne ihn schon ein bisschen länger, und glaub mir, er kann sehr überzeugend argumentieren, aber du darfst nicht zulassen, dass er dein ganzes Leben bestimmt. Denn danach sieht es allmählich aus. Und schließlich wirst du irgendwann genauso enden wie Edith.«

33

Obwohl mich Debbys Worte keine Sekunde loslassen, hat es den ganzen Abend über keine Gelegenheit gegeben, Leon nach Edith zu fragen. Als ich nach Hause kam, hatte ich gerade mal eine Viertelstunde Zeit, mich zu schminken und umzuziehen, und dann fuhren wir im Audi nach Nimwegen zu einer Vernissage. Die Einladung kam ganz überraschend. Leon reist morgen für drei Tage nach Kopenhagen, und ich hatte damit gerechnet, dass wir den Abend zu zweit verbringen würden. Im Auto hatten wir auch keine Gelegenheit, uns zu unterhalten. Während der Fahrt lag seine Hand auf meinem Oberschenkel. Wir waren mit völlig anderen Dingen beschäftigt, und ich wollte die Intimität nicht zerstören. Je mehr wir uns Nimwegen näherten, desto fester war ich davon überzeugt, dass dieser Abend nicht der richtige war, um ihn mit meinen Fragen nach Edith zu konfrontieren. Das

konnte bis später warten, wenn er zurück war aus Dänemark. Oder besser noch länger, bis nach der Familienfeier.

Der Abend bestand aus einer langen Reihe angeregter Gespräche mit Leuten aus der Kunstszene, die ich nicht kannte, die aber Leon begrüßten wie einen lange vermissten Freund. In der überfüllten Galerie wurde er ständig angesprochen. Meine Aufgabe beschränkte sich auf freundliches Lächeln, und hin und wieder, wenn jemand das Wort an mich richtete, erzählte ich von den Projekten, mit denen ich beschäftigt bin. Glücklicherweise brauche ich mich wenigstens nicht mehr für meinen profanen Job zu schämen. Ich muss nicht mehr so tun als ob, auch wenn ich mich in meiner neuen Rolle noch lange nicht sicher fühle.

Es ist schon fast halb zwölf, als Leon auf die Autobahn in Richtung Amsterdam fährt. Meine unausgesprochenen Fragen liegen mir wie schwere Steine im Bauch. Obwohl ich versuche, sie mir aus dem Kopf zu schlagen, scheint dieses Gefühl nur immer schlimmer zu werden, so stark, dass ich praktisch an nichts anderes mehr denken kann.

»Dick hat heute Nachmittag angerufen und mir erzählt, dass ich zu einer Familienfeier eingeladen bin«, sage ich, um das Schweigen zu brechen. »Nächsten Samstag. Mein Onkel und meine Tante sind vierzig Jahre verheiratet.«

Er reagiert nicht.

»Kommst du mit?«

»Auf ein Hochzeitsjubiläum in Nord-Brabant?« Er wühlt in einem Päckchen Zigaretten, das auf der Mittelkonsole liegt, zieht eine heraus und zündet sie an. »Soll das ein Witz sein?«

»Meine Eltern würden dich gerne kennenlernen, und mein Exfreund kommt auch. Ich würde mich wirklich freuen, wenn du dabei wärst.«

Seine Augen verengen sich. »Kannst du mir erklären, was dieser Kerl auf einer Feier deiner Familie zu suchen hat?«

Ich schaue ihn mit hilfloser Miene an. »Ich habe sieben Jahre lang mit ihm zusammengewohnt. Er hatte mehr Kontakt zu meinen Verwandten als ich. Ich befürchte, dass er inzwischen einfach dazugehört.«

»Das ist doch Quatsch. Ihr seid im Streit auseinandergegangen.«

»Ich bin nicht mehr böse auf ihn.«

Leon schaut mich ausdruckslos an und richtet dann wieder den Blick auf die Straße.

»Jedenfalls würde ich mich freuen, wenn du mich begleiten würdest«, fahre ich fort. »Ich möchte nicht alleine hingehen. Außerdem würde ich dich gerne meinen Eltern vorstellen. Schließlich wohne ich jetzt quasi bei dir. Eigentlich komisch, dass keiner von uns bis jetzt die Verwandten des anderen kennengelernt hat ... findest du nicht? Du hast mir überhaupt noch nie von deiner Familie erzählt. Ich weiß gar nichts über sie, weder, ob du Brüder

oder Schwestern hast, noch ...«

»Aber du hast mich doch auch noch nie danach gefragt, oder? So seltsam ist das nun auch wieder nicht.«

»Also, dann frage ich dich jetzt.«

Er zieht an seiner Zigarette, schaut in den Außenspiegel und überholt einen Lkw. »Ich bin Einzelkind, und meine Eltern haben sich scheiden lassen, als ich zwölf war. Ich bin bei meiner Mutter in Eindhoven wohnen geblieben. Vor ungefähr sechs Jahren hat sie wieder geheiratet und ist mit ihrem neuen Mann nach Sizilien gezogen. Ich habe sie voriges Jahr das letzte Mal gesehen. Wir telefonieren und mailen dann und wann.«

»Und dein Vater?«, frage ich.

»Den sehe ich nie«, antwortet er matt.

»Warum nicht?«

»Weil wir nicht miteinander auskommen.« Wieder ein kräftiger Zug an seiner Zigarette. Die Spitze glüht hell auf und lässt sein Gesicht orangefarben aufleuchten. »Wir haben zu gegensätzliche Charaktere.«

»In welcher Hinsicht?«

»Mein Vater ist ein kompletter Idiot. Als er noch bei uns gewohnt hat, vertrat er die Ansicht, die erziehungsberechtigten Eltern wären hundertprozentig verantwortlich für die Charakterbildung ihrer Sprösslinge. Das war die allgemein gültige Auffassung damals, und das predigte er auch in seiner Praxis – er war Psychologe. Er hatte keine Ahnung von genetischer Veranlagung und hat

nicht an so etwas wie angeborene Charakterzüge geglaubt, die man eben nicht beliebig formen kann. Wenn ich etwas gewollt oder getan habe, das ihm nicht gepasst hat, dann hat er das als ein Scheitern seiner eigenen Erziehung betrachtet. Einen Fehler, den er korrigieren musste. Wenn Reden nichts half, hat er mich auf brutalste Weise geschlagen und getreten.«

»Kam das oft vor?«

Er seufzt. »Was heißt oft? Ich habe nicht nachgezählt. Unsere Charaktere waren derart verschieden, dass es mir unmöglich war, seine Ansprüche zu erfüllen.«

»Wie hat deine Mutter reagiert, wenn er dich misshandelte?«

»Gar nicht. Meistens lief sie weg, dann brauchte sie es nicht mit anzusehen. Konfrontationen konnte sie schlecht verkraften.«

»Das muss sehr schwer für dich gewesen sein.«

»Damals schon, aber das ist lange her.«

»Und das plagt dich heute nicht mehr?«

»Ach, es gibt so viele Leute, die etwas Ähnliches erlebt haben. Ich habe noch nie jemanden getroffen, dessen Jugend reibungslos verlaufen ist. Du hast mir beispielsweise erzählt, dass deine Eltern bestimmte Seiten von dir niemals akzeptiert haben. Das belastet dich doch auch nicht mehr, oder?«

Doch, bis vor etwa einem Monat hat es das durchaus.

»Mein Vater hat mich aber nicht geschlagen«, entgegne

ich. »Das kann man nicht vergleichen. Du bist misshandelt worden. Ich kann mir nicht vorstellen, dass dich das heute nicht mehr quält.«

Leon runzelt verärgert die Stirn. »Ach, komm schon, Margot, Bullshit. Es ist wirklich Quatsch, fünfundzwanzig Jahre später immer noch alles auf die Kindheit zu schieben. Das kann man machen, wenn man achtzehn ist. Es ist eben passiert, und es ist vorbei, Vergangenheit.«

»Genau wie Edith?« Es ist mir rausgerutscht, ehe ich mich versehe. Ich erschrecke so vor meinen eigenen Worten, dass ich eine Hand vor den Mund schlage.

Seine Augen verengen sich wieder. »Was ist mit Edith?« Die plötzliche Spannung, die von ihm ausgeht, ist fast körperlich spürbar, wie eine elektrische Ladung. Wütend schaltet er in einen höheren Gang.

Ich fahre mir mit einer Hand verlegen durch die Haare und wage es kaum, ihn anzuschauen. Zugleich zerreißt etwas in mir. Ich habe es zu lange in mich hineingefressen. »Kannst du dir eigentlich nicht vorstellen«, beginne ich, lauter, als ich vorgehabt hatte, »dass ich mich täglich frage, was für ein Mensch sie war und was für eine Art von Beziehung ihr miteinander geführt habt? Und dass es mir unheimliche Verrenkungen abverlangt, mit einem Mann zusammenzuleben, der so tut, als hätte er keine Vergangenheit?« Leiser fahre ich fort: »Du erzählst nicht viel von dir, Leon. Ich will auch nicht alle Einzelheiten wissen, aber ich brauche mehr, als du mir bisher gegeben

nast, um eine Beziehung zu dir aufzubauen, die tiefer geht als die rein körperliche Anziehungskraft.«

Als ich ihn anblicke, sehe ich im schwachen Licht der Armaturenbeleuchtung eine emotionslose Maske. Er hat sich ganz vor mir verschlossen. Wahrscheinlich fällt doch der Apfel nicht weit vom Stamm.

Vielleicht sollte ich mich lieber zurückhalten, aber die Worte sprudeln nur so aus mir heraus, ich kann sie nicht mehr aufhalten. »Ich darf nicht über Edith reden, obwohl sie ein wichtiger Teil deines Lebens war. Ich verstehe, dass es schwer für dich ist, aber eine Beziehung zu haben bedeutet auch zu teilen. Und nicht nur die schönen Dinge.«

»Ich will nicht darüber reden. Nicht mit dir, nicht mit jemand anderem, nicht jetzt, niemals. Verstehst du das?«

»Nein, ich verstehe überhaupt nichts. Heute Nachmittag war ich bei Debby. Sie ließ eine Bemerkung über Edith fallen, und ich wusste nicht, was ich machen sollte, ich fühlte mich angespannt und absolut ratlos. Findest du das normal? Ich weigere mich, das normal zu finden. Debby, Richard, Taco, ja sogar Joost und Rolf, alle Leute, denen ich begegne, wissen genau Bescheid, nur ich weiß gar nichts über Edith. Und vielleicht gibt es auch gar nichts zu wissen, vielleicht ist alles ganz unwichtig, aber weil du nichts davon erzählst und ich nicht darüber reden darf, nimmt es in meinem Kopf immer größere Ausmaße an. Und dann muss ich unweigerlich an unsere Beziehung

denken, an das, was wir haben ...« Mir stockt der Atem.
»Ich weiß gar nicht, ob man das überhaupt Beziehung nennen kann.«

Er tritt das Gaspedal noch weiter hinunter. Der Wagen rast dahin. »Aber du wohnst doch sogar bei mir!«

»Wir reden aber nicht miteinander.«

»Ich habe dir gesagt, dass das Thema Edith tabu ist. Und vielleicht war es naiv von mir, aber ich hatte doch tatsächlich den Eindruck, dass du das respektierst. Das habe ich an dir geschätzt.« Er drückt seine halb gerauchte Zigarette im Aschenbecher aus und schlägt fest die Klappe zu. »Ich hab mich wohl geirrt.«

Ich habe keine Ahnung, was ich tun soll. Unruhig reibe ich mir die Hände und suche ängstlich nach Worten, aber mir fällt nichts ein. Die Minuten schleichen vorüber. Ich lausche dem Brummen des Motors und dem Hin-und-her-Peitschen der Scheibenwischer.

Nach langem Schweigen tauchen die Umriss des Lagerhauses auf, und Leon fährt in die Tiefgarage, die zu dem Komplex gehört. Beim Einparken versetzt er dem Lenkrad einen kräftigen Ruck und tritt dann abrupt auf die Bremse, sodass ich nach vorne falle. Dann erst schaut er mich an. »Warum? Warum bist du so auf Edith fixiert? Du glaubst, meine Beziehung zu ihr würde etwas über unsere aussagen, aber da irrst du dich. Sie hat nicht das Geringste damit zu tun.«

Er fasst mein Schweigen als Zustimmung auf.

»Edith und ich hatten eine andere Art der Beziehung als

»Edith und ich hatten eine andere Art der Beziehung als du und ich.« Er heftet seinen Blick an die Betonwand vor uns. »Edith war ein ganz anderer Mensch als du. Sie stammte aus einer Gärtnerfamilie mit tief-, fast fanatisch religiösen Eltern. Ihre beiden älteren Brüder hatten nicht alle Tassen im Schrank. Sie konnten ihre Hände nicht bei sich behalten und quälten sie tagein, tagaus. Ich habe sie vor fünf Jahren kennengelernt, als sie eine Galerie besuchte – sie war damals vierundzwanzig. Noch in derselben Woche ist sie bei mir eingezogen. Wir haben uns gemeinsam auf die Suche nach unseren Grenzen begeben. Aktiv. Alles im Namen der Kunst, alles mit einem kulturellen Hintergrund ... Natürlich.« Er verzieht gepeinigt das Gesicht, als würde er jeden Moment anfangen zu weinen, aber seine Augen bleiben trocken. »Nur, dass ihre Grenze aufgrund ihrer schlechten Erfahrungen wohl wesentlich enger gezogen war als meine, und genau das hätte ich erkennen müssen. Ich hätte es begreifen und die Notbremse ziehen müssen. Ich dachte sogar, das hätte ich schon getan, aber offenbar war es zu spät.«

Ich erinnere mich an mein Gespräch mit Richard in der Galerie. Auch er hatte von Grenzen geredet, von gefeierten Künstlern, die im Grunde wahnsinnig waren, und dass man stark sein müsse, um in dem Milieu zu überleben. Er muss von Edith geredet haben. War es eine verblühte Warnung gewesen? »Aber was habt ihr denn

und Gottes willen getan?«, frage ich vorsichtig.

Er zieht den Autoschlüssel aus dem Zündschloss und steigt aus. Ich öffne meinen Sicherheitsgurt und folge ihm zu den Aufzügen. Unsere Schritte hallen in dem unterirdischen Gang wider, und ich muss mich beeilen, um mit ihm Schritt zu halten. Im Aufzug schaut er mich immer noch nicht an. Er hat die Hände in den Taschen vergraben und starrt auf die Türen.

»Leon, was muss ich mir darunter vorstellen, wenn du von eurer ›Suche nach den Grenzen‹ sprichst? Ich versuche, mir eine Vorstellung davon zu machen, aber ich habe keine Ahnung, was ...« Richards Worte taumeln mir durch den Kopf. »Habt ihr euch gegenseitig wehgetan?«, frage ich. »Euch verletzt?«

Die Aufzugtüren gleiten auseinander. Er betritt den Flur, öffnet die Haustür und schaltet das Licht ein.

Als ich meine Frage wiederholen will, dreht er sich um und fasst mich am Kinn. »Ach, das willst du also gerne wissen, aber kannst du es auch im richtigen Zusammenhang sehen? Weißt du eigentlich, was eine Beziehung wirklich beinhaltet? Denn ich habe da allmählich ernste Zweifel. Warst du bei John dieselbe Frau, die du bei mir bist?«

Die Frage verwirrt mich. Aber ich bekomme nicht die Gelegenheit, ihm zu antworten.

»Ich weiß es aber!«, fährt er mich an, mit einer Härte, die mich zurückschrecken lässt, doch er hält mich weiterhin am Unterkiefer fest, sodass ich keine andere Wahl habe,

am Überlebenskampf fest, sodass ich keine andere Wahl habe, als vor ihm stehen zu bleiben und ihn anzuschauen. »Die Antwort lautet: Nein, das warst du nicht. Es hat dich nicht gewundert, dass er dich betrogen hat, denn du warst ja sowieso hässlich, unattraktiv und dick. Du hast es geschafft, dieses idiotische Selbstbild in London an einem einzigen Abend abzustreifen, obwohl du dir jahrelang weisgemacht hattest, so wärest du. Und das hat sich auf dein ganzes Leben ausgewirkt, auch in der Art, wie du mit anderen umgegangen bist – besonders im Bett.« Er lässt mein Kinn los. »Und andersherum funktioniert es übrigens genauso.«

Ich spüre schmerzhaft seine Fingerabdrücke an meinem Unterkiefer und reibe darüber.

»Kurz gesagt sind Menschen darauf eingestellt, ihr Verhalten den Umständen anzupassen. Sie werden sich immer dafür entscheiden, sich innerhalb jener Grenzen zu bewegen, die ihnen die soziale Akzeptanz ihres Umfelds garantieren. Unser Umfeld ist im weiteren Sinne die europäische Kultur und im engeren Sinne die Schule, die Arbeit, die Wohngegend, Freunde, Familie, Partner. Ein neues, abweichendes soziales Umfeld – eine andere Kultur, eine neue Arbeitsumgebung oder ein neuer Partner – wird automatisch ein neues Verhalten hervorrufen. Das bedeutet nicht, dass sich dein ganzer Charakter verändert, sondern nur, dass sich bestimmte Verhaltensweisen oder Charakterzüge verstärken oder abschwächen können. Oder auch, dass man

ausschwauchen konnte. Und auch, dass man Möglichkeiten in sich entdeckt, die man noch nicht kannte. Sie waren schon immer da, aber man erkennt sie erst und lernt, sie zu entwickeln, wenn das soziale Umfeld, zu dem man gehört, dies von einem verlangt oder einen dazu anregt. Reine Konditionierung. Es heißt ja manchmal, jemand habe sich selbst erst durch dieses oder jenes Ereignis »richtig kennengelernt«, obwohl man im Grunde nur eine neue Facette an sich entdeckt. Wie war dein Liebesleben mit John?«

Ich schaue ihn vernichtend an. Unser Liebesleben war nicht der Rede wert, und das weiß er genau. In den letzten Jahren war der Sex zur reinen Pflichtübung verkommen. Im Dunkeln, unter der Decke, ich unten, er oben, wobei ich hoffte, dass es schnell vorbeigehen würde. Und aus Johns uninspirierten Anstrengungen schlussfolgerte ich, dass es ihm genauso ging. »Bescheiden«, sage ich. Meine Stimme klingt heiser.

Er nähert sein Gesicht ganz dicht dem meinen. »Und wie ist es jetzt?«

»Das weißt du doch«, flüstere ich und schlage unter seinem hitzigen Blick die Augen nieder. »Warum verlangst du von mir, dass ich das ausspreche, ich ...«

»Willst du dich etwa beschweren?«

»Nein. Im Gegenteil.«

»Zwingen ich dich zu irgendetwas? Tust du irgendetwas gegen deinen Willen?«

Ich schüttelte den Kopf

ren schauke den Kopf.

»Und wenn John das von dir verlangt hätte? Wenn John zum Beispiel letztes Jahr zu dir gesagt hätte, so wie ich heute Abend: Ich möchte, dass du zu der Vernissage keine Unterwäsche anziehst?«

»John hätte mich niemals um so etwas gebeten.«

»Ich sagte: wenn.«

Ich schaue zu Boden und schweige für einen Moment. Er hat recht. Ich hätte nicht im Traum daran gedacht, es zu tun.

»Weißt du, was ich meine, Margot? Du bist für mich nicht dieselbe Frau, die du für John warst. Weder in sexueller Hinsicht noch in zahllosen anderen Dingen. Verstehst du, dass ich nicht derselbe Mann für dich bin wie für Edith? In dem Moment, wo du das einsiehst und akzeptierst, wirst du auch begreifen, dass Fragen über Edith sinnlos sind. Sie sagen nichts aus über dich, über mich oder über uns. Sie sagen nur etwas darüber, wie die Wechselbeziehung zwischen mir und Edith war. Und du hast damit überhaupt nichts zu tun.«

»Ich verstehe es und akzeptiere es«, höre ich mich seine Worte wiederholen. »Aber es geht nicht nur darum. Es geht auch um grundlegende Informationen, Dinge, die alle zu wissen scheinen außer mir. Ich wohne hier, du stellst mich allen als deine Freundin vor, aber zugleich bin ich eine Außenseiterin. Nimm zum Beispiel Debby. Ich wäre heute Nachmittag gerne noch länger bei ihr geblieben, so viele Leute kenne ich hier schließlich noch nicht aber ich

bin geflüchtet, so schnell ich konnte.« Ich schüttelte den Kopf. »Wenn ich nicht über Edith rede, dann muss das aus Respekt vor dir geschehen und in der Überzeugung, dass ich weiß, was sich abgespielt hat, und dass ich mich dafür entscheide, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Aber ohne dieses Wissen bin ich nicht einmal eine gleichwertige Gesprächspartnerin für deine Freunde.«

»Touché«, gibt er freudlos zu und geht in die Küche.

Ich verschränke ungeschickt die Arme und merkte, dass ich fast zittere vor Anspannung.

Leon öffnet einen Küchenschrank, nimmt Gläser heraus und schenkt Wasser ein. Zwei Gläser. Er hat also nicht vor, mich heute Abend schon rauszuschmeißen. Er kehrt zu mir zurück und reicht mir eines der Gläser.

Dankbar trinke ich einige große Schlucke.

Leon bleibt vor mir stehen, reglos wie eine Statue, mit abgespanntem Gesicht. »Wir spielten Gedankenspiele«, erklärt er leise. »Wir experimentierten mit Drogen. Von allem zu viel, zu oft, zu heftig.« Er zieht die Nase hoch.

Sie haben sich nicht verletzt. Gott sei Dank. »Sie war selbstmordgefährdet«, sage ich leise.

»Sie war noch sehr jung, abhängig von Schlaftabletten und voller unverarbeiteter Erinnerungen. Sie wusste nicht mehr ein noch aus. Das war mit ihr los.« Er schaut gepeinigt auf. »Ich hätte sie vor sich selbst schützen müssen, aber ich habe das Entgegengesetzte getan. Manchmal wollte sie Schmerzen snüren. Sie hat mich

darum. Ich hätte Nein sagen sollen. Aber ich habe es nicht getan.«

Ich blicke ihn an. »Schmerzen?«

»Ja, Schmerzen«, antwortet er bedrückt. »Mehr möchte ich nicht sagen.« Sein Gesichtsausdruck verhärtet sich. »Wenn dir das nicht reicht, sollten wir an dieser Stelle lieber einen Schlusstrich ziehen.«

»Es reicht.« Unwillkürlich verspüre ich das Bedürfnis, ihm die Hand auf den Arm zu legen, aber ich wage es nicht. Es erscheint mir unpassend, weil ich schuld bin, dass er sich jetzt in dieser Stimmung befindet. »Ich bin froh, dass du es mir erzählt hast. Jetzt kann ich das, was geschehen ist, richtig einordnen.«

Er wendet sich von mir ab, in Richtung Badezimmer. »Ja, du vielleicht.«

Der Wecker zeigt zwei Minuten nach vier an, als ich aus dem Schlaf aufschrecke. Ich hatte einen furchtbaren Albtraum. Eine Löwin war aus einem Zoo ausgebrochen. Sie war so groß wie ein Haus und lief brüllend durch die Stadt. Ich kannte die Stadt nicht, ich war noch nie dort gewesen und hatte auch keine Ahnung, wie ich dorthin geraten war. Ich rannte zu meinem Auto und suchte darin Schutz, aber es wollte nicht anspringen. Außerdem war kein Lenkrad mehr drin. Hinten im Fond saß Debby, eines ihrer Werke auf dem Schoß. Sie trug ihr makellos weißes Kostüm und schien sich über die nahende

weisses Kostüm und schien sich über die handliche Bedrohung keine Sorgen zu machen. Ihre Augen funkelten, und sie rief laut lachend: »Hast du Angst? Hast du Angst? Du hast doch nicht etwa Angst?« Ich sagte zu ihr, sie solle machen, dass sie wegkommt, aber sie lachte mich nur aus. Ich schaffte es, mich aus dem Auto zu befreien, und wollte in ein Gebäude flüchten, doch die verlassen Straßen waren mit einer klebrigen Substanz bedeckt, wie mit dickem Sirup, an dem meine Schuhe haften blieben, und ich kam kaum voran, während sich die Löwin näherte, brüllend, mit ihren Riesenklauen kratzend. Keuchend schaffte ich es, ein Geschäft zu erreichen – ich kann mich nicht mehr daran erinnern, was für eine Art Geschäft es war -, und darin befanden sich lauter Leute, die ich kannte. Dick und Anne, meine Eltern, Freunde, die ich ewig nicht gesehen hatte. Alle waren genau wie ich geflüchtet.

Sie starrten mich mit großen, verängstigten Augen an, und während der Boden unter uns zitterte, sprang ich zwischen sie, ängstlich wartend und durch die Schaufensterscheiben nach draußen schauend.

Der Traum war ganz real, er fühlte sich derart echt an, dass ich noch immer Herzklopfen habe wie eine Wahnsinnige, als ich die Augen öffne und langsam zu der Erkenntnis komme, dass ich im Bett liege. Keine Löwin, kein Geschäft. Kein Sirup auf den Straßen und keine Gefahr. Ich liege in Fötushaltung da, das Kissen unter mich geklemmt. Es ist schweißnass. Ich streiche mir das

ICH GERÄT. ES IST SCHWELGEN. ICH STRECKE MICH DAS Haar aus dem Gesicht und rücke weiter hinüber auf Leons Seite. Meine Augenlider sind schwer, und ich fühle, wie ich wieder einschlafe, wieder in die Schattenwelt zwischen Wachen und Träumen versinke. Ich will Leons Hand nehmen und seinen Arm wie einen Schutzschild um mich legen, aber seine Seite des Bettes ist leer.

X

Wenn man an die Routine einer regelmäßigen Arbeit gewöhnt ist, stellt sich der Körper ganz von selbst darauf ein. Gegen zehn Uhr abends wird man müde, und morgens wird man wach, noch bevor der Wecker klingelt – man funktioniert mehr oder weniger wie ein Roboter.

Meine innere Uhr hat sich schon vor langem chronisch verstellt, weil ich keine festen Arbeitszeiten kenne. Im Laufe der Zeit habe ich es zu schätzen gelernt, hellwach und munter zu sein, wenn alle braven Bürger schlafen. Die Nacht ist schön, mit ihrer ohrenbetäubenden Stille. Keine Anrufe, niemand klingelt an der Tür, keine Verpflichtungen. Ich allein mit meinen Gedanken, überaus angenehmen Gedanken.

Heute Nacht konnte ich nicht schlafen. Ich bin aufgestanden, habe mir ein Glas Wein eingeschenkt und mich an den Com – puter gesetzt. Ich las die Zeitungsschlagzeilen, surfte durch die Kulturseiten und landete anschließend in einer Forendiskussion über Sex und Kunst. Ich mimte eine zweiundzwanzigjährige

Studentin, ein Alias, das ich naunger verwende. Es war wenig erhebend, was dort um diese Uhrzeit besprochen wurde. Aus den idiotischen, plumpen Reaktionen voller Orthografie- und Grammatikfehler schloss ich, dass nur noch Säufer und geile Typen online waren. Ich loggte mich aus und begann, ziellos herumzursurfen.

Ich kam – wie so oft – auf einer Site heraus, auf der es um Südafrika ging. Ich will nicht ausschließen, dass ich eines Tages dorthin auswandere. Einerseits liegt es weit genug weg von Europa, und andererseits fühlt es sich ein bisschen heimisch an. Schönes Wetter, interessante Geschichte. Niemand in meinem Freundes- und Bekanntenkreis weiß, wie sehr ich mich von diesem Land angezogen fühle, schon seit jeher, und das möchte ich auch weiterhin so halten. Ich stelle mir gerne vor, dass es ein Luxus sein wird, dorthin zu ziehen, und keine Notwendigkeit. Sollte ich dennoch eines Tages dazu gezwungen werden, kann es nur von Vorteil sein, dass ich niemals darüber geredet habe.

Meine Füße kribbelten und schliefen allmählich ein, aber in meinem Kopf summt es noch, prickelnde elektrische Impulse, die mich hellwach hielten. Schließlich gelangte ich auf eine Seite, auf der man seinen IQ testen konnte. Multiple-Choice-Fragen, Rechenaufgaben, logische Probleme, räumliches Denken. Ungeduldig klickte ich die Antworten an, und nach etwa zwölf Minuten wurde das Resultat angezeigt. Man konnte es ausdrucken. Eine Art Diskurs – nämlich schlecht designed. Ob es wirklich Tests

Diplom, ziemlich schlecht design. Ob es wirklich Leute gibt, die sich einen solchen Fetzen einrahmen und über ihren Schreibtisch hängen? Bestimmt. Da mache ich mir keinerlei Illusionen.

MIT DIESEM ERGEBNIS LASSEN SIE ÜBER 97 PROZENT DER BEVÖLKERUNG HINTER SICH, stand dort. Und, zu allem Überflus: SIE SIND HOCHBEGABT.

Als hätte ich es nicht befürchtet.

Ich fuhr den Computer herunter und schlüpfte ins Bett. Als ich endlich einschlief, fingen die ersten Vögel an zu singen.

34

»Gut gemacht!« Debby fällt mir um den Hals und küsst mich auf die Wange. Sie schmiegt sich mit ihrem ganzen Körper an mich. »Siehst du wohl, dass du dir umsonst Sorgen gemacht hast?«

Ich lächele schüchtern und klopfe ihr ungeschickt auf den Rücken. Leider kann ich ihre Begeisterung nicht teilen. Nach dem Gespräch von gestern Abend hat Leon seinen Koffer gepackt und ist praktisch sofort anschließend schlafen gegangen. Der Abschied heute Morgen fiel kühl aus. Er gab mir einen Kuss und betrat, ohne sich umzusehen, den Lift, als habe er mich vergessen und sei mit den Gedanken bereits bei seinem nächsten Auftrag. Ich hatte kein gutes Gefühl, ihn so weggehen zu sehen.

Notgedrungen verdränge ich meine Sorgen. Vor mir

liegen drei unglaublich hektische Tage. Ich habe mir einen mörderischen Plan aufgestellt, um mich bloß nicht allein zu fühlen.

»Aber von jetzt an will ich mich mit dem Thema nicht mehr belasten«, füge ich hinzu, während ich mich aus Debby's Umarmung löse.

»Ja, das kann ich gut verstehen. Komm, setz dich doch, ich habe Tee gekocht.«

Ich nehme in einem der orangefarbenen Designer-Schalensessel Platz und suche in meiner Tasche nach den Zigaretten. »Ich kann leider nicht lange bleiben. Ich muss gleich wieder los.«

»Ach, das bin ich ja so langsam von dir gewöhnt!«, ruft sie aus der Küche. »Immer in Hektik, sehr ungesund.«

Debby kehrt mit zwei Gläsern Tee zurück und setzt sich mir gegenüber. Sie schlägt die Beine übereinander. Schon beim Hereinkommen ist mir aufgefallen, dass sie für ihre Verhältnisse regelrecht schlampig aussieht. Sie trägt eine dunkelblaue Jogginghose mit Bootcut-Schnitt und eine enge, etwas zerknautschte Trainingsjacke in der passenden Farbe. Ihre blonden Haare mit den auffälligen roten Strähnen glänzen nicht so wie sonst. Vielleicht hat sie noch keine Zeit gehabt, sie zu bürsten oder zu föhnen. Auch Make-up hat sie keines aufgelegt, weshalb ihre Augen ein wenig müde wirken und die Haut darunter fahl. Es macht sie zugänglicher, menschlicher.

»Ich habe mir die kommenden Tage so vollgefüllt wie nur

irgend möglich«, erkläre ich ihr, »damit ich keine Zeit zum Nachdenken habe.«

»Es sind doch nur drei Tage, die überstehst du schon. Vor ein paar Monaten war Leon erst zwei Wochen in Italien, kam völlig erschöpft zurück und musste dann sofort wieder weiter nach Berlin. So geht das eben, wenn man ein Star ist.«

Vorsichtig trinke ich einen Schluck von dem Tee. »Bestimmt gewöhne ich mich irgendwann daran, aber im Moment gefällt es mir nicht. Leons Wohnung ist wunderschön – die Perserteppiche, das schicke Sofa, die Küche -, aber durch die unverputzten Wände und die Metallträger unter der Decke fühle ich mich eher wie in einer Fabrik als wie zu Hause. Ich bin auch nicht daran gewöhnt, dass es überhaupt keine Trennwände und Türen gibt. Es ist so offen, nirgends hat man Rückendeckung. Und mir fehlen die Gardinen vor den Fenstern. Ich bin von Natur aus nicht ängstlich, aber diese schwarzen Löcher, die man abends unwillkürlich anstarrt, sind doch nicht das Wahre. Und wenn ich allein bin, höre ich jedes Geräusch.« Ich schaue sie an. »Entschuldige, ich sollte nicht so herumjammern.«

»Ach was, ich kann dich nur zu gut verstehen. Bleibst du die nächsten Tage in Amsterdam?«

»Ja, ich glaube schon. Ich muss gleich in die Werkstatt, die du mir empfohlen hast, wegen der Paneele, dann weiter zu Taco. Mittags will ich versuchen, bei meinen

Eltern auf eine lasse Katze vorbeizuschauen, und danach bin ich bis etwa sechs Uhr für Joost und Rolf beschäftigt. Es hat ein Problem mit dem Stoff gegeben.«

»Was denn für eines?«

»Der Stoff, den sie ausgesucht haben, ist nicht vorrätig und kann erst in frühestens drei Wochen geliefert werden. Ich muss neue Muster beim Polsterer abholen und Joost und Rolf daraus einen anderen auswählen lassen. Danach muss ich noch zu der Firma, die die Leuchtdioden in die Wandpaneele einsetzt ...« Ich starre mit leerem Blick vor mich hin. »Morgen und übermorgen bin ich auch von morgens bis abends unterwegs. Diesmal aber hauptsächlich hier in der Gegend. Ich muss ...«

»Margot«, unterbricht sie mich. »Weißt du eigentlich, wie abgehetzt du klingst? Du erinnerst mich ja an das weiße Kaninchen aus *Alice im Wunderland*.«

»Aber ich habe gerade erst angefangen. Ich möchte alles so perfekt wie möglich erledigen, ich darf gar nicht daran denken, was passiert, wenn ich meine ersten beiden Aufträge vermassele.«

»Jetzt mal im Ernst. So geht es nicht weiter.« Sie steht auf, stellt sich hinter mich und legt mir die Hände in den Nacken. Mit beiden Daumen fährt sie in langsamen, kreisenden Bewegungen an meiner Brustwirbelsäule entlang, dann an meinen Nackenwirbeln. »Lass mich mal. Du bist ja ganz verspannt«, flüstert sie.

Ich lasse es zu. Wie sie es anstellt, ist mir ein Rätsel, aber

sie tritt genau die richtigen Stellen. Mir wird warm, und ich entspanne mich.

»Besser so?«

»Ja, das tut gut!«

»Du bist wirklich viel zu verspannt«, sagt sie leise, während sie weiterhin mit beiden Händen meinen Hals und meine Schultern knetet. »Lass deine Schultern mal herunterhängen. Du ziehst sie immer hoch. Das musst du vermeiden, sonst bekommst du später Probleme.«

»Ich weiß, dass ich das tue. Ich sollte mehr darauf achten, aber es passiert automatisch.«

»Du hast viel mitgemacht in letzter Zeit.«

»Ja, aber hauptsächlich Positives«, erwidere ich. »Davon dürfte ich doch nicht so gestresst sein.«

»Auch positiver Stress ist und bleibt Stress. Du hast deine Arbeitsstelle gekündigt, du hast einen neuen Freund und bist mehr oder weniger in eine andere Stadt gezogen. Alles zusammen genommen ist das doch viel, oder? Du musst besser auf dich achtgeben, Margot. Dir mehr Zeit für dich nehmen, versuchen, dein Gleichgewicht zu finden.« Sie massiert den Hals aufwärts bis zum Kopf.

»Gut so?«

Ich schließe die Augen. »Wunderbar! Wie machst du das?«

Sie lacht. »Ich bin diplomierte Masseurin, aber ich wende mein Können viel zu wenig in der Praxis an. Und zwar absichtlich, denn auch ich mache mir selbst oft viel zu viel Stress, deswegen nehme ich das auch in die Hände.«

Stress, deswegen erkenne ich das auch in dir ... Also, heute Abend bin ich verabredet, aber morgen Abend habe ich noch nichts vor. Soll ich dann bei dir übernachten?«

»Ach was, ich brauche doch keinen Babysitter.«

»Schultern hängen lassen!«, befiehlt sie streng. »Nein, natürlich bin ich nicht dein Babysitter. Wir machen uns einen gemütlichen Abend. Einen richtig netten Frauenabend unter Freundinnen. Meine Güte, das habe ich auch seit Ewigkeiten nicht mehr erlebt! Erst gehen wir essen, danach etwas trinken, dann ein heißes Bad und dann ins Bett. Wie klingt das?«

»Sehr schön.« Bis auf das heiße Bad, denke ich bei mir.

»Gut. Ich hole dich um sieben Uhr ab, in Ordnung?«

Die ganze Entspannung durch Debbys Massage ist nach ein paar Stunden schon wieder verflogen. Auf den Straßen herrscht dichter Verkehr, und ich erhalte zahllose Anrufe. Vielleicht hat Debby recht, und ich bin zu gehetzt und nervös. Aber das alles ist noch so neu, und ich möchte es unbedingt richtig machen. Zwar habe ich noch keinen Vergleich, aber trotzdem glaube ich bis jetzt, dass alles gut läuft. Am Montag kommen die Handwerker, um die Inneneinrichtung des Ce Truc herauszureißen. Für den Sperrmüll und den Schutt habe ich einen Container bestellt, der abends wieder abgeholt wird. Am nächsten Vormittag kommt der Stuckateur, und nachmittags werden die Fliesen gelegt und die Baumstämme aufgestellt, sodass im Diner ab Mittwoch mit den

ausgestellt, sodass im Prinzip ab Mittwoch mit der Einrichtung und den Malerarbeiten begonnen werden kann. Zugleich werden auch die ersten Möbel geliefert. Zur Sicherheit bleibt das Ce Truc bis einschließlich Freitag geschlossen. Am Samstag findet ein Empfang mit geladenen Gästen statt, und erst abends wird das Restaurant offiziell wieder neu eröffnet. Die Planung ist nicht zu eng, eigentlich müsste alles klappen.

Bisher mache ich mir nur um eines Sorgen, nämlich, dass ich noch keinen Anschlussauftrag habe. Zwar kann ich mit dem Honorar der beiden Aufträge leicht drei Monate auskommen, das hat Richard mir vorgerechnet, aber was dann? Angenommen, es meldet sich niemand mehr?

Ich lasse meine Schultern absichtlich sinken, als ich in die Auffahrt meiner Eltern einbiege. Unbewusst hatte ich sie wieder hochgezogen bis zu den Ohren.

35

Als ich gestern aus Brabant zurückkehrte, traf ich Joost nicht im Ce Truc an. Stattdessen stand ein etwa zwanzig Jahre alter, mir unbekannter junger Mann mit flachsblonden Haaren in der Küche und rauchte eine Zigarette. Eine dunkelhäutige junge Frau mit auffälligen Sommersprossen im Gesicht rührte in zwei Töpfen. Beide schauten mich erstaunt an, als ich fragte, wo Joost sei. Joost und Rolf hatten einen Tag frei genommen, um zum Fallschirmspringen nach Texel zu fahren.

Heute ist Joost wieder zurück. Er erweist sich als

verständnisvoll, was die Stoffmuster angeht, und lässt mich eine Wahl treffen – das hätte ich gleich zu Anfang tun sollen, meint er. Einrichtung sei mein Metier. Er halte sich lieber an das Kochen.

»Das musst du wirklich mal probieren.« Joost schiebt mir einen Teller zu, dreht ihn ein wenig und wischt mit einer schnellen Bewegung einige Soßentropfen vom Rand. »Ich überlege, ob wir das ins Weihnachtsmenü aufnehmen.«

Ich schiebe meinen Terminkalender und mein Handy beiseite, um Platz zu machen. Auf dem Teller liegen zwei bleiche, Hühnchennugget-ähnliche Klopse mit verschiedenen Auswüchsen. Ich probiere einen Bissen. »Himmlich!«, sage ich mit vollem Mund. »Das ist wirklich gut. Was ist es?«

»Tempura Noix St. Jacques – frittierte Jakobsmuscheln auf japanische Art.«

»Eigentlich mag ich Meeresfrüchte gar nicht so gern, aber die schmecken mir wirklich gut.«

»Ich wusste es«, sagt Joost mit einem zufriedenen Lächeln und nimmt mir den Teller wieder weg.

In dem Augenblick fängt mein Handy an zu vibrieren. »Margot«, melde ich mich.

»Hallo, ich bin's, John. Rat mal, wo ich bin?« Es klingt, als würde er draußen vorbeigehen. Er atmet schnell, und ich höre Stadtgeräusche.

»Woher soll ich das wissen?«

»In Amsterdam. Wir sind hier diese Woche auf einer

Messe, aber ich muss heute Nachmittag nicht arbeiten und mache gerade die Innenstadt unsicher.«

»Ja, da hast du gerade noch gefehlt, John. Pass lieber auf dich auf.«

»Ich habe eben an dich gedacht. Ich wollte mich bei dir bedanken, weil du es so gelassen nimmst, dass ich auch zu der Feier komme. Dick hat gestern angerufen und mir Bescheid gesagt.«

»Gut zu wissen, dass mein eigener Bruder mit dir unter einer Decke steckt.«

»Ach, tut er das?«

»Ja. Ich habe Dick gesagt, dass es mir nichts ausmacht.«

»Das freut mich wirklich. Obwohl es mich auch ein wenig überrascht hat ... Sag mal, du hast mir doch neulich erzählt, dass du dabei bist, ein Restaurant neu einzurichten, und ich wollte dich fragen, ob man sich das irgendwo anschauen kann.«

»Nein, noch nicht, ich stecke noch mitten in den Vorbereitungen. Wir fangen erst Montag an.«

»Wo ist denn das Restaurant? Am Ende laufe ich vorbei, ohne zu wissen, dass du gerade darin arbeitest.«

»Ich bin zwar jetzt dort, aber es hat wenig Sinn, herzukommen. Es gibt noch nichts zu sehen.«

»Äh ... ehrlich gesagt habe ich da auch etwas auf dem Herzen, schon seit einer ganzen Weile. Ich muss wirklich mal mit dir darüber reden. Würde es dir passen, wenn ich jetzt vorbeikäme?«

Ich schaue auf die Uhr. In einer Dreiviertelstunde muss ich los, und vorher muss ich noch einige Telefonate erledigen. »Ja, aber wirklich nur ganz kurz.« Ich gebe John die Adresse und stecke das Handy in die Tasche.

Joost schaut mich interessiert an. »Ein neuer Kunde?«

»Nein, mein Exfreund. Er ist gerade in der Stadt und möchte mich sprechen.«

»Von Exfreunden sollte man sich fernhalten«, sagt er kurz angebunden.

»Der ist ungefährlich.«

»Gefährlich wird es gerade dann, wenn man sich der Gefahr nicht mehr bewusst ist.«

Ich ignoriere seine Bemerkung und setze mich an einen der Tische, um einige Lieferanten anzurufen.

Es vergeht fast eine halbe Stunde, bis ich Johns Gesicht an der Scheibe sehe. Er klopft ans Fenster und winkt, als er sieht, dass ich aufschaue.

»Ich lasse meine Sachen hier«, sage ich zu Joost, während ich rasch in meinen Mantel schlüpfte. »Du bist doch noch einen Moment da, oder?«

»Lass dir ruhig Zeit!«, ruft er sarkastisch aus der Küche.

Ich gehe hinaus und knöpfe erst meinen Mantel zu, ehe ich John begrüße. Ein wenig verlegen bleibt er vor mir stehen, als ob ich ihn womöglich beißen würde, wenn er mich auf die Wangen küsste.

»Und, worum geht's?«, frage ich gereizt.

»Sollen wir irgendwo etwas trinken gehen?« Weiße

Wörter steigen aus seinem Mund auf

Wolken steigen aus seinem Mund auf.

»Nein, tut mir leid, aber dafür habe ich keine Zeit. Ich muss in einer Viertelstunde los.«

»Sollen wir dann kurz reingehen?« Er zieht die Augenbrauen hoch und weist mit dem Kinn auf die Eingangstür des Ce Truc. »Es ist zu kalt, um hier draußen stehen zu bleiben. Oder möchtest du lieber ein Stück spazieren gehen?«

John sieht auffallend gut aus. Viel besser als bei unserer letzten Begegnung. Er hat zugenommen, sodass sein Gesicht wieder etwas voller geworden ist. Seine wirren, dunkelblonden Haare, die an den Schläfen schon stark ergrauen, sind kürzer geschnitten. Er trägt einen neuen Anzug und dazu einen außergewöhnlich geschmackvollen, dunklen Wollmantel. Ein technischer Leiter in seinem Geschäftsoutfit. John ist schon immer ein Messetier gewesen. Er muss diese Woche in seinem Element sein und hat bestimmt jede Menge Chancen bei den weiblichen Messebesuchern. Plötzlich sehe ich wieder den Mann vor mir, in den ich mich vor langer Zeit verliebt hatte. Ein seltsames Gefühl.

»Margot?«

Ich blicke auf. »Ja, lass uns reingehen. Aber ich trinke keinen Kaffee, ich muss wirklich gleich los.«

Wie erwartet kommt Joost sofort aus der Küche getänzelt, begrüßt John mit Handschlag und mustert ihn ausgiebig. Dann verschwindet er wieder in seinem Reich, regt sich eben so, dass ich seine weiße Schürze die

postiert sich aber so, dass ich seine weiße Schürze die ganze Zeit im Auge habe. Einerseits ärgere ich mich darüber, andererseits beruhigt es mich. Es geht Joost nichts an, was ich mit John zu besprechen habe, aber er ist so misstrauisch, dass er sich womöglich sonst was einbilden würde, wenn ich mit John zusammen wegginge. Solange wir hier sitzen, ist es klar, dass ich nichts zu verbergen habe.

»So, und jetzt raus mit der Sprache«, fordere ich, als wir einander gegenüber an einem kleinen Tisch sitzen.

John beugt sich nach vorn. »Ich habe ein Problem mit Papa.«

»Was ist denn mit ihm?«

»Als ich neulich bei euch zu Hause war, habe ich ihm versprochen, ihm beim Bau der neuen Kaninchenkäfige zu helfen. Er hat erzählt, Dick vertröste ihn schon seit Monaten. Jetzt vor Weihnachten habe er einfach zu viel zu tun. Und da hat er mich angerufen, und ...«

»Du willst Papa beim Bau der neuen Kaninchenkäfige helfen?«

»Ja, sehr gerne.« John wirft einen kurzen Blick zu Joost hinüber und schaut dann wieder mich an. »Papa ist nicht mehr der Jüngste, er schafft nicht mehr so viel wie früher. Ich würde ihm gerne helfen.«

»Dann tu das.«

Er zieht die Augenbrauen hoch. »Bist du dir sicher? Das bedeutet, dass ich in nächster Zeit praktisch jeden Sonntag bei euch zu Hause sitze. Bist du dir darüber im

Sonntag bei euch zu Hause sitzt. Bist du dir darüber im Klaren?«

»Ja, darüber bin ich mir im Klaren.« Und über noch viel mehr. Unter anderem, dass ich gerade meinen eigenen Bann gegen John aufgehoben habe und ihm fortan auf allen Feiern, Grillfesten und Geburtstagen begegnen werde. »Es macht mir nichts aus.«

»Beim letzten Mal hast du dich aber ganz schön aufgeregt.«

»Ja, damals fand ich es respektlos. Und das war es auch. Aber inzwischen habe ich meine Meinung geändert.«

»Und warum?«

Ich seufze tief und fahre mit einem Fingernagel eine zackige Furche im Holz des Tisches nach. »Ich habe nichts mehr gegen dich. Ich habe mir oft genug gewünscht, du würdest unter einen Zug geraten. Du und Mieke mit dir ... Aber durch die Ereignisse in letzter Zeit ... meine neue Arbeit, meinen neuen Freund ... habe ich erkannt, dass ich auch nicht immer einfach gewesen bin.«

»Ich habe mich wie ein Idiot benommen.«

»Stimmt.« Ich kratze an meiner Augenbraue. »Aber wir sollten jetzt nicht mehr darüber reden. Es ist vorbei. Ich bin jetzt glücklich, du hoffentlich auch. Wenn du Papa gerne mit seinen Käfigen helfen willst, dann solltest du das einfach tun.«

»Kommst du auch zu der Feier?«

»Ja, natürlich.«

»Und dein Freund?«

7701M 00011 1 0001M: \

»Der auch«, lüge ich. Leon hat noch immer nicht zugesagt.

»Schön. Ich möchte ihn gerne kennenlernen.«

Ich schaue auf die Uhr. »Ich muss jetzt wirklich weg.«

John springt auf und haucht mir einen keuschen Kuss auf die Wange. »Danke. Du bist wirklich eine bemerkenswerte Frau, Margot.« Er blickt sich um. »Ich wünsche dir viel Erfolg diese Woche.«

Als er zur Tür hinausgeht, sehe ich Joost in die Küche huschen.

Das italienische Restaurant, in das Debby mich schleift, ist über zwei Etagen hinweg mit lärmenden Essern aller Altersgruppen gefüllt. Die Wände sind beigefarben, und überall hängen Kupfergegenstände und Gemälde. Die Deckenbalken weisen denselben Farbton auf wie die Holzmöbel, was eine angenehme, warme Atmosphäre schafft. Die Ober sprechen durchweg nur gebrochen Niederländisch.

Debby schenkt uns noch ein Glas Chianti ein. Ihre Haare glänzen wieder, wie ich es von ihr gewöhnt bin, und sie trägt eine tief ausgeschnittene, weiße Bluse. Ich will es mir nicht so recht eingestehen, aber irgendwie fühle ich mich immer noch ein bisschen eingeschüchtert von ihr.

Ich gabele einen Bissen von den hausgemachten Nudeln auf. »Hast du eigentlich einen Freund?«

»Nein, nicht mehr. Ich bin bei verschiedenen Partnerbörsen im Internet angemeldet, aber ich will keine ernsthafte Beziehung mehr. Diese Phase habe ich hinter mir. Ich will nur noch Spaß haben.«

»Wieso hast du diese Phase hinter dir?«

Sie zuckt mit den Schultern. »Wenn man in meinem Alter nach einer ernsthaften Beziehung Ausschau hält, wird einem schnell klar, dass die Auswahl unter den über Dreißigjährigen ziemlich klein ist. Man kann nicht mehr viel verlangen. Die netten Männer sind alle verheiratet. Obwohl sie einem das nicht unbedingt verraten ... Es gibt Typen, die holen dich mit einer Rose zwischen den Zähnen von zu Hause ab, haben aber vergessen, den Kindersitz aus dem Auto zu nehmen. Sie erzählen dir nichts als Lügen, und zwar so durchsichtige, dass es fast schon wieder süß ist.«

Ich muss lachen. »Das ist nicht dein Ernst, oder?«

»Doch, leider. Ich dachte, es würde besser werden, wenn ich mich bei den Partnerbörsen abmelde und nur noch auf den Kontakt-Sites mein Profil hinterlasse, du weißt schon. Ich hoffte, Gleichgesinnte zu finden, Männer, die genau wie ich keine feste Beziehung mehr wollen, sondern eine Freundin suchen, mit der sie mal ins Kino oder einen trinken gehen können – und alles andere natürlich, ich bin schließlich auch nur ein Mensch. Nun, ich habe mich geirrt.« Sie lächelt verhalten. »Gerade in dem Bereich wimmelt es von geilen Ehemännern und

Vielleicht Sie wollen mir schreiben. Sie können das

valent. Sie wollen nur schnellen Sex, um ihr angeknackstes Selbstwertgefühl zu stärken, oder sie suchen heimlich nach etwas Besserem als dem, was sie zu Hause auf dem Sofa sitzen haben. Einfach armselig ist das.«

Sogar aus der Nähe wirkt Debby fast überirdisch perfekt. Ihr Gesicht weist keine einzige Falte und nicht die geringste Unebenheit auf, als wäre sie künstlich erschaffen und nicht als Mensch geboren worden, als wäre sie erst heute Morgen nagelneu und unbeschädigt aus der Fabrik gerollt. Ich kann mir vorstellen, dass eine Frau mit ihrem Aussehen von Männern begehrt wird, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass sie auf normalem Wege keinen kennenlernt. Höchstens deshalb, weil die Männer sich in ihrer Gegenwart genauso unbehaglich fühlen wie ich. »Lernst du denn nicht über deine Arbeit nette Männer kennen?«

»O doch, ich kann mich eigentlich nicht beklagen. Mich stören nur diese übermütigen Familienväter. Meistens sortiere ich sie schon vorher aus, aber manchmal schlüpft mir doch einer durchs Netz. Und der verdirbt mir dann den ganzen Abend.«

»Aber das ist doch nicht die Ursache dafür, dass du nicht mehr auf der Suche nach einer stabilen Beziehung bist?«

»Nein, natürlich nicht. Ich habe vier Mal mit Freunden zusammengewohnt, aber jedes Mal nur für kurze Zeit. Stetigkeit ist wohl nichts für mich.« Sie schaut mich mit ihren großen blauen Augen unter den langen Wimpern

ihren großen blauen Augen unter den langen Wimpern eindringlich an. »Ich jage gern. Aber es darf nicht zu einfach gehen, dann verliere ich das Interesse. Ich liebe die Herausforderung. Ungewöhnlich, oder, für eine Frau?«

»Ach«, sage ich und kratze das letzte bisschen Soße von meinem Teller. »Da bist du wahrscheinlich nicht die Einzige.«

Sie langt über den Tisch und legt ihre Hand auf meine. »Ich bin froh, hier zu sitzen, mit dir zusammen. Es ist lange her, dass ich mit einer Freundin ausgegangen bin. Nach Edith dachte ich, ich würde nie mehr jemanden finden, mit dem ich mich gut verstehe.«

»Wart ihr eng befreundet?«

Sie nickt. »Wir haben uns verstanden, ohne große Worte zu machen. Leon ist nach ihrem Tod in ein tiefes Loch gefallen, aber ich ebenso, und ich hatte niemanden, mit dem ich darüber reden konnte. Richard hat sich völlig abgeschottet und tat einfach so, als wäre nichts geschehen. Mit Marianne habe ich sowieso kaum Kontakt, und Leon ... na ja, du weißt ja, wie er ist.«

»Hatte Edith denn außer euch keine Freunde?«

Debby schüttelt den Kopf. »In den letzten Monaten vor ihrem Tod hat sie sich durch ihr eigenwilliges Verhalten nicht gerade beliebt gemacht. Im Grunde wollte sie die Leute nur ein wenig triezen, das tat sie gern, aber nicht jeder akzeptierte das oder verstand, worauf sie hinauswollte. Schade, dass du sie nicht gekannt hast.«

innahat wollte. Gerade, dass du sie nicht gekannt hast.«

Der Ober erscheint, räumt den Tisch ab und kehrt mit den Dessertkarten zurück.

Debby lässt meine Hand los. »Für mich war es sehr schlimm, dass ich sie nach ihrem Tod nicht mehr sehen durfte. Obwohl es kein schöner Anblick gewesen sein muss, hätte ich sie vielleicht noch malen können. Die Beerdigung hat ihre Familie ganz und gar an sich gerissen. So kam es schließlich, dass wir von genau den Leuten, die Edith aus tiefstem Herzen gehasst hatte, daran gehindert wurden, ihr auf unsere Weise das letzte Geleit zu geben. Ihre Eltern und ihre Brüder saßen in der ersten Reihe. Hauptsächlich schämten sie sich für Edith, denn was sie getan hatte, war eine Sünde. Uns beachteten sie gar nicht, als wären wir an allem schuld. Sie gaben Leon nicht mal die Hand. Eine schreckliche Trauerfeier, ein furchtbarer Tag.«

»Ich möchte jetzt lieber nicht mehr darüber reden«, sage ich, als sie eine Pause einlegt. »Ich kann mir vorstellen, dass du das gerne loswerden willst, aber für mich fühlt es sich ein wenig wie ...«

»Verrat an Leon an«, ergänzt sie. »Entschuldige, du brauchst es mir nicht zu erklären. Ich habe gar nicht mehr daran gedacht. Hast du noch Platz für ein Eis? Das Eis hier ist wunderbar, vor allem das Zitroneneis.«

Nach Debby's Geschichte von Edith's Beerdigung ist mir der Appetit vergangen. Ich fühle mich ein wenig bedrückt.

»Ich hätte lieber einen Cannuccino«, erwidere ich matt

»Ich habe lieber einen Cappuccino«, erwiderte ich ihm.

»Ja, der ist auch gut. Aber ich nehme das Zitroneneis. Mit einem kleinen Likör dazu. Du auch einen? Hier gibt es wunderbaren Nusslikör.«

Zwei Gläser Wein, einen Nusslikör und zwei Stunden später stolpern wir kichernd wie Schulmädchen aus dem Lift. Ich öffne die Tür, und Debby schaltet die Lichter ein.

»Ich nehme noch schnell ein Bad«, sagt sie und geht ohne zu zögern auf die Wand zu, die das Badezimmer vom Rest der Wohnung trennt.

»Wenn es dich nicht stört, lege ich mich schon mal hin.«

Sie bleibt stehen. »Du möchtest schon schlafen gehen?«

»Ja, es ist schon fast halb eins, und ich muss morgen früh um sieben wieder raus. Es war wirklich sehr nett, und ich danke dir für den schönen Abend, aber ich habe einen mörderischen Terminplan, und wenn ich jetzt noch länger aufbleibe, läuft morgen alles schief.«

Erst sagt Debby nichts, als sei sie unsicher, wie sie mit der Situation umgehen soll. Dann meint sie: »Ach ja, natürlich, ich habe gar nicht mehr daran gedacht. Du bist natürlich an das Sprudeln und Blubbern gewöhnt, aber ich habe zu Hause nur eine Dusche, und wenn es irgendwie geht, bade ich hier. Vorausgesetzt, es stört dich nicht.«

»Nein.« Ich gähne und reibe mir über das Gesicht.
»Mach nur.«

Erst als ich das Wasser rauschen höre, ziehe ich meine

Kleider aus und zwänge mich in eines von Leons 1-Shirts, das mir bis zu den Oberschenkeln reicht. Dann schlüpfte ich unter die Bettdecke. In der Stille lausche ich den Geräuschen aus dem Badezimmer. Ich höre, wie Debby ein Schränkchen aufzieht und schließt. Dann, erst nach etwa zehn Minuten, höre ich Plätschern. Ich müsste lügen, wenn ich sagen würde, ich sei nicht neugierig darauf, wie Debby nackt aussieht – wahrscheinlich genauso perfekt wie angezogen. Aber um das herauszufinden, müsste ich zu ihr in die Badewanne steigen, und das käme mir ein bisschen merkwürdig vor. Vielleicht bin ich hoffnungslos altmodisch, prüde oder wie auch immer. Vielleicht bin ich verkrampft, und Debby ist um einiges freier, spontaner. Schon seit jeher gehen Frauen gemeinsam in die Sauna, und zwar unbedeckt. Auch Männer duschen nach dem Sport gemeinsam. Trotzdem widerstrebt mir die Vorstellung, mir mit Debby eine Badewanne zu teilen. Ihr gegenüberzusitzen und ... dann? Ich wüsste gar nicht, wo ich hinschauen sollte. Es käme mir zu intim vor.

Ich schlinge meine Arme um das Kissen und atme Leons Geruch tief ein. Ein dummes, leeres Gefühl steigt in mir auf, als würde ich gleich in Tränen ausbrechen. Jetzt, wo ich ihn rieche, aber allein im Bett liege, merke ich erst, wie sehr ich ihn vermisse. Vielleicht kann ich seine Abwesenheit durch Debby noch schlechter ertragen. Wider besseres Wissen ziehe ich mein Handy aus der Tasche der Hose, die auf dem Boden neben dem Bett liegt, und schaue auf das Display. Nein, keine SMS. Das

liegt, und schaue auf das Display. Nein, keine SMS. Das überrascht mich nicht: Leon schickt mir nie SMS. Trotzdem hatte ich gehofft, dass er heute, nach dem kühlen Abschied am Morgen, eine Ausnahme machen würde. Ich selbst will ihm keine Nachricht schicken. Wenn er nicht darauf antwortet, wirft mich das in den nächsten Tagen zu sehr aus der Bahn und ich schaffe meine Arbeit nicht. Mir ist vollkommen klar, dass ich mich schon wieder abhängig mache. Das hatte ich eigentlich nicht vor, es ist nicht gesund. Einfach nicht gut. Aber ich weiß nicht, was ich tun soll, um es zu verhindern.

Eine gute halbe Stunde liege ich da, starre auf den Wecker und sehe jede einzelne Minute an mir vorbeiziehen.

Als Debby mit einem Handtuch wie einen Turban um den Kopf auf das Bett zukommt, kneife ich die Augen fest zu und bleibe still liegen. Ängstlich warte ich ab, ob sie vielleicht einen Annäherungsversuch macht, aber sie zieht nur die Decke ein Stück zu sich hinüber. Schon bald höre ich nur noch ihre regelmäßigen Atemzüge.

Ich finde es unvorstellbar, dass Leon sich nicht zu Debby hingezogen fühlt. Sie hat einen erschreckend schönen Körper.

36

»Wie war's in Dänemark?«

»Ziemlich dänisch.« Leon schmiegt sich an mich und streicht mit seiner Wange an meiner entlang. »Und

ziemlich kalt und ungemütlich ohne eine gewisse rothaarige, mollige junge Dame.«

Mir fällt ein Stein vom Herzen. Drei Tage lang sind meine Gefühle wie ein Jojo von einem Extrem ins andere geschwungen, aber alles war vergessen, als ich ihn hereinkommen sah, mit seinem langen schwarzen Mantel und dem umwerfenden Grinsen im Gesicht.

»Hast du mich vermisst?« Er kraut mich in den Nackenhaaren und küsst mich auf den Mund.

Ich murmele etwas Unverständliches und hoffe, dass er kein »Ja« heraushört. Das gönne ich ihm nicht so ohne Weiteres.

Leon löst sich von mir. »Ich brauche unbedingt eine Tasse Kaffee. Richard bestimmt auch.«

Richard hat uns amüsiert beobachtet. Er kommt einen Schritt auf mich zu und küsst mich auf beide Wangen. »Hallo, meine Liebe, hast du die Tage ohne deinen Freund gut überstanden?« Seine Augen funkeln.

»Sehr witzig.« Ich gehe in die Küche zur Espressomaschine. »Ich hatte zum Glück genug zu tun. Am Montag wird die alte Einrichtung bei Rolf und Joost rausgerissen.«

Leon zieht seinen Mantel aus, wirft ihn über das Sofa, nimmt einen Stapel Post vom Wohnzimmertisch und konzentriert sich ganz darauf. Schon wieder muss ich ihn teilen, diesmal mit Rechnungen und Einladungen.

»Gut«, sagt Richard. »Das höre ich gern.« Er gesellt sich

zu mir und hilft mir mit dem Zucker und der Milch. »Hör mal, ich habe in Dänemark mit dem Eigentümer einer Restaurantkette gesprochen, der mehrere japanische Restaurants eröffnen will.«

»In Dänemark?«

»Nein, hier in den Niederlanden. Aber das spielt im Prinzip gar keine Rolle. Die Betreiber haben bereits ganz bestimmte Vorstellungen davon, wie der Stil und die Atmosphäre werden sollen, aber sie suchen noch jemanden, der ihre groben Pläne detailliert ausarbeitet. Ich dachte, das sei vielleicht ein netter Job für dich, so für zwischendurch. Du könntest schön von zu Hause aus arbeiten und würdest gut bezahlt. Ich habe gesagt, du würdest sie anrufen. Und ich habe noch etwas. Warte mal.« Aus seiner Jackentasche zieht er einige Visitenkarten. Er mischt sie mit beiden Händen wie Spielkarten und liest mit gerunzelter Stirn. »Ein Ferienpark in Zeeland will einige seiner Häuser neu einrichten. Der Bruder des Eigentümers ist Kunsthändler, ich kenne ihn schon seit Jahren, ein vertrauenswürdiger Typ. Ich hatte ehrlich gesagt so meine Bedenken, ob das interessant genug für dich wäre, aber du musst einfach selbst sehen, was du daraus machst.«

»In meiner jetzigen Phase kann ich es mir noch nicht erlauben, wählerisch zu sein.«

Er zieht eine Augenbraue hoch. »Ich wollte dir eigentlich raten, dir nur die Rosinen rauszupicken. Dadurch baust du

dir einen guten Ruf auf. Es ist wie bei einem Schauspieler: Der kann sich auch nicht erlauben, jede Rolle anzunehmen, die ihm über den Weg läuft. Er muss an sein Image denken. Aber nun ja ...« Er legt die Visitenkarten auf die Anrichte. »Diese Chance ist mir ganz zufällig über den Weg gelaufen, und die wissen auf jeden Fall, wer du bist, ich habe dich in den höchsten Tönen gepriesen. Du musst selbst entscheiden, ob du dich meldest oder nicht.«

»Vielen Dank«, sage ich und lege kurz die Hand auf seinen Arm. »Ich weiß es wirklich zu schätzen, was du für mich tust.«

Er zuckt mit den Schultern. »Ich brauche gar nicht viel zu tun. Wenn es dir gut geht, geht es auch Leon gut. Und du solltest deine hübschen Hände nicht in den Schoß legen, sonst langweilst du dich doch nur.«

Ich schaue an ihm vorbei hinüber zu Leon. Er hat sich aufs Sofa gesetzt und ist ganz in seine Korrespondenz vertieft. Er ist aus seinen Westernstiefeln herausgeschlüpft und hat seine Füße auf den Tisch gelegt.

Ich wünschte, Richard würde gehen. Ich möchte mit Leon allein sein und mich zu ihm aufs Sofa setzen. Aber nicht nur deswegen stört mich Richards Anwesenheit. Richard hilft mir, neue Kunden zu finden, und hat mir einen guten Start ermöglicht, dafür bin ich ihm auch mehr als dankbar, aber der Gedanke an Marianne, die in diesem Haus im Polder die Wände hochgeht, lässt mich nicht mehr los. Richard ist mit Leon zusammen direkt vom

Flughafen Schiphol gekommen, erweckt aber nicht den Eindruck, sofort oder wenigstens in Kürze aufbrechen zu wollen. Angerufen hat er seine Frau bis jetzt auch nicht. »Apropos langweilen ...«, bohre ich vorsichtig. »Bist du eigentlich schon zu Hause gewesen?«

Er zieht seine hellblonden Augenbrauen hoch. »Zu Hause?«

»Ja, zu Hause. Bei Marianne und Lola.«

Er blickt mich starr an. »Nein, warum?«, erwidert er barsch. »Warum fragst du überhaupt?«

»Ach, nur so. Ich dachte nur gerade an sie. Ich könnte mir vorstellen ...«

»Marianne erwartet mich nicht vor acht Uhr«, unterbricht er mich gereizt.

Aber ich lasse mich nicht so leicht ins Bockshorn jagen. Ich reiche ihm eine Tasse Kaffee, und während ich Leon die andere bringe, frage ich: »Begleitest du Leon eigentlich immer? Ich meine, auf all seinen Reisen ins Ausland?«

»Nein, nicht immer, aber wenn es irgend geht, dann schon. Da erfährt man so einiges, jedenfalls mehr, als wenn ich zu Hause auf meinem Hintern sitzen bliebe. Übrigens, Margot, ich habe gehört, dass dich dein früherer Freund in Rolfs Restaurant besucht hat.«

Ich stelle den Kaffee vor Leon auf den Tisch und setze mich neben ihn. »Ja, stimmt, John, mein Exfreund. Er musste diese Woche nach Amsterdam zu einer Messe.«

Neben mir knallt Leon die Post auf den Tisch, wühlt in seinen Taschen, zieht eine Zigarette aus einem Döschen

seiner Tasche, zieht eine Zigarette aus einem Packchen und zündet sie an.

Da erst erfasse ich so richtig, was Richard gerade gesagt hat. »Von wem weißt du das eigentlich?«

»Von Joost. Er war ziemlich begeistert von ihm. Ein schöner Mann, um es mit seinen Worten auszudrücken.«

Ich zucke zusammen. Ich hatte eigentlich vor, Leon selbst von Johns Besuch zu erzählen, und so wie Richard es darstellt, klingt es danach, als hätte ich ein geheimes Rendezvous gehabt. »Ich weiß wirklich nicht, warum Joost dir das erzählt hat. Es hat doch gar nichts zu bedeuten.«

Richard schaut Leon an, dann wieder mich. »Ach, hat sich Joost vielleicht verplappert?«

»Natürlich nicht. Ich habe nichts zu verbergen.« Ich hebe den Kopf, werde aber von Sekunde zu Sekunde nervöser. Richard drängt mich in die Verteidigung, obwohl es gar nichts zu verteidigen gibt. Außerdem geht es ihn gar nichts an, ob ich mich mit John unterhalten habe oder nicht. Ich hätte nicht einmal auf seine Anspielung zu reagieren brauchen. Aber neben mir sitzt Leon da wie erstarrt. Ich spüre seine extreme Anspannung.

»Ich bin schon seit längerer Zeit nicht mehr mit John zusammen«, erkläre ich Richard. »Anfangs war ich wirklich böse auf ihn und wollte ihn nicht sehen, aber inzwischen betrachte ich ihn mehr als einen Freund, einen guten Bekannten.«

»Wie glücklich war man immer, einen guten alten

»Wie praktisch, wenn man immer einen guten alten Bekannten bei der Hand hat«, erwidert Richard sarkastisch. Er trinkt einen Schluck von seinem Kaffee und schweigt.

Leon schaut mir ins Gesicht, mit wütendem Blick. »Vielleicht habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt, als ich sagte, dass ich nicht will, dass du ihn besuchst. Damit meinte ich automatisch auch, dass er dich nicht besuchen soll!«

Ich springe auf. »Jetzt komm schon, Leon! So ein Unsinn, das geht wirklich zu weit!« Verwirrt suche ich Richards Blick, aber der scheint sich plötzlich nur noch für seine Fingernägel zu interessieren.

»Er hat mich gestern angerufen, weil er wegen einer Messe nach Amsterdam musste«, fahre ich fort. »Er hatte zwischendurch einen Nachmittag frei, ist durch die Stadt geschlendert und hat sich daran erinnert, dass ich ein Restaurant in der Innenstadt neu einrichte. Er hat sich gelangweilt und war neugierig darauf, was ich jetzt so treibe.«

»Na klar.«

»Es war einfach nur Interesse an meiner Arbeit, sonst nichts. Außerdem will er meinem Vater beim Bau neuer Kaninchenställe helfen und hat mich gefragt, ob ich damit einverstanden sei. Das war doch nur nett von ihm?«

»Ich sehe das ganz anders: Kaum bin ich von der Bildfläche verschwunden, schwupps, taucht John in Amsterdam auf. Dein zufällig natürlich.«

Anstehen! Paul, kein Zugang natürlich!«

Ich verdrehe die Augen. »Jetzt denk doch mal nach. Wenn ich mich heimlich mit meinem Ex verabreden wollte, würde ich es dann ausgerechnet im Ce Truc tun?« Wieder schaue ich ängstlich zu Richard hinüber. »Können wir uns nicht später darüber unterhalten, wenn Richard gegangen ist?«

»Ich muss sowieso los«, sagt Richard und steht auf.

»Von mir aus brauchst du nicht zu gehen«, erwidert Leon.

»Schon gut. Wir sehen uns morgen. Halt die Ohren steif.« Einen Moment lang ruht sein Blick auf mir. »Tut mir leid, ich wusste nicht, dass ich da ein Problem berührt habe.«

Sobald ich die Tür zuklappen höre, sage ich: »Das ist doch wirklich absurd!«

»Ich habe dir schon mal gesagt, ich will, dass du dich von diesem Typen fernhältst!«

»Das kannst du nicht verlangen, er gehört zur Familie. Außerdem kennst du ihn doch gar nicht, wie kannst du also über ihn urteilen?«

»Weil ich das aufgegabelt habe, was er übrig gelassen hat, und es erst mal wieder zurechtbiegen und zusammenflicken musste«, erwidert er, blanken Sarkasmus im Gesicht. »Das sagt doch genug darüber aus, wie ›nett‹ er ist.«

Ich schließe die Augen und zähle bis zehn, lege die Hand auf den Mund. Ich will keinen Streit. Nicht jetzt. Ich bin

so froh, dass Leon wieder da ist, ich hatte schon allerlei Pläne geschmiedet, und jetzt das. »Ich möchte mich nicht mit dir streiten«, sage ich leise.

Leon steht vom Sofa auf und tritt ans Fenster.

»Du machst aus einer Mücke einen Elefanten«, sage ich.
»John ist ... einfach eine Person aus meiner Vergangenheit. Wovor hast du Angst?«

Mit einem Ruck dreht er sich um. »Angst? Du hast wohl nicht mehr alle Tassen im Schrank oder was? Dein Ex besucht dich hier in Amsterdam. Er wanzt sich nicht nur an deine Familie ran, sondern auch an dich. Und das soll ich normal finden? Ich kann den Typen nicht leiden, Margot. Er pisst in mein Territorium.« Leon reißt seinen Mantel vom Sofa und marschiert zur Tür.

»Wo willst du denn hin?«

»Frische Luft schnappen. In der Zwischenzeit kannst du in Ruhe darüber nachdenken, was dir wirklich wichtig ist.«

Die Tür fällt mit einem Knall hinter ihm ins Schloss.

Bestimmt zehn Minuten lang starre ich ins Leere, nicht in der Lage, irgendetwas zu unternehmen oder auch nur meine Gedanken zu ordnen. Anschließend ziehe ich die Beine an, schlinge meine Arme darum und lege das Kinn auf die Knie. Wanzt John sich wirklich an mich heran? Und wenn ja, ist das normal, oder ist Leon einfach nur krankhaft eifersüchtig? Ich weiß es einfach nicht. Richard hat mich kritisiert. Leon ebenfalls – haben sie recht? War

hat mich kribbelt, Leon beschuldigt mich sie nicht. Was es falsch, mich mit John zu treffen? Ich will nicht, dass John zu einem Problem wird, wie Richard es andeutete, das ist er nicht wert. Aber im Grunde ist es schon zu spät. Und jetzt sitze ich alleine hier und kämpfe gegen die Tränen, nachdem ich mich drei Tage lang so sehr nach Leons Heimkehr gesehnt hatte.

Zwei quälend lange Stunden später höre ich den Schlüssel in der Haustür. Ich springe vom Sofa und laufe auf ihn zu. »Entschuldige!«

Er nimmt mich in die Arme. »Zicke«, flüstert er mir ins Ohr. »Ich will mich nicht mit dir streiten. Ich will mit dir schlafen.«

»Und ich mit dir.«

»Warum machst du dann so einen Quatsch?«

»Weil es mir gestern nicht wie Quatsch vorkam. Jetzt schon.«

»Hör zu. Du gehst morgen auf diese Scheißfeier. Danach will ich nichts mehr von dem Typen hören. Kein Wort mehr über John.« Er fasst mich am Kinn und schaut mich an. »Kann ich mich darauf verlassen, Prinzessin?«

»Du kannst dich darauf verlassen«, antworte ich und streichele ihm mit beiden Händen über das Gesicht.

Er grinst. »Dann zeig mir jetzt mal, wie sehr du mich begehrt.«

Ich stehe vor dem Schrank, gehe meine Kleider durch und weiß nicht, was ich anziehen soll. Trotz der Hektik in den letzten Tagen habe ich es geschafft, mir etwas Neues zu kaufen. Ziemlich gewagt. Offiziell für die Feier heute Abend, inoffiziell für Leon. Ich hätte mich niemals getraut, diese Kombination auszuwählen, wenn ich mich in der Umkleidekabine nicht durch seine Augen betrachtet hätte, wenn ich mir nicht im Bruchteil einer Sekunde sein Nicken und das ansatzweise Lächeln vorgestellt hätte. Aber wenn ich die neuen Sachen anziehe, könnte das Leons Eifersucht erneut anstacheln. Er könnte es so auslegen, als zöge ich sie für John an. Die Rosenbluse vielleicht? Aber die habe ich bei unserem ersten Treffen getragen, die scheidet also auch aus.

So ein Mist. Ich hätte mich wirklich gefreut, wenn Leon mich auf die Feier begleitet hätte, aber er weigert sich strikt. Und nach den gestrigen Ereignissen wage ich es nicht einmal mehr, das Thema zur Sprache zu bringen.

»Was stehst du da so herum?«, fragt Leon. Er liegt in einem weiten T-Shirt auf dem Sofa, liest in einer Zeitschrift und schaut mich von der Seite an.

»Ich weiß nicht, was ich anziehen soll.«

»Du hast doch erzählt, du hättest dir etwas Neues gekauft.«

»Stimmt.«

»Warum ziehst du das nicht an?«

»Es war für den Fall gedacht, dass du mitgehst. Wenn du

zu Hause bleibst, muss ich mir etwas anderes einfallen lassen.«

»Ist es denn so spektakulär? Zieh es doch mal an.«

Ich hole meine neuen Sachen aus dem Schrank, beiße die Preisschilder und Kärtchen ab und zwänge mich hinein. Drehe mich danach um und gehe ein paar Schritte auf und ab, die Hände in die Taille gelegt.

Er zieht an seiner Zigarette. Bläst den Rauch langsam aus. »Stimmt. Darin lasse ich dich nicht allein auf die Feier gehen.«

»Danke. Echt klasse. Jetzt fällt mir überhaupt nichts mehr ein.«

Mit einem Seufzer steht er vom Sofa auf und wirft die Zeitschrift auf den Tisch. »Bleib so, wie du bist.«

Erstaunt schaue ich ihn an. »Wieso?«

»Ich komme mit.«

»Bist du sicher?«

»Nein. Und ich habe auch nicht die geringste Lust dazu. Ich darf gar nicht daran denken, dass ich heute den ganzen Abend auf einem verflixten Familienfest bei Van der Valk in Brabant Geselligkeit heucheln darf. Aber was sein muss, muss sein.«

»Du stammst doch selbst aus Brabant.«

Er zieht wieder an seiner Zigarette und kneift kurz die Augen zusammen. »Deshalb weiß ich ja, wovon ich rede.«

»So schlimm ist es nun auch wieder nicht.«

Er drückt seine Zigarette im Aschenbecher aus und geht zum Schrank. »Werden wir ja sehen.«

»Leon?«

Er schiebt die Tür auf und zieht eine Plastikhülle der Reinigung von einem seiner Anzüge. »Ja, was ist?«

»John kommt auch.« Leise füge ich hinzu: »Bitte benimm dich ein bisschen normal, ja?«

»Ich kann dir nichts versprechen.«

Es regnet, als wir das Auto vor dem Restaurant des Festsaalgebäudes parken. Während wir gebückt über den Parkplatz rennen – Leon hat den Arm um mich gelegt –, kommen wir an einem glänzenden Mercedes mit Schweizer Nummernschild vorbei. Der muss Tante Anita und Onkel Cor gehören. Vor etwa fünf Jahren musste Onkel Cor beruflich in die Schweiz umziehen, und seitdem habe ich die beiden nicht mehr gesehen. Allerdings schicken sie jedes Jahr treu eine Weihnachtskarte mit einer verschneiten Berglandschaft darauf.

»Das ist das Auto von meinem Onkel Cor und meiner Tante Anita«, erkläre ich. »Sie leben in der Schweiz.«

Leon reagiert nicht.

Ich freue mich darauf, mich wieder einmal mit allen unterhalten zu können. Viele meiner Verwandten sehe ich nur auf solchen Feiern. Und ich bin gespannt, wie meine Eltern Leon finden, ja, ich bin sogar ein bisschen nervös.

Er hat nicht dieselbe joviale Art, nicht dieselbe soziale Ader wie John und meine früheren Freunde, und ich kann mir nicht vorstellen, dass er meinem Vater beim Bau von Kaninchenställen helfen würde ... Ob sie überhaupt Gesprächsstoff finden?

Im großen Foyer mit den Travertinfliesen, den unverputzten Mauern und der dunkel gebeizten Holzverkleidung steht ein Wegweiser mit verschiedenen Familiennamen. Die Beschilderung lotst uns in einen Raum im Untergeschoss. Wir gehen die Holztreppe hinunter und geben unsere Mäntel bei einer blonden, jungen Frau in schwarzweißer Hotelkleidung ab. Die Türen zum Saal stehen sperrangelweit offen. Wir gelangen in einen großen, quadratischen Raum mit schmalen Spiegelsäulen und niedriger Decke. Auch hier sind die Wände nicht verputzt, und der Boden ist mit beige melierten Platten gefliest. Am anderen Ende des Saales spielt eine Tanzband in Glitzerwesten – eine dunkelhaarige Sängerin, ein blonder Sänger und niemand am Keyboard – eine Nummer von Tom Jones.

Einige Leute unterhalten sich, andere stehen auf der Tanzfläche herum oder essen an einem der Tische, die entlang der Wände aufgestellt sind. Rechts von der Band ist ein Büfett aufgebaut. In dem weichen Licht, das von den Spots in der Systembaudecke fällt, erkenne ich zahlreiche bekannte Gesichter. Das hysterische Lachen von Els, irgendwo von rechts, übertönt die Musik.

Ich neige mich zu Leon hinüber. »Die so laut lacht, das ist Els, eine Freundin meiner Mutter. Sie ist ein bisschen sonderbar.« Ich zeige auf die Tanzfläche. »Und der Mann da mit den Hosenträgern, der mit der Frau im grünen Kleid tanzt, das ist mein Onkel Anton. Er ist gerade erst aus dem Krankenhaus entlassen worden.«

»Du brauchst mir nicht jeden Einzelnen vorzustellen«, bremst mich Leon. »Sonst stehen wir ja noch morgen früh hier.«

»Ich sehe meine Eltern nirgends.« Ich stelle mich auf die Zehenspitzen und suche mit gerunzelter Stirn die Menge ab. »Und auch nicht Dick und Anne. Dick ist mein Bruder.«

»Weiß ich.«

Vor der Band tanzen Kinder miteinander. Sie tolen und springen und wälzen sich auf dem Boden herum. Meine Oma steht mitten unter ihnen, ein wenig unsicher auf den Beinen in den dicken Strumpfhosen, aber in einem geblühten Festtagskleid und mit Make-up zurechtgemacht. Sie wird von einem etwa zwölfjährigen, kräftigen Jungen gestützt, der einer meiner Cousins sein könnte. »Das ist meine Oma, die Mutter meiner Mutter. Ich hätte sie gar nicht hier erwartet, sie wohnt im Altersheim, genauer gesagt, in einer altersgerechten Wohnung, die zum Altersheim gehört. Ach, da hinten ist ja Onkel Paul.«

Ich nehme Leon an der Hand, ziehe ihn mit in Richtung

des Büfetts und tippte Onkel Paul auf die Schulter. Er dreht sich um, schaut erst Leon stirnrunzelnd an und dann mich. Sein Gesicht hellt sich auf. »Ach, unsere kleine Margot, da bist du ja! Na ja, so klein bist du auch nicht mehr ...«

Paul hat seine Krawatte gelockert, und sie hängt ihm jetzt schief über seinen üppigen Bauch, über den sich gefährlich straff sein Oberhemd spannt. Er fasst mich um die Taille und kneift mir in die Hüften. »Noch immer gut dabei, Mädchen. Bleib so. Du siehst zum Anbeißen aus.«

»Herzlichen Glückwunsch«, sage ich und gebe ihm drei Küsse auf die Wangen. »Das ist mein Freund Leon.«

Pauls kleine Augen funkeln, als er Leon die Hand schüttelt. »Dein Gesicht kenne ich doch von irgendwoher.«

»Leon ist Fotograf. Kunstfotograf. Er ist regelmäßig in der Zeitung, vielleicht hast du ihn da schon einmal gesehen.«

»Nein, daher kenne ich ihn nicht.« Onkel Paul wendet sich an Leon. »Gehst du manchmal ins Café de Sport, zum Dartspielen?«

»Nein«, antwortet Leon. »Da war ich noch nie.« »Ja, aber trotzdem habe ich dich schon einmal gesehen.« Paul hält seinen Zeigefinger in die Luft. Seine Bewegungen sind schon ein wenig unstet. »Aber ... ich komme heute Abend noch drauf. Ich habe ein ausgezeichnetes Gedächtnis für Gesichter.«

»Wo ist denn Tante Agaath?«, frage ich.

Pauls Blick wandert suchend durch den Saal. »Ich habe wirklich keine Ahnung. Vielleicht ist sie mit einem fremden Kerl durchgebrannt.« Er zwinkert Leon zu. »Sie sind und bleiben Luder, die Frauen. Man muss sie ständig im Auge behalten, auch wenn sie die sechzig bereits hinter sich gelassen haben. Schreib dir das hinter die Ohren, mein Junge. Habt ihr eigentlich schon etwas zu trinken?«

»Noch nicht, ich wollte euch erst gratulieren.« Ich lege ihm zum Abschied die Hand auf die Schulter und nehme Leon mit zu meinen Eltern. Sie sitzen mit Dick und Anne an einem der Tische, dicht bei der Band. Die spielt inzwischen »Red, red wine« von UB40.

»Hör nicht auf Onkel Pauk«, sage ich. »Der meint immer, alle Leute von irgendwoher zu kennen.«

»Jetzt hör doch auf, mir alles erklären zu wollen. Ich kann auch selber denken.«

Ich halte einen Moment inne. Ich will ihn schon bitten, seine Abwehrhaltung endlich aufzugeben, aber ich entscheide mich dazu, lieber nichts zu sagen. Er wird schon von selbst lockerer werden.

Mein Vater springt bereits von seinem Stuhl auf, bevor wir den Tisch erreicht haben. Er trägt das hellgelbe Hemd, das er schon seit Jahren für Feiern und Feste reserviert hat, und dazu eine blaue Krawatte und seine gute graue Hose. »Wir haben gerade von dir gesprochen. Wir dachten schon, du kommst überhaupt nicht mehr.«

»Aber jetzt bin ich ja da«, sage ich und küsse ihn auf die Wangen. »Papa, das ist Leon.«

»Tag, Leon«, sagt mein Vater. Leon überragt ihn sicher um fünfzehn Zentimeter. Mein Vater muss fast den Kopf in den Nacken legen, um mit ihm reden zu können. »Nett, dich kennenzulernen. Wir haben schon viel von dir gehört.«

»So viel nun auch wieder nicht«, widerspricht ihm meine Mutter. Sie riecht intensiv nach Parfüm und hat eine zarte Schicht Puder aufgelegt. Bevor sie mich begrüßt, reicht sie Leon die Hand. »Ich bin Margots Mutter.«

»Das hätten Sie gar nicht zu sagen brauchen, das sieht man gleich auf den ersten Blick«, entgegnet Leon mit dem Anflug eines Lächelns.

»Ja, oder?« Meine Mutter lächelt schüchtern, legt den Kopf etwas schief und zieht ihre Glitzerbluse zurecht.

Dick umarmt mich. »Ich bin froh, dass du da bist, Schwesterherz. Wir hatten schon Angst, du würdest dich drücken.«

Ich reagiere ein wenig gereizt. »Warum glaubt ihr nur alle, dass ich heute nicht kommen wollte?«

Anne gesellt sich zu ihrem Mann und küsst mich auf beide Wangen. »Du machst dich ein bisschen rar in letzter Zeit. Man könnte glatt denken, du wolltest nichts mehr mit uns zu tun haben.«

»So ein Quatsch! Das ist Leon.«

»Die Ursache für deine seltenen Besuche«, sagt Dick und

schüttelt ihm die Hand.

»Hallo«, sagt Anne zu Leon. Jetzt, wo wir die Vorstellungsrunde hinter uns haben, starren vier Augenpaare Leon an, als wäre er die Attraktion des Abends. In gewissem Sinne ist er das ja auch.

»Vielleicht solltest du dir doch etwas überziehen«, rät mein Vater, während er an meiner Bluse zupft. Die Missbilligung steht ihm ins Gesicht geschrieben. »Das ist wirklich sehr ... lustig.«

Ich muss lachen. »Das soll auch so sein. Etwas zum Überziehen habe ich nicht dabei.«

»Es ist mal was anderes«, sagt meine Mutter. »Anders als das, was du sonst so trägst.«

»Mit gefällt es, Mama.«

»Lass dich von uns bloß nicht beeinflussen. Und lass Papa nur reden, der hat sowieso keine Ahnung von Mode. Sagt mal, habt ihr beide eigentlich schon etwas zu trinken bekommen?«

Ich schüttele den Kopf.

Meine Mutter winkt einem Ober, der mit einem Tablett durch den Saal läuft. Der junge Mann dreht sich auf einem Fuß um und kommt zu uns herüber.

»Rotwein für dich?«, fragt meine Mutter.

»Nein, Weißwein bitte.«

Meine Mutter nimmt ein Glas vom Tablett und schaut Leon an. »Ein Bier?«

»Nein, für mich auch einen Weißwein, bitte.«

»Es gibt aber auch Bier.«

»Nein danke, ich hätte lieber Wein.«

Meine Mutter nimmt ein Glas vom Tablett und schiebt es zu ihm hinüber. »Ach, wie schön! Die ganze Familie beisammen. Toll! Komm, setz dich zu uns, Theo, wir wollen alles über dich wissen.«

»Leon«, verbessere ich, »Leon, Mama.«

»Das sind aber außergewöhnliche Stiefel«, bemerkt Anne.

Erst denke ich, sie meint mich, aber sie hat Leon angesprochen. Leons Stiefel sind schwarzgrau, vorne sehr lang und spitz, mit einer Art Reptilienmuster.

»Danke«, sagt Leon und bewegt seine Füße demonstrativ hin und her. »Ein Freund von mir hat sie aus Australien mitgebracht. Sie sind aus Krokodilleder.«

»Tun dir die Tiere nicht leid?«

»Nein, ich persönlich habe wenig Mitleid mit den Viechern.«

Kurz darauf ruft mein Vater den Ober erneut an den Tisch, um für alle noch etwas zu trinken zu bestellen.

Leon legt die Hand auf sein halbleeres Weinglas. »Ich bleibe bei diesem einen. Ich muss noch fahren.«

»Wollt ihr noch heute Abend zurück nach Amsterdam?«, fragt meine Mutter ungläubig.

»Nein«, antworte ich. »Wir übernachten in Helvoirt, Leon besitzt dort einen Bungalow.«

»Hier gibt es auch Hotelzimmer, das weißt du doch?

Viele Gäste bleiben über Nacht und mit einem Nicker

viele Gäste bleiben über Nacht.« Und mit einem Nicken in Leons Richtung fährt sie fort: »Dann könnte er auch etwas trinken.«

Ich schaue Leon fragend an. Er schüttelt kurz den Kopf, fast unsichtbar für die anderen.

»Lass nur, Mama. Leon muss morgen arbeiten.« *Warum lüge ich?*

»Am Sonntag?«

»Er hat keine geregelten Arbeitszeiten.«

»Nun erzähl doch mal«, sagt meine Mutter, die dicht an Leon herangerückt ist und ihn neugierig mustert. »Ich habe gehört, du bist Künstler. Kannst du denn von deiner Kunst leben?«

»Ja, sehr gut sogar«, antwortet er kurz angebunden.

»Leon arbeitet viel im Ausland«, erzähle ich. »Er ist gerade erst aus Dänemark zurückgekommen.«

»Oh, wie interessant. Was hast du da gemacht?«

»Ich habe im Auftrag eines multinationalen Konzerns fotografiert. Immer mehr börsennotierte Unternehmen polieren ihre Jahresbilanzen mit Fotokunst auf.«

Meine Mutter gibt sich große Mühe, interessiert zu wirken. Sie ist keineswegs weltfremd, aber Jahresbilanzen und Kunstfotografie liegen außerhalb ihres Horizonts.

»Seit man mich für dienstuntauglich erklärt hat, züchte ich Kaninchen«, mischt sich mein Vater ein. »Hat Margot dir das schon erzählt?«

Leon schüttelt den Kopf. »Nicht dass ich wüsste.«

Mein Vater stoß den Büdler und nimmt eine stolze

meinen Vater starrt den Rücken und mhmmt eine stolze Haltung ein. »Letztes Jahr habe ich das beste Langohr in den ganzen Niederlanden gezüchtet.«

»Toll«, sagt Leon anerkennend. »Wie machst du das?«

Ich hätte ihn vorwarnen und ihm raten sollen, meinen Vater möglichst nicht auf dieses Thema zu bringen, ja, ihm nicht den geringsten Anlass zu bieten, von seinen Tieren anzufangen, aber ich hatte einfach nicht daran gedacht. In den nächsten zehn Minuten muss sich Leon einen begeisterten Monolog über Blutlinien, Ausleseprozeduren und den Einfluss von Wärme und gutem Futter auf das Gedeihen von Kaninchen anhören. Zu meiner Überraschung fügt sich Leon widerstandslos in die Opferrolle. Mehr als hin und wieder ein »Oh« oder ein »Natürlich« braucht mein Vater nicht, um das nächste kaninologische Thema anzuschneiden. Leon zwinkert mir verschwörerisch zu. Mein Vater bemerkt es nicht.

Ich fühle zwei Hände auf meinen Schultern und drehe mich um. Es ist Onkel Paul.

»Komm, schönes Mädchen, jetzt rede nicht so viel, sondern schwing das Tanzbein! Tante Agaath und ich haben nicht umsonst eine sündhaft teure Band engagiert.«

Ehe ich protestieren kann, werde ich hochgezogen und auf die Tanzfläche geschleppt. Nicht dass ich viel dagegen hätte. Ich habe schon immer gerne getanzt. Das Tanzen war auch etwas gewesen, das John und ich gemeinsam gehabt hatten. Viele Männer bleiben auf Feiern an der Theke kleben, nur John war immer auf der Tanzfläche zu

MEINE KNECHT, DER JOHN WAT MITTEI AUF DER TANZFLÄCHE ZU finden. Ich habe ihn noch nicht gesehen und hoffe von Herzen, dass das so bleibt, denn ich habe wenig Lust darauf, ihm den ganzen Abend ausweichen zu müssen.

Paul hebt meine Hand hoch in die Luft und fasst mich fest um die Taille. Er dreht sich schwungvoll wie ein gelernter Tänzer, gerät aber manchmal ein wenig aus dem Takt. Er hat wirklich schon zu viel getrunken. Und er ist nicht der Einzige. Durch die vielen Pirouetten und die zwei Gläser Wein wird mir ein wenig schwindelig. Als das Stück vorbei ist, hält Onkel Paul mich fest. »Ach komm, noch einmal, zum Abgewöhnen!«

Meine Füße und Hüften bewegen sich schon ganz automatisch im Rhythmus der nächsten Nummer.

Zwischen den Tanzenden auf dem Parkett hindurch sehe ich Leon wie einen dunklen Schatten an der Wand bei meinen Eltern sitzen. Er hält die Arme verschränkt und blickt wieder einmal über sämtliche Köpfe hinweg zu seinem persönlichen Horizont. Mein Vater gestikuliert immer noch eifrig, er hat sich in Leon verbissen. Für den Bruchteil einer Sekunde empfinde ich Mitleid mit ihm. Ich hätte ihn vorwarnen sollen.

Aus den Augenwinkeln heraus sehe ich plötzlich John. Keine fünf Meter von uns entfernt stützt er meine Oma auf der Tanzfläche. Er hält sie an den Ellenbogen fest und sorgt dafür, dass sie nicht hinfällt. Sie tanzt mit steifen Bewegungen und lächelt über das ganze Gesicht. Ich freue mich, dass Oma sich so sehr amüsiert, mitten im

Ich merke, dass Onkel sich so sehr anstrengt, mich in Kreise ihrer Lieben. Ich habe plötzlich Angst, dass dies ihre letzte Feier sein könnte. Wenn sie gleich wieder an ihrem Tisch sitzt, werde ich zu ihr gehen und mich ein bisschen mit ihr unterhalten. Wie nett von John, dass er sich um sie kümmert. Das hat er immer getan, das muss ich ihm lassen. Alte Damen, kleine Kinder, bebrillte Teenager, jeder konnte sich auf Johns Unterstützung verlassen. Das war der Leim, der uns zusammenhielt. Auf Feiern wie dieser waren wir in unserem Element.

John erhascht meinen Blick. Er lächelt und zwinkert mir zu. Ich erwidere sein Lächeln ein wenig verlegen und hoffe, dass Leon es nicht sieht. Ich fühle mich gar nicht wohl dabei, auf einer Feier meiner eigenen Familie nicht ich selbst sein zu können.

»Hoppa!«, ruft Onkel Paul wieder, und ich drehe mich noch einmal unter seinem kurzen, dicken Arm hindurch.

Aus den Augenwinkeln heraus sehe ich, wie sich meine Mutter zu Leon hinüberneigt und ihm etwas sagt. Leon trinkt einen Schluck von seinem Wein. Sein Blick schweift ab und bleibt an irgendetwas haften. Instinktiv weiß ich, wo er hinschaut. Ich frage mich, ob ich mich nicht lieber wieder an den Tisch setzen soll, aber ich beschließe, noch dieses Stück abzuwarten. Es ist lange her, dass ich getanzt habe, und ich fühle mich so wohl dabei.

Kurz darauf sehe ich, dass Dick sich auf meinen Platz gesetzt hat. Er und Anne unterhalten sich angeregt mit Leon. Ich kann von hier aus seinen Gesichtsausdruck

Leon, ich kann von hier aus seinen Gesichtsausdruck nicht erkennen.

Die Band setzt mit dem nächsten Stück ein. Onkel Paul schaut mich übermütig an und hält mich auf der Tanzfläche fest. Der Schweiß tropft ihm von der Stirn.

»Aber danach muss ich wirklich wieder zurück an unseren Tisch!«, rufe ich ihm ins Ohr.

»Nein, nein, schön hiergeblieben!«, ruft er und führt mich auf die andere Seite der Tanzfläche.

Ganz wohl fühle ich mich nicht dabei, Leon so alleine zu lassen, aber solange sich meine Familie um ihn kümmert, ist ja alles in Ordnung. Schließlich ist er ein erwachsener Mann. Ich brauche ihm nicht den ganzen Abend die Hand zu halten.

Sobald das Stück zu Ende ist, wird Paul von einem Mann abgeklatscht, den ich auf den ersten Blick nicht wiedererkenne. Feine Gesichtszüge, gebräunte Haut, kurze graue Haare. Als hätte er meine Gedanken gelesen, sagt er: »Hast du mich etwa vergessen? Schon nach so kurzer Zeit?«

»Ach!«, rufe ich. »Onkel Cor, aus der Schweiz!«

»Ja, ganz der Alte.« Er legt mir die Hände auf die Schultern. »Wie bist du gewachsen, kleine Margot!«

»Aber nicht mehr in die Höhe, in den letzten fünf Jahren!«, erwidere ich.

»Ein bisschen in die Breite allerdings.«

Erst etwa sechs Stücke später – es können auch sieben gewesen sein – schaffe ich es, mich von der Tanzfläche

gewissen sein. Ich werde ihn es, nicht von der Tante und den Onkeln und Tanten loszureißen und an unseren Tisch zurückzukehren.

Leons Stuhl ist leer, und ich kann ihn nirgends entdecken. »Wo ist Leon?«, frage ich meine Mutter, die Einzige, die noch die Stellung hält und gerade dabei ist, ein Stück Kuchen zu essen.

Erstaunt blickt sie auf. »Keine Ahnung, Schatz. Vielleicht ist er tanzen oder auf der Toilette. Ein attraktiver Mann! So gut angezogen und äußerst charmant. Bist du glücklich mit ihm?«

»Ja, sehr.« Dankbar trinke ich ein paar Schlucke von dem Wein, der mir in der Zwischenzeit serviert wurde.

»Das freut mich. Ich finde ihn wirklich nett. Papa mag ihn auch, glaube ich.«

Unter dem Tisch drücke ich die Hand meiner Mutter. »Das freut mich wirklich sehr.«

»Wir haben dich vermisst, wir alle«, sagt sie ernst.

»Das weiß ich. Es tut mir leid. Ich habe einfach wahnsinnig viel zu tun gehabt. Und ich bin momentan nicht so oft hier in der Nähe.«

»Gefällt es dir denn in Amsterdam?«

»Ja«, antworte ich wahrheitsgemäß. »Aber ich vermisse euch auch.«

»Ah, wenn man vom Teufel spricht«, sagt meine Mutter. Sie schiebt ihren Teller weg und steht auf. »Ich lasse euch mal für einen Moment alleine.«

Während meine Mutter auf die Tanzfläche geht, kommt

Leon auf mich zu. Ich merke sofort, dass irgendetwas nicht in Ordnung ist. Er weicht den Tänzern mit gereizten Bewegungen aus, und sein Gesicht verheißt Unwetter.

Er baut sich vor mir auf, die Hände in den Taschen.

»Was ist los?«, frage ich.

Demonstrativ schaut er auf die Uhr. »Wir sind jetzt seit zwei Stunden hier, und anderthalb Stunden davon warst du auf der Tanzfläche verschwunden. Vielen Dank.«

Ich runzle die Stirn. »Ach, komm schon, Leon, jetzt stell dich doch nicht so an.«

»Ich, mich anstellen? Ich muss hier anderthalb Stunden lang rumsitzen und mir die Kaninchengeschichten deines Vaters anhören und Lobeshymnen auf John, der so freundlich ist, ihm beim Bau neuer Ställe zu helfen. Dein Bruder quasselt mir einen von tropfenden Wasserhähnen vor, und deine Schwägerin schwärmt in einer Tour von ihren Wunderkindern – während du dich amüsierst! Das habe ich mir nicht unter einem netten Abend vorgestellt.«

»Aber jetzt reg dich doch nicht so auf. Das ist eine Familienfeier!«

Seine Hand schließt sich um meinen Oberarm wie ein Schraubstock. »Von mir aus, ist mir doch egal. Wir gehen jetzt.«

»He, mal ganz langsam!«, protestiere ich und will mich losreißen, aber er lässt nicht locker und gibt keinen Zentimeter nach.

»Ich habe gesagt. wir gehen! Und zwar sofort!«

Jetzt bricht alles aus mir heraus wie aus einer aufplatzenden Eiterbeule. Die Leute, die hier um mich versammelt sind, mögen vielleicht keine interessanten Künstler oder reichen Sammler sein, aber wir verstehen uns, wir haben eine gemeinsame Geschichte. Das Gespräch mit meiner Mutter und die Gespräche mit meinen anderen Verwandten auf der Tanzfläche haben mich in meinem Gefühl bestätigt, dass ich mich nach der Trennung von John unbewusst von allen abgewandt hatte. Ich habe ihnen damit Unrecht getan. Es ist wunderbar, nach den abscheulichen, einsamen Tagen in Amsterdam wieder einmal so richtig nach Herzenslust zu tanzen und die Bindung zu meiner Familie zu stärken. Ich fühle mich wohl, ganz und gar akzeptiert, und dieses Gefühl will ich nicht aufgeben. Das alles geht mir durch den Kopf, während die Band einen bekannten Schlager anstimmt und alle um mich herum ausgelassen mitsingen und -tanzen.

»Ich komme nicht mit. Ich habe meine Familie eine Ewigkeit nicht gesehen, und es ist nicht mal elf Uhr!«

»Es wäre aber besser, wenn du jetzt kommst«, erwidert er eiskalt. »Denn ansonsten kannst du zu Fuß nach Helvoirt laufen.«

Fast wäre mir der Unterkiefer runtergeklappt. »Weißt du was? Dann fahr doch. Ich habe es jedenfalls gründlich satt, mich andauernd von dir herumkommandieren zu lassen.«

Leon schaut mich vernichtend an, den Kopf leicht nach vorn geneigt. Meinen Arm lässt er aber los.

Um uns herum hat sich ein Grüppchen gebildet, das die plötzliche Spannung erfasst hat und uns neugierig anstarrt.

»Jetzt setz dich einfach wieder hin«, flüstere ich. »Bestell dir was zu trinken, genau wie alle anderen. Wir übernachteten dann eben hier. Du musst morgen nicht arbeiten. Jetzt mach doch nicht so einen Aufstand.«

Im nächsten Moment taucht John auf, ein wenig unsicher auf den Beinen. Seine Haare sind zerzaust, und seine Augen strahlen fröhlich. Er legt einen Arm um mich und einen um Leon, wahrscheinlich, weil er sonst nicht aufrecht stehen bliebe. Sein Gewicht zieht uns aneinander.

»Na, was ist denn hier los!«, sagt er mit rauer Stimme. »Wollt ihr etwa schon gehen? Jetzt seid nicht so ungemütlich, jetzt fängt der Spaß doch erst richtig an!«

In einer fließenden Bewegung packt Leon John am Kragen und schleudert ihn schwungvoll ein paar Meter von sich weg. Auf Johns Gesicht steht nichts als Überraschung geschrieben, als er durch die Wucht des Stoßes rückwärts taumelt. Er stolpert und fällt seitlich auf das Dessertbüfett. Die Torte, die Flaschen mit den Getränken, alles fällt um wie in einem bösen Dominospiel und stürzt klappernd zu Boden. John sucht Halt, rutscht aber erneut ab und zieht, als er fällt, die Tischdecke mit, sodass jetzt auch noch alles herunterfällt, was darauf gestanden oder gelegen hat.

Die Leute um uns herum schlagen die Hand vor den Mund und halten einander fest.

Alle starren Leon an, der sich noch nicht vom Fleck gerührt und die Augen keine Sekunde lang von mir abgewandt hat. Er hat kaum mitbekommen, welche Zerstörung er angerichtet hat, oder es interessiert ihn nicht.

»Und?«, fragt er.

Die Musik schweigt.

»Was ›und?‹ Ich zittere am ganzen Körper.

»Hol deine Handtasche.«

»Tu, wozu du Lust hast, ich bleibe hier.«

Mit einem Ruck dreht er sich um und verlässt den Saal. Die Gäste weichen vor ihm zurück. So entsteht wie von selbst eine Gasse, rechts und links meine angetrunkenen Verwandten, die abwechselnd mich und Leon anschauen. Der rauscht hinaus ins Foyer und verschwindet schließlich aus meinem Blickfeld.

Impulsiv laufe ich ihm nach.

Leon steht an der Garderobe und lässt sich von einem übermüdeten jungen Mädchen seinen Mantel reichen.

Ganz kurz, für den Bruchteil einer Sekunde, treffen sich unsere Blicke. Dann dreht er sich wortlos um und läuft die Treppe hinauf, immer zwei Stufen gleichzeitig.

»Arroganter Sack!«, rufe ich ihm nach.

Oder willst du bei uns schlafen? Cor und Anita übernachten auch bei uns, aber wenn du willst, kann ich ...«

»Nein, danke, ich fahre lieber nach Hause in meine eigene Wohnung«, antworte ich meiner Mutter.

Es ist zwei Uhr nachts. Die Band hat vor gut einer Stunde zusammengepackt, und anschließend sind nach und nach auch die Gäste aufgebrochen.

Außer meinen Eltern, John und mir warten nur noch Cor und Anita mit uns im Foyer.

Ich kann mich vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen halten, und mir dröhnen die Ohren.

»Soll ich dir ein Taxi rufen?«, fragt mein Vater.

»Nicht nötig«, entgegnet John. »Ich bringe sie schon nach Hause.«

Mein Vater schaut ihn skeptisch an. »Hast du nicht zu viel getrunken, mein Junge?«

»Ach was. Vier, fünf Bierchen über den ganzen Abend verteilt.«

»Hm, das kommt mir ein bisschen wenig vor ... Du passt aber gut auf meine Tochter auf, versprochen? Sie ist meine einzige.«

John nickt. Schaut mich an. »Kommst du mit?«

Ich folge ihm nach draußen. Die Scheinwerfer seines Opel Astra leuchten im Dunkel auf, als er auf den Türöffner drückt. John hält mir die Beifahrertür auf. Ich lasse mich auf den Sitz fallen und lege den Sicherheitsgurt

um.

In der Enge des Wagens wird das Dröhnen in meinen Ohren lauter. Nach Leons Abgang ist der restliche Abend wie in einem Traum an mir vorbeigezogen. Meine Mutter ging mit mir auf die Toilette, wo ich einen Weinkrampf erlitt. Sie bot mir an, mich nach Hause bringen zu lassen, aber das war das Letzte, was ich wollte. Also erfrischte ich mich ein wenig, legte neues Make-up um meine geschwellenen Augen auf und stürzte mich wieder ins Festgetümmel. Fast den ganzen Abend habe ich auf der Tanzfläche verbracht. Getanzt, um zu vergessen, getanzt, um an nichts anderes denken zu müssen. Ich habe meine Sorgen im Alkohol ersäuft, sie mit Musik betäubt und schließlich vor Müdigkeit verdrängt. In mir wütete ein Sturm, so zornig war ich auf Leon. Er ist wirklich zu weit gegangen. Ich kann aggressives Verhalten nicht vertragen. Männer, die mit den Fäusten aufeinander losgehen, diese lächerlichen Hahnenkämpfe – ich hasse das.

Noch immer habe ich mich nicht so richtig beruhigt, auch wenn der Alkohol und die Müdigkeit meine Gefühle ein wenig dämpfen.

John steigt neben mir ein und fährt los in Richtung Stadt. »Wie dumm von mir«, sagt er. »Wenn ich gewusst hätte ...«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, John. Leon ist zu weit gegangen.«

»Er war eifersüchtig. Das hätte ich erkennen müssen. Dann hätte ich ...«

»Bitte hör jetzt auf damit.«

Nach einer Viertelstunde hält John mit laufendem Motor vor meiner Wohnung. Trotz der Kälte und der späten Stunde sind immer noch Leute auf der Straße unterwegs. Die Nacht von Samstag auf Sonntag im Zentrum einer Provinzhauptstadt. Gruppen von Jugendlichen streifen an dem schmalen Kanal entlang, der vor meinem Haus vorbeifließt. Sie singen und lallen.

»Ich warte, bis du drinnen bist, okay?«

»Danke dir.« Ich wühle in meiner Tasche, finde aber nicht, wonach ich suche. »Mist!«, murmele ich.

»Was denn?«

»Mein Schlüssel. Ich befürchte, dass ich ihn bei Leon zu Hause habe liegen lassen, in meinem anderen Mantel.«

»Das ist nicht dein Ernst.«

»Doch, das ist mein Ernst.« Obwohl ich weiß, dass es sinnlos ist, krame ich den gesamten Inhalt aus meiner Tasche hervor, jeden kleinen unbedeutenden Gegenstand, ziehe Reißverschlüsse auf, fühle in allen Ecken. »Nein, ich habe ihn tatsächlich nicht dabei.« Ich lehne mich an die Kopfstütze, seufze tief. Die Laternen am Kanal scheinen sich in der Dunkelheit langsam hin- und herzuwiegeln.

»Und was jetzt?«, fragt John.

Ich seufze noch einmal. »Keine Ahnung. Dick hat einen Zweitschlüssel.«

»Der schläft doch längst. Ich habe ihn gegen elf Uhr mit Anne und den Kindern nach Hause gehen sehen.«

»Ja, ich weiß.«

John räuspert sich und reibt sich über das Gesicht. »Du wirst die Frage vielleicht blöd finden, aber ... willst du nicht bei mir übernachten?«

»Ich befürchte, mir bleibt nichts anderes übrig«, höre ich mich sagen. Meine Stimme klingt wie die einer Fremden.

Ich weiß nicht, wie oft wir diese Strecke gemeinsam zurückgelegt haben – abends von der Stadt aus nach Hause. Es fühlt sich unwirklich an, als wäre ich durch einen Zeitsprung um ein Jahr zurückversetzt worden. Nein, noch weiter, als John noch der war, in den ich mich verliebt hatte. Der nette, gutaussehende, fürsorgliche, starke John.

»Ganz schön verrückt, was?«, sagt er, als er den Schlüssel aus dem Zündschloss zieht und die Armaturenbeleuchtung verlöscht. »Du und ich. Hier.«

Ich schaue ihn im Halbdunkel an und bringe kein Wort über die Lippen.

Er fährt mir durchs Haar. »Komm, lass uns reingehen. Sonst schläfst du mir noch im Auto ein, und ich kriege dich nicht reingeschleppt.«

»Vielen Dank.«

»Nein, so war das doch nicht gemeint. Du siehst toll

Ich krabbele mühsam aus dem Auto und schwanke zur Eingangstür des Hauses, das fast sieben Jahre lang mein Heim gewesen ist. Hier, genau an dieser Stelle unter dem Vordach, habe ich Tausende Male gestanden, sommers wie winters, mit vollen Einkaufstaschen, nach meinem Schlüssel suchend.

John öffnet die Tür und lässt mich herein. Ich ziehe meinen Mantel aus und hänge ihn an die Garderobe, in einer automatischen Bewegung, ohne nachzudenken. Ich könnte umfallen vor Müdigkeit.

»Kommst du?«, höre ich John sagen.

Ich folge ihm ins Wohnzimmer. Nachdem ich wochenlang in Leons Loft gelebt habe, kommt mir dieser Raum auf einmal winzig klein vor. Fast wie eine Puppenstube, obwohl das Haus alles andere als klein ist.

»Noch einen kleinen Absacker?«

»Ich glaube nicht, dass das eine gute Idee ist. Ich will nicht, dass mir schlecht wird. Ich habe sowieso Angst, dass ich mich gleich übergeben muss.«

»Lieber ein Wasser?«

»Ja, schon besser.«

Während John in der Küche etwas zu trinken holt, setze ich mich aufs Sofa. Das Schwindelgefühl ebbt einfach nicht ab, ebenso wie mein Ohrensausen, das zwischendurch in Fiepen übergeht.

John setzt sich neben mich und reicht mir ein Glas Wasser. Ich trinke ein paar Schlucke. Schaue John über

den Rand meines Glases hinweg an. Ich lese Besorgtheit in seinem Blick – das und noch etwas, was ich lange nicht darin gesehen habe. »Bilde dir bloß nichts ein«, sage ich leise. »Wirklich nicht, John. Es war sowieso schon ein ereignisreicher Abend, und wir werden die Situation nicht noch mehr verkomplizieren.«

Er hebt die Hände. »Ach, für mich ist das doch mindestens genauso komisch wie für dich, weißt du.« Er räuspert sich mit der Hand vor dem Mund, lockert seine Krawatte und schlüpft aus den Schuhen.

Für einen Moment bleiben wir schweigend nebeneinander sitzen. John trinkt seine Bierflasche aus. Ich nehme kleine Schlucke von dem Wasser.

»So«, sagt er. »Und was nun?«

»Ich möchte schlafen.«

»Soll ich mich aufs Sofa legen?«

»Nein, brauchst du nicht.«

Er zieht die Augenbrauen hoch. »Wirklich nicht?«

Ich schüttele den Kopf und leere mein Glas. »Nein, wirklich nicht.«

Schweigend gehen wir hintereinander die Treppe hinauf ins Schlafzimmer. Er schaltet das Licht ein.

»Es ist nicht aufgeräumt«, entschuldigt er sich.

»Das sehe ich.«

»Wenn ich gewusst hätte, dass ...«

»Ist mir egal.« Ich ziehe mich aus bis auf die Unterwäsche. Als ich Johns Blicke spüre, wird mir

bewusst, dass ich nicht gerade alltägliche Dessous trage. Aber es ist mir gleichgültig, ob es ihm auffällt oder wie er darüber denkt. Ich habe das Gefühl, als wären meine Arme und Beine plötzlich um einige Kilos schwerer geworden. Ich will nur noch schlafen.

John schaltet das große Licht aus und die Nachttischlampe auf seiner Seite ein. Sie verbreitet ein weiches, gelbliches Licht in dem ansonsten weißen Schlafzimmer.

Ich schlüpfte unter die Bettdecke und lege den Kopf auf das Kissen. Noch immer dieser Pfeifton in meinen Ohren. Als ich mich umdrehe, schaue ich John genau in die Augen.

»Mir war nicht klar, was ich aufs Spiel gesetzt habe«, flüstert er. »Ich weiß, dass ich so etwas nicht denken darf ... nicht denken sollte, aber ich kann mir nicht helfen. Du bist eine sehr schöne Frau, das bist du immer gewesen. Ich habe dich viel zu sehr als selbstverständlich hingenommen.«

Ich lege meinen Arm um ihn und küsse ihn sanft. »Es war sehr lieb von dir, dass du heute Abend mit Oma getanzt hast. Ich weiß, wie anstrengend das ist.«

»Ich tue das doch gerne. Hoffentlich tut das später auch jemand für mich, wenn ich alt und klapprig bin.«

»Du bist ein guter Mensch, John.«

Seine Augen funkeln. »Das denkst du nur, weil du meine Gedanken nicht lesen kannst.«

»O doch, ich glaube, ich kann deine Gedanken sehr gut lesen.«

Er schließt kurz die Augen. Dann fährt er mir mit dem Daumen über den Mund. »Ich habe mich wieder neu in dich verliebt«, flüstert er.

Lautlos fange ich an zu weinen. Die Tränen laufen mir über das Gesicht und tropfen auf das Kissen.

»Warum weinst du?«

»Ich weiß nicht.« Ich weiß es wirklich nicht.

John rutscht zu mir herüber, schmiegt sich an mich und nimmt mich in den Arm. Ich atme seinen Geruch ein, diese vertraute Mischung aus Aftershave und Duschgel, und lege den Kopf auf seine Brust.

Dann rollt er sich unter mir hervor und legt sich auf mich. Begräbt sein Gesicht in meinem Hals, vorsichtig, tastend. »Mein Gott, wie habe ich das vermisst«, stöhnt er.

Schweigend bleibe ich liegen. Ich weiß nicht, was ich davon halte – oder besser: was ich davon halten soll. Ich kann nicht klar denken, ich weiß gar nicht, was ich tue. Die Bewegungen, die ich mache, sind kein Zeichen der Liebe oder Zuneigung, sondern reine Routine, ein Automatismus. Ich denke nicht mal darüber nach.

Schon als er in mich eindringt, bereue ich es. Ich bereue, dass ich hierhergekommen bin, bereue, dass ich jetzt unter ihm liege und seinen rhythmischen Stößen folge. Ich fühle mich nur noch beschmutzt. Was mich hierherbrachte, war ein Schrei nach Liebe. Ich hatte das

Bedürfnis nach einer vertrauten Person, nach jemandem, der mich in die Arme nahm und mir sagte, dass alles gut werden würde. Aber es wird nicht gut. Es wird nur noch schlimmer. Ich mag John als Menschen, aber ich liebe ihn nicht mehr, und mein Körper gibt mir das ungnädig zu verstehen, indem er nicht reagiert.

Ich habe einmal gelesen, Sex spiele sich im Kopf ab. Und jetzt weiß ich, dass das stimmt. Körperlich regt sich bei mir nichts, kein Kribbeln, kein schnelles Atmen, nichts von alledem. Ich liege hier wie eine Stoffpuppe unter ihm und wünsche mir nichts weiter, als dass er sich beeilt, damit es schnell vorübergeht.

Ich schließe die Augen und denke an Leon, wie er in dem Hotel in London auf dem Sessel saß, seine dunklen Augen, während ich die Beine für ihn spreizte, die Nervosität und die Aufregung, die mich erfassten. Ich denke zurück an das erste Mal, als wir richtig miteinander schliefen, an dem Abend, nachdem ich meine Sachen bei John abgeholt hatte. Schon bei dem Gedanken daran zieht sich mein Unterleib zusammen, und mein Körper erwacht zum Leben. Leons Augen, Leons Hände, Leons Geruch. Als ich meine Augen öffne und den Stuhl in der Zimmerecke anschau, kann ich mir leicht vorstellen, dass er dort sitzt, zuschaut und mich dirigiert. Im Kopf Fotos schießend. Fast kann ich die Glut seiner Zigarette aufleuchten sehen, wenn er daran zieht. Hinter der Gardine glaube ich einen dunklen Schatten zu erkennen,

eine große, dunkle Gestalt. Na also. Jetzt verliere ich wirklich den Verstand. Ich bin völlig verrückt geworden, ich halluziniere. Leon ist nicht hier. Dennoch spüre ich seine Anwesenheit, als ich meine Augen wieder schließe und mich konzentriere.

Ich vermisse ihn. Ich vermisse ihn so sehr, dass es wehtut.

John beschleunigt seinen Rhythmus, richtet sich auf und brummt unzusammenhängende Worte in mein Ohr. Aber es sind nicht Johns Worte, die durch meinen Körper wandern, nicht seine Zähne, die in meine Haut beißen, es ist nicht sein Körper, der von mir Besitz ergriffen hat, und überhaupt ist es nicht John, der mich zu meinem eigenen Entsetzen zu einem Orgasmus bringt, der mich laut aufschreien lässt.

John wälzt sich von mir herunter und streicht mir die Haare aus dem Gesicht. »Wow«, sagt er keuchend. »Wow, Margot. Ich weiß nicht, aber ... So hast du doch noch nie – oder? Nicht, als ...«

»Ich gehe nach Hause.« Ich schlage die Decke weg und fange an, meine Kleidung zusammenzusuchen.

Verblüfft setzt sich John im Bett auf. »Das ist doch nicht dein Ernst, oder?«

»Doch. Es war ein Fehler. Ich hätte das nicht tun dürfen. Vergiss es.«

»Ich soll das vergessen?«

Mit steifen Bewegungen ziehe ich mich an. Meinen Rock,

meine Bluse. Zu spät stelle ich fest, dass ich meinen String gar nicht angezogen habe. Der liegt noch irgendwo im Bett. Schade, aber ich will hier nur noch weg.

»Was habe ich denn um Gottes willen falsch gemacht?«, höre ich John fragen, vollkommen entgeistert.

»Nichts. Du hast gar nichts falsch gemacht. Ich habe einen Fehler gemacht. Einen furchtbaren Fehler.« In der Tür drehe ich mich um. »Ich liebe dich nicht. Wirklich nicht.«

Er springt aus dem Bett und zieht hastig einen Bademantel über. »Ich glaube dir nicht.«

»Tu mir und dir einen Gefallen, und vergiss es einfach.« Geblendet von einem Tränenschleier laufe ich die Treppe hinunter und öffne die Haustür. Die nächtliche Kälte schlägt mir ins Gesicht. Als ich mich auf den Weg mache, springt bei den Nachbarn die Lampe des Bewegungsmelders an.

John steht mit nackten Füßen in der Tür. »Margot, du kannst nicht nach Hause. Du hast doch keinen Schlüssel.«

»Ich gehe zu meiner Mutter. Das hätte ich von Anfang an tun sollen.«

»Aber die kannst du doch jetzt nicht mehr aus dem Bett werfen?«, ruft er mir nach. »Es ist vier Uhr morgens!«

»Tschüs, John.«

39

Es ist Montag, und die Abrissarbeiten im Ce Truc sind in vollem Gange. Im Laufe des Vormittags habe ich mich

gemeldet, gut eine Stunde nachdem die ersten Arbeiter energisch ans Werk gegangen waren. Es tat mir gut, festzustellen, dass wenigstens etwas in meinem Leben nach Plan verläuft. Wenn es auch das Einzige ist.

Joost tänzelt nervös um die Arbeiter herum. Er sagt ihnen, welche Sachen in den Container für die Müllkippe wandern und welche auf den kleinen Lkw geladen werden sollen, der sie in ein Lager bringt.

Meine Anwesenheit ist eigentlich gar nicht vonnöten. Das Projekt ist bis in alle Einzelheiten vorbereitet und abgesprochen, jeder weiß haargenau, was er zu tun hat. Ich bin nur aus dem einen Grund hier, um Joost zur Seite zu stehen, dessen Restaurant vor seinen Augen demoliert wird und der deswegen sichtlich angeschlagen wirkt. Im Grunde wollte ich aber nur nicht mit meinen düsteren, zerstörerischen Gedanken allein zu Hause herumsitzen.

Während sich der Raum um mich herum mit erschreckender Geschwindigkeit in ein Katastrophengebiet verwandelt, erkenne ich die Parallelen zu meinem eigenen Leben. Ich habe alles vermässelt. Alles.

Indem ich Leon gehen ließ, habe ich mich in eine unmögliche Lage manövriert. Er will mich garantiert nie mehr wiedersehen. Dafür ist er zu stolz. Er war das Beste, was mir je passiert ist, und ich habe ihn weggeschickt.

Das wiederum wird weitreichende Konsequenzen für meine aufstrebende junge Firma haben. auch wenn ich

das momentan nicht als das Schlimmste betrachte. Meine wackligen Fundamente stützen sich ausschließlich auf Leon und seine Beziehungen. Jetzt, wo ich die Basis mit voller Absicht weggetreten habe, wird meine Firma wie ein Kartenhaus in sich zusammenstürzen. Sobald es mir wieder etwas besser geht, werde ich mich ernsthaft auf die Suche nach einer neuen Arbeitsstelle begeben müssen. Keine angenehme Aussicht.

Und doch – wenn ich die Zeit zurückdrehen könnte, würde ich mich wieder ganz genauso entscheiden. Wenn ich zurückblicke, lagen die Gründe für die Auseinandersetzung am Samstagabend eigentlich schon in den Ereignissen der vergangenen Woche. Leon wird das vermutlich anders sehen. Er denkt sicher, ich hätte mich gegen ihn und für meine Familie entschieden, vielleicht sogar für John. Aber so ist es nicht. Ich habe mich für etwas entschieden, das ich zu verlieren drohte und gerade erst wiedergefunden hatte: mein Selbstwertgefühl. Wäre ich an dem Abend der Feier mit Leon nach Hause gegangen, hätte ich meine eigene Identität vollständig aufgegeben. Das konnte ich nicht tun, das durfte ich nicht zulassen, wenn ich derjenigen treu bleiben wollte, die ich am meisten von allen lieben sollte: mich. Wie viel mir Leon auch inzwischen bedeutet, ich hätte mich damit zu seiner Leibeigenen degradiert – einer willenlosen Sklavin seiner Launen, ohne eigenen Charakter, ohne Selbstbestimmungsrecht.

Nein, ich bereue meine Entscheidung nicht.

Erst, was danach geschehen ist, weckt quälende Gefühle der Scham in mir.

»Eins, zwei ...!« höre ich die Arbeiter im Chor brüllen. Mit Brechstangen wird die Wandverkleidung abgerissen. Das Holz kracht laut, und Staub wirbelt durch die Luft.

Mein Handy klingelt. Das Geräusch kann ich nicht hören, aber ich spüre den Apparat in meiner Tasche vibrieren. Wider besseres Wissen klopft mir das Herz bis zum Hals.

Leon wird mich nicht mehr anrufen. Nie mehr.

Hastig hole ich das Handy hervor und schaue auf das Display.

Es ist meine Mutter.

»... wieder ein ... Schatz?«

»Ich kann dich schlecht verstehen! Warte mal kurz, Mama.« Ich gehe hinaus in den Zwischenflur und lege eine Hand über mein freies Ohr. »Was hast du gesagt?«

»Ich habe gefragt, ob es dir wieder ein bisschen besser geht.«

»Na ja, geht so.«

»Was ist das denn für ein Krach im Hintergrund? Bist du bei der Arbeit?«

»Ja, gerade wird eine alte Inneneinrichtung rausgerissen.«

»Soll ich lieber später noch einmal anrufen?«

»Nein, ist schon gut. Was gibt es?«

»Ich rufe dich an, weil ich dir sagen will, dass wir gestern vielleicht einen falschen Eindruck bei dir erweckt haben.

Dass wir dich ein bisschen in Ruhe gelassen haben, sollte nicht heißen, dass wir uns nicht für deine Probleme interessieren. Wir wollten uns nur nicht aufdrängen.«

»Das verstehe ich. Mach dir mal keine Sorgen darüber.«

»Ich wollte dir nur sagen, dass dein Vater und ich uns gestern Abend noch darüber unterhalten haben. Wir wären beide traurig, wenn du unglücklich wärst.«

»Ach, Mama, und wenn schon, ihr könntet ja doch nichts daran ändern. Du hast getan, was du konntest, und das weiß ich sehr zu schätzen.«

»Ich wollte aber doch gerne noch etwas dazu sagen, auch wenn du es vielleicht nicht hören willst. Dein Vater mag anders darüber denken, der hat ja sowieso nur seine Kaninchenställe im Kopf, aber ich habe mir so meine Gedanken über die ganze Sache gemacht. Ich fand Leons Reaktion gar nicht so übertrieben. Dein Vater war früher auch so aufbrausend, wusstest du das? Ich brauchte einen anderen Mann nur anzuschauen, schon ging er auf die Palme ... Wir haben uns in dem Moment vielleicht keine Gedanken darüber gemacht, aber dein Freund muss sich ganz schön mies gefühlt haben. Alle auf der Feier kannten sich, er kannte niemanden – und du hast ihn mehr oder weniger seinem Schicksal überlassen.«

»Das müsste er aber verkraften können«, antworte ich beherrscht. »Schließlich ist er ein erwachsener Mann.«

Sie tut, als hätte sie meinen Einwand nicht gehört. »Eifersucht ist ein Zeichen von Liebe, Margot. Aber mehr

noch von Unsicherheit. Dein aparter, attraktiver Künstler ist gar nicht so selbstsicher und arrogant, wie er sich und uns glauben machen will.«

Ich weiche zwei Arbeitern aus, die Teile der Wandverkleidung hinaustragen. »Das glaube ich nicht.«

»Doch, du kannst mir ruhig glauben. Tante Anita sitzt gerade neben mir, und die sagt genau dasselbe.«

Ich stöhne auf. Toll, meine Mutter spricht also mit meiner Tante über mein Liebesleben. Wenn es nur bei dieser einen Mitwisserin bleiben würde – aber ich weiß, dass es bald alle erfahren werden.

»Sie ist genau meiner Meinung. Dieser Mann liebt dich wirklich. Du bedeutest ihm etwas.«

»Ich habe die ganze Zeit geglaubt, ihr würdet euch wünschen, dass ich mich wieder mit John versöhne?«

»Wir wollen, dass du glücklich bist. Ich habe doch den Unterschied erkannt, mein Schatz. Obwohl du uns nicht oft besucht hast in letzter Zeit, habe ich dich selten so strahlen sehen. Du siehst phantastisch aus, deine neue Arbeit tut dir gut ... Leon tut dir gut. Meiner Meinung nach war es unvernünftig von dir, ihn wegzuschicken.«

»Aber ich habe ihn doch gar nicht weggeschickt.«

Meine Mutter sagt nichts. Ich denke schon, dass die Verbindung unterbrochen wurde, aber auf dem Display sehe ich, dass die Zeit noch läuft. »Mama?«

»Ja, ich bin noch da. Weißt du, ich möchte mich eigentlich nicht weiter einmischen, denn ich weiß ja nicht,

was bei eurer Auseinandersetzung sonst noch eine Rolle gespielt hat. Das geht mich auch gar nichts an. Es ist dein Leben. Ich wollte dir nur sagen, wie wir es sehen. Denk einfach mal darüber nach.«

»Ach, das hat doch sowieso keinen Sinn mehr.«

»Da wäre ich mir aber nicht so sicher. Na ja, ich will dich jetzt nicht länger von deiner Arbeit abhalten. Bewahre einen kühlen Kopf und handle nicht überstürzt. Und du weißt ja: Wenn irgendetwas ist, kannst du immer zu uns kommen.«

»Das weiß ich, Mama. Ihr seid wirklich lieb.«

»Mittagspause!«, höre ich eine laute Männerstimme rufen.

Ich schaue auf die Uhr. Zwölf. Joost kommt zu mir herüber. Sein Blick hinter den dünnen Brillengläsern huscht unruhig hin und her. »Ach, ich bin für so etwas einfach nicht geeignet. Was für ein unglaubliches Chaos. Schrecklich!«

»Alles wird gut!«, beruhige ich ihn. »Schon heute Abend haben wir das Schlimmste hinter uns.«

»Meinst du wirklich?« Joost dreht sich um und überblickt gemeinsam mit mir den Raum. Dichter Staub liegt in der Luft, und der Fußboden ist übersät mit Holzstücken und Schutt.

»Ja, ganz bestimmt.«

»Sollen wir irgendwo zu Mittag essen? Hier kann ich ja doch wenig ausrichten.«

»Ich habe eigentlich keinen großen Hunger.«

Joost lehnt sich zu mir herüber. »Hast du einen Kater?«

»Nein. Ich habe einfach keinen Hunger.«

»Ich sollte das vielleicht für mich behalten, aber du siehst fürchtbar aus. Was hast du denn am Wochenende bloß getrieben?«

»Nur lauter Unsinn.«

Er grinst breit. Als ich nicht reagiere, schaut er mich besorgt an. »Aber doch keinen schlimmen Unsinn, hoffe ich?«

»Lass nur«, sage ich leise. »Wo möchtest du essen gehen?«

Wieder klingelt mein Telefon.

»Du bist aber gefragt heute«, bemerkt Joost.

»Das sieht nur so aus«, murmele ich und schaue flüchtig auf das Display. Eine unbekannte Nummer.

»Ja, hallo?«

»Guten Tag, hier spricht Charles Burghardt, Kripo Nord-Brabant. Spreche ich mit Margot Heijne?«

»Ja, das bin ich.« Mir bleibt fast das Herz stehen vor Schreck. Warum sollte mich die Kripo anrufen? »Worum geht es?«

»Sind Sie zu Hause?«

»Nein, bei der Arbeit, in Amsterdam. Bitte sagen Sie mir, worum es geht.«

Schweigen.

»Das würden wir lieber persönlich mit Ihnen

besprechen.«

Ich unklammere das Telefon mit beiden Händen. »Dann springe ich jetzt sofort ins Auto.«

»Sollen wir uns um zwei Uhr bei Ihnen zu Hause treffen?«, schlägt der Mann vor.

»Gut, ich bin um zwei Uhr da.«

40

Um zehn vor zwei biege ich in die Straße entlang des Kanals ein und sehe, dass ein Streifenwagen mit zwei Rädern auf dem Bürgersteig vor meiner Tür parkt. In dem Moment, als ich mein Auto auf dem Anwohnerparkplatz abstelle, steigen zwei Personen aus: ein dunkelhaariger, stämmiger Mann um die vierzig und eine junge, milchkaffeebraune Frau mit einem schmalen Gesicht und einem braunen Pferdeschwanz. Sie trägt eine Uniform, der Mann eine Cordhose und eine dicke rote Jacke. Beide blicken mich mit ernster Miene an.

Auf dem ganzen langen Weg nach Hause habe ich mich gefragt, was passiert sein könnte. Mit meinen Eltern oder Dick und Anne ist alles in Ordnung, das weiß ich. Für einen Moment hatte ich befürchtet, es könnte etwas mit Leon zu tun haben. Vielleicht ist er in Schwierigkeiten geraten, als er Samstagnacht nach Hause fuhr. Doch diese Vermutung hatte ich schnell fallen gelassen. Warum sollte sich die Polizei an mich wenden, wenn es um Leon ginge? Vielleicht ist bei mir eingebrochen worden, oder ich habe irgendetwas Strafbares getan, dessen ich mir nicht

bewusst war. Obwohl mir diese Vorstellung auch nicht gerade angenehm erscheint, wäre so etwas immer noch besser, als wenn einem meiner Lieben etwas zugestoßen wäre.

»Burghardt«, stellt sich der Mann vor, als er mich vor der Tür mit Handschlag begrüßt.

Die Frau nickt mir aufmunternd zu. Sie hat kleine, schlanke Hände, aber einen kräftigen Händedruck. Ihren Namen verstehe ich nicht.

»Kommen Sie herein«, sage ich.

Im Flur klebt ein Zettel an meinem Briefkasten: BITTE LEEREN!!! DRITTE AUFFORDERUNG!!!

»Ich bin in letzter Zeit nicht oft zu Hause gewesen«, erkläre ich mit einer vagen Geste in Richtung Briefkasten.

»Ich wohne momentan quasi bei meinem Freund. Oder besser: wohnte. Bis vorgestern jedenfalls ...«

Beide nicken und folgen mir die Treppe hinauf.

Ich werde von Sekunde zu Sekunde nervöser. Im Wohnzimmer zeige ich auf das Sofa. »Bitte setzen Sie sich. Kann ich Ihnen eine Tasse Kaffee oder Tee anbieten?«

Die Heizung war wochenlang nicht eingeschaltet. Ich drehe den Thermostat auf zwanzig Grad und gehe in die Küche.

»Bitte machen Sie sich keine Umstände. Wir möchten nichts trinken. Setzen Sie sich doch einen Moment.«

Weil auf dem Sofa kein Platz mehr ist, hole ich einen

Stuhl aus der Küche und stelle ihn neben den Wohnzimmertisch, den Polizisten schräg gegenüber. »Tut mir leid, dass es in der Wohnung so kalt ist.«

»Wir behalten einfach unsere Jacken an. Sie sind die Freundin von John van Oss? Das hat uns jedenfalls Ihre Mutter erzählt.«

John. Es hat etwas mit John zu tun.

»Seine Exfreundin«, antworte ich fast atemlos und schaue von einem zum anderen.

»Haben Sie lange mit Herrn van Oss zusammengewohnt?«

»Ja, sieben Jahre lang. Vor ungefähr sechs Monaten haben wir uns getrennt.«

»Aber am letzten Wochenende haben Sie ihn noch gesehen?«

Ich erstarre. »Ja.«

Der Mann schaut in ein kleines Büchlein, das er aus der Innentasche seiner Jacke holt, und liest vor: »Bei einer Familienfeier.«

»Ja, richtig. John gehört quasi zur Familie. Er will meinem Vater beim Bau von Kaninchenställen helfen. Mein Vater ist nämlich Kaninchenzüchter.« Warum erzähle ich das alles? Aus reiner Nervosität.

»Sind Sie nach der Feier mit ihm nach Hause gegangen?«

»Ja. Das war ursprünglich nicht so geplant, aber ich hatte meinen Haustürschlüssel in Amsterdam liegen gelassen. Weil es zu spät war, den Zweitschlüssel bei meinem

Bruder Dick abzuholen, sind wir zu John nach Hause gefahren.« Mehr will ich nicht sagen. Ich habe keine Ahnung, worauf sie hinauswollen.

»Hatte Ihr Exfreund etwas getrunken?«

»Ja.«

»Viel?«

Ich habe das Gefühl, dass ich jetzt aufpassen muss, was ich sage. Vielleicht hat sich John nach meinem Aufbruch noch ins Auto gesetzt und einen Unfall verursacht, und jetzt sucht die Polizei Zeugen. Nein, das kann nicht sein. Das hätte meine Mutter mir erzählt. Dennoch beschließe ich, vorsichtig zu sein. »Ich weiß es nicht genau«, antworte ich. »Alle hatten etwas getrunken. Ich auch.«

»Haben Sie die Nacht bei Herrn van Oss verbracht?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Jedenfalls nicht die ganze Nacht. Ich bin irgendwann gegangen und habe bei meinen Eltern übernachtet. Sie wohnen nicht weit von ihm.«

»Um welche Uhrzeit war das?« »Ich weiß es nicht mehr genau. Vier? Halb fünf? So um die Zeit muss es gewesen sein.«

»Haben Sie ihn danach noch einmal gesehen oder mit ihm gesprochen?«

»Nein.« Ich reibe mir über das Gesicht. »Es geht also um John. Bitte sagen Sie mir, was los ist!«

Der Mann räuspert sich und wechselt einen vielsagenden Blick mit seiner Kollegin.

Sie schaut mich mitleidig an. »Heute Morgen ist Herr van

Oss nicht an seinem Arbeitsplatz erschienen. Das war nicht seine Art, er kam stets pünktlich um kurz vor acht. Da er sich auch nicht am Telefon gemeldet hat, ist ein Kollege so gegen zehn Uhr zu ihm gefahren, um nach ihm zu sehen.«

Ich starre vom einen zum anderen. »Ja, und?«

»Seine Haustür war abgeschlossen, und die Rollläden waren heruntergelassen, das Auto stand vor der Garage. Niemand hat geöffnet, obwohl sein Kollege lange geklingelt und an Tür und Fenster geklopft hat. Daraufhin hat er die Polizei gerufen, und unsere Kollegen haben die Tür aufgebrochen.«

Krampfhaft ringe ich die Hände in meinem Schoß.

»Unsere Kollegen haben Ihren Exfreund tot aufgefunden.«

»Tot?«, rufe ich. »Aber das kann nicht sein. Er war doch nicht krank. Er kann nicht tot sein!« Mit weit aufgerissenen Augen schaue ich die beiden Polizeibeamten vor mir an. »Nein. Das kann nicht sein.«

»Sie würden uns sehr helfen, wenn Sie uns genau erzählen würden, was geschehen ist, als Sie in der Nacht von Samstag auf Sonntag bei Ihrem Exfreund waren. Haben Sie Alkohol getrunken, haben Sie sich gestritten?«

Ich schlage die Augen nieder und lege mein Gesicht in die Hände. »Wir haben miteinander geschlafen. Das hätte ich nicht tun dürfen. Das war unglaublich dumm von mir. Ich bin eigentlich inzwischen mit einem anderen Mann

zusammen, mit dem ich mich auf der Feier gestritten habe, und ... Ich hätte es nicht tun dürfen, aber es ist geschehen. Anschließend bin ich gegangen und habe bei meinen Eltern übernachtet.«

»Dieser andere Mann, mit dem Sie sich gestritten haben, wie heißt der?«

Ich schaue die beiden an. »Leon. Leon Wagner. Er ist Kunstfotograf.«

Der Mann macht sich eine weitere Notiz in seinem Buch. »Hat Ihr Exfreund noch etwas gesagt, bevor Sie das Haus verließen? Hat er zum Beispiel damit gedroht, sich etwas anzutun? War er vielleicht depressiv?«

Ich schüttele heftig den Kopf. »Nein. Nein, John ist ... war immer sehr lebenslustig. Er sagte nur, dass er mir nicht glaubt. Und dass ich nicht zu meinen Eltern könne, weil es viel zu spät sei. Es war mitten in der Nacht. Er wollte, dass ich bleibe.«

»Was hat er Ihnen nicht geglaubt?«

»Dass ich ihn nicht liebe. Und dass es ein Fehler war.«
Wieder schaue ich die beiden Leute an, die in ihren Jacken auf meinem Sofa sitzen. »Was ist denn um Gottes willen mit John geschehen?«

XI

John eroberte seinen früheren Platz innerhalb der Familie mit Leichtigkeit zurück, oder vielleicht hatte er ihn auch nie verloren. Das war besorgniserregend, es verursachte zu viele Komplikationen. Er war fest entschlossen, alles zu

tun, um sie zurückzugewinnen. Und man muss hinzufügen, dass er damit ziemlich rasche Fortschritte machte.

Ich hätte nicht gedacht, dass sie es so schnell so weit kommen lassen würde. Ich war sehr enttäuscht von ihr. Man mag mich einen unverbesserlichen Romantiker schimpfen, aber ich hätte sie für stärker gehalten. Viel stärker. Es war schmerzlich, mit ansehen zu müssen, wie er ihr Avancen machte und auf dem Sofa in seinem Wohnzimmer immer näher an sie heranrückte und wie widerstandslos sie sich von ihm einwickeln ließ. Schon bald darauf gingen sie gemeinsam nach oben. Ich kletterte auf das Flachdach der Küche und sah, wie sie sich für ihn auszog, wie sie im Bett landeten und wie sie schließlich – ich irre mich in diesem Punkt nicht, auch wenn ich ihn am liebsten aus meinem Gedächtnis löschen würde – anfang zu schreien, als er sie zum Orgasmus führte. Ja, das war wirklich eine große Enttäuschung für mich. Es brach mir das Herz.

Und es bestätigte mir, was ich schon lange insgeheim vermutet hatte: John war ein Krebsgeschwür, das weggeschnitten werden musste. So etwas hätte sie nie jemandem erlaubt, mit dem sie nicht schon früher intim gewesen war. Sie bindet sich zu stark. Nicht nur an Dinge – auch an Menschen.

Vielleicht hat sie den Blödmann wirklich geliebt, vielleicht auch nicht. Ich werde es nie erfahren, einfach deswegen, weil ich ernsthaft damit rechnen muss, dass Margots

Aussagen nach Johns Tod nicht unbedingt eine genaue Wiedergabe der Wirklichkeit sind. Sie müssen nicht unbedingt ihre wahren Gefühle für ihn, als er noch lebte, widerspiegeln. Ich muss sie im richtigen Zusammenhang betrachten: Selbstmord eines Exfreundes, mit dem sie kurz davor noch Sex gehabt hatte. Ich persönlich kann mich in solche Gefühle nicht besonders gut hineinversetzen, ich bin zu nüchtern dafür. Aber Margot ist ein Gefühlsmensch. Sie wird sich verzehren vor Gewissensbissen. Sie wird Unterstützung brauchen, sich jemandem anvertrauen wollen, der versteht, was sie durchmacht. Und was macht sie wohl durch? Genau.

Dass ihm in jener Nacht alles reibungslos gelang, durchkreuzte ganz und gar meinen wohldurchdachten Plan, der – zugegeben – erst Anfang dieses Monats gereift war, nachdem ich den Inhalt seines Kühlschranks durchforstet hatte. Was ich da zwischen französischem Käse und Literflaschen Cola Light entdeckte, würde es so schrecklich einfach machen, ihn zu töten, dass es fast eine Enttäuschung bedeutete. Glücklicherweise gab es noch viele weitere Hindernisse zu überwinden, bevor wir mit dem großen Finale beginnen konnten. Das erste war, dass ich dort von dem Flachdach aus einen regelrechten Sieger erblickte. Und ein Sieger würde nicht das tun, wozu ich ihn bringen wollte.

Doch noch während ich wie gelähmt zusah, wendete sich das Blatt auf geradezu schicksalhafte Weise. Es gab

Streit. Ich weiß nicht, warum sie diesen Entschluss fasste, aber sie zog sich an und ging. Zu Fuß.

Er blieb verdutzt im Wohnzimmer zurück, schenkte sich ein Glas Bier ein, hieb mit der Faust auf das Sofa und lag noch eine ganze Weile da und starrte an die Decke.

Kein Sieger mehr.

Alles fügte sich ineinander, passte perfekt. Ich musste es jetzt tun, ich durfte nicht länger warten, nicht mehr zögern. Dennoch zauderte ich noch eine gute Viertelstunde, ehe ich bei ihm läutete, weil der Rausch, der mich erfasste, für eine Weile meinen ansonsten klaren Verstand trübte.

Ein praktischer Nebeneffekt war, dass John sofort die Tür öffnete, ohne den geringsten Hintergedanken. Er kam wahrscheinlich nicht einmal auf die Idee, dass es ein anderer sein könnte als seine geliebte Margot, die von ihrer impulsiven Flucht zurückgekehrt war. Daher schaute er mich erstaunt an, als er mich vor der Tür stehen sah. Nicht ängstlich, nicht schockiert, nur erstaunt.

Ich zog meine Pistole unter der Jacke hervor und richtete sie auf seine Brust. »Verzeih das Klischee«, sagte ich leise. »Ich persönlich bin gar nicht für diese plumpe Vorgehensweise, aber ich habe leider nur wenig Zeit. Ich möchte kurz mit dir reden.« Ich drückte die Tür weiter auf, schloss sie hinter uns und zwang John, einen Schreibblock und einen Stift zur Hand zu nehmen. Dann musste er die Jalousie in der Küche herunterlassen. Mit aschfahlem Gesicht saß er am Küchentisch. Ihr Geruch

umgab ihn noch. Ich konnte ihn riechen, genau wie seine Bierfahne.

Ich setzte mich ihm gegenüber. Erst ließ ich ihn reden. Solange er noch der Illusion erlag, es gäbe einen Ausweg, würde er mir wichtige Informationen verschaffen. Und das tat er dann auch. John war ein guter Redner, zweifellos. Er quatschte mir die Ohren voll. Ich sah, wie er nachdachte, seine Blicke huschten in alle Richtungen. Er versuchte, einen Fluchtweg zu finden, versuchte, mich für sich zu gewinnen, während ich ihn die ganze Zeit eiskalt ansah und ihm Fragen über Fragen stellte. Sicherlich dachte er, er müsse um jeden Preis weiterreden. Solange ich rede, lebe ich.

Die Menschen reagieren so vorhersehbar.

Nach einer halben Stunde wusste ich genug. Genug, um ihn einen herzerreißenden, ehrlichen Brief schreiben zu lassen, in dem er seinen Angehörigen seinen Entschluss mitteilte. Doch erst musste ich ihn dazu bewegen, dass er diesen Brief wirklich eigenhändig schreiben wollte, aus freien Stücken. Dadurch würde die ganz Sache nämlich echter wirken, einleuchtender für diejenigen, die ihn gekannt hatten. Und daher auch für die Polizei.

»Okay«, sagte ich. »Es gibt verschiedene Möglichkeiten. Du hast heute Nacht die Wahl. Es ist ganz und gar deine Party. Tust du es selbst? Oder überlässt du es mir?«

Er sah mich verständnislos an.

»Wieder muss ich dich bitten, mir ein Klischee zu

verzeihen«, erklärte ich. »Aber ich muss mir – und ich hoffe wirklich, dass du das verstehst – die Umstände zunutze machen. Du bist nicht der Typ, der den Mut hat, von einem Hochhaus zu springen. Und du hast, da bin ich mir nach unserem Gespräch ganz sicher, nicht die nötige Aggression, um mit dem Auto gegen eine Wand zu fahren. Und leider habe ich hier im Haus keine Balken entdeckt, die dein nicht geringes Gewicht tragen könnten ... Aber, John, du bist Diabetiker. Das eröffnet ganz neue Möglichkeiten. Du verfügst über eine tödliche Dosis Insulin und bist daran gewöhnt, dich zu spritzen. Es erscheint am logischsten, dass du diesen Weg wählst, nachdem Margot dich für immer verlassen hat. Und noch etwas, aber das wirst du sicher verstehen: Falls du dich weigerst, werde ich dich ganz einfach über den Haufen schießen. Peng. Durch den Kopf.« Ich hob ruckartig die Pistole, und er zuckte mit dem Kopf weg wie ein scheuendes Pferd. »Das kostet mich nur ein Fingerschnippen«, fuhr ich fort. »Aber überleg doch mal, John, was das für eine Schweinerei gibt ... Das viele Blut, die Knochensplitter, Fetzen deines Gehirns. Denk doch mal an deine Angehörigen, John, an deine liebe Mutter, von der du mir eben noch erzählt hast. Bestimmt wird sie sich von dir verabschieden wollen, dich noch einmal umarmen, wenn du friedlich in deinem Sarg liegst. Das geht aber nicht, wenn dein Gesicht fehlt, dann erspart man der Familie den Anblick. Das weiß ich aus Erfahrung.

Außerdem ...«, ich verdrehte kurz die Augen, als dächte ich nach, »... wenn du dich weigerst, wird es sowieso eine sehr ruhige Beerdigung, weil du dann nicht der Einzige sein wirst, der heute Nacht stirbt. Ich sage es nur ungern, aber ich weiß, wo deine Mutter und deine anderen Verwandten wohnen, und ich werde sie noch in dieser Nacht einen nach dem anderen aus dem Bett holen und erschießen. Aus Rache, John, weil du mich sehr wütend gemacht hast. Und weil es mir nun mal großen Spaß macht ... zugegeben. Weitere Gründe brauche ich nicht. Wie ich schon sagte: Es liegt in deiner Hand.«

Es war ein Versuch, nur um zu sehen, ob er darauf hereinfallen würde. Wenn nicht, musste ich auf Plan B übergehen, dessen Ausgang jedoch schwer vorhersehbar war. Ich würde ihn fixieren müssen, ohne dass Wunden oder blaue Flecken entstanden, und ihm danach mehrere tödliche Injektionen verabreichen müssen. Keine leichte Aufgabe. Sie war riskant und von zahlreichen unberechenbaren Faktoren abhängig. Zu vielen Faktoren. John war kein mickriges Männchen, sondern ein kräftiger Kerl in den besten Jahren. Ich hatte nicht vor, mich auf einen Ringkampf mit ihm einzulassen. Dabei konnte ich nur verlieren.

Aber das erkannte John gar nicht. Er war so bestürzt, dass er nicht begriff, dass ich sowieso nicht vorhatte zu schießen, wegen der zahlreichen Nachteile, die untrennbar mit einer derart radikalen Lösung verknüpft sind. Zum

Beispiel wäre Selbstmord – und danach wollte ich es aussehen lassen – nur dann glaubhaft, wenn sich Schmach Spuren an seiner rechten Hand befänden und zwar im richtigen Winkel und in der richtigen Menge. Er hätte also selbst auf den Abzug drücken müssen, und das lässt sich nun einmal schwer in die Praxis umsetzen. Und dann der Lärm! Die Nachbarn lagen zwar garantiert im Tiefschlaf – es war inzwischen halb fünf -, aber der Knall würde sie wecken. Die Wahrscheinlichkeit war hoch, dass sie gleich anschließend wieder einschlafen würden, aber ich konnte eben nicht so ohne weiteres davon ausgehen. Wenn ich Pech hatte, litt einer der Nachbarn an Schlaflosigkeit oder es befand sich ein Profi unter ihnen, der den Pistolenschuss als solchen identifizieren und etwas unternehmen würde. Ich hatte zu wenig Zeit gehabt, um die Nachbarn sorgfältig unter die Lupe zu nehmen. Ein Schuss würde bedeuten, dass ich so schnell wie möglich machen musste, dass ich wegkam. Und Wegrennen ist nicht mein Stil.

Ich sehe mir das Resultat meiner Bemühungen gerne an. Aber das alles wusste John nicht. John hatte so seine eigenen Probleme in jener Nacht am Küchentisch. Er wusste, dass er sterben würde, wie auch immer, und er entschied sich dafür, es selbst zu tun. Ich sah es seiner ganzen Haltung an, dass er jede Hoffnung aufgegeben hatte, aber dennoch blieb ich auf der Hut.

Während er den Brief schrieb, heulte er. Kaum zu

glauben, aber er weinte wie ein kleines Kind. Er stieß unzusammenhängende Worte über seine Mutter aus, die ihn furchtbar vermissen würde. Erzählte, wie sehr er Margot liebe und dass er sich darüber erst in letzter Zeit klar geworden sei, gerade als sie sich von ihm abgewandt habe und es ihr so gut gegangen sei. Etwas in ihm war zerbrochen. Die Tränen fielen auf das Papier und ließen die Tinte verlaufen. Er machte Fehler, strich einzelne Wörter durch. Der Brief sah aus wie in geistiger Umnachtung geschrieben. Ich fand, das passte durchaus zu seiner Gemütsverfassung.

Ich reichte ihm seinen Insulinvorrat und legte die Spritze bereit, die noch ordentlich in ihrer Verpackung steckte. Als er sie sah, fing er an zu zittern, als begreife er jetzt den Ernst der Lage.

»Intravenös wirkt es effektiver«, erklärte ich. »Und es geht schneller. Es ist ein schöner Tod, John. Du wirst ganz schnell ins Koma fallen und nichts mehr spüren. Ich bleibe bei dir, bis du tot bist. Das muss doch ein beruhigender Gedanke sein, nicht allein sterben zu müssen.«

Seine Augen trübten sich, und er zitterte furchtbar. So sehr, dass ich Angst hatte, er könne keine Ader mehr treffen.

»Binde den Arm mit deinem Gürtel ab«, riet ich.

Er tat es. Er wurde von einer Art Fatalismus ergriffen; im Grunde etwas Schönes, das man selten sieht. Gefügigkeit in ihrer reinsten Form. Er nahm sich viel Zeit, den

gestreiften Baumwollgürtel um seinen Oberarm zu binden. Schaute danach noch minutenlang auf die Innenseite seines Armes, als bewegten sich die Adern, als tanzten sie vor seinen Augen. Langsam schwollen sie an und zeichneten ein Relief in seine weiße Haut.

Ich wollte ihn nicht stören, weil die Trance, in der er sich befand, mir zum Vorteil gereichte. Aber ich hatte es schließlich eilig. Es war schon Viertel vor fünf. Das Koma, das nach einer direkt in die Vene injizierten Dosis Insulin eintritt, kann einige Stunden anhalten, wonach normalerweise der Tod eintritt. In manchen Fällen kann es jedoch vorkommen, dass der Patient aufwacht. Er wird ein Hirntrauma erleiden, kann aber überleben. Alles hängt von der Konstitution des Patienten und der Insulinmenge ab ... Es gibt so viele Faktoren, die man in seine Berechnungen mit einbeziehen muss. Deswegen wollte ich ohnehin auf Nummer sicher gehen und ihn sich zwei Spritzen setzen lassen. Denn vor Sonnenaufgang musste ich weg sein.

Atemlos sah ich zu, wie er, noch immer schniefend und unzusammenhängendes Zeug brabbelnd, die Injektion aufzog und die Nadel in seinen Unterarm stach. Wie er langsam den Schieber hineindrückte und die Flüssigkeit in seine Adern sickerte.

»Noch eine!«, forderte ich, die Pistole noch immer auf seine Brust gerichtet.

Verwirrt schaute er mich an.

»Ja, John, nun mach schon. Noch eine!«

Seine Bewegungen wurden allmählich unkoordiniert, aber es gelang ihm, sich noch eine zweite Spritze zu setzen. Anschließend rollten seine Augen weg, und er begann heftig zu zittern. Es war eine bizarre Erfahrung, einen biochemischen Kurzschluss mit anzusehen. Das Insulin übte einen dramatischen Einfluss auf seine Körperfunktionen aus. Das Blut wich ihm aus dem Gesicht. Das Zittern wurde stärker und ging dann in ein leichtes Zucken über. Anschließend brach er auf dem Fliesenboden zusammen und wurde still und ruhig. Ich kniete mich neben ihn und schaute ihm ins Gesicht, eine Grimasse aus Muskeln und Knochen.

Mit Edith war es so viel schöner gewesen.

Ich zog eine kleine Flasche Wasser aus der Tasche, öffnete sie und trank einige Schlucke. Mein Hals war von der Anspannung und dem vielen Reden ganz trocken geworden. Die Minuten krochen vorüber. Erst, als ich zwei Stunden später zum zehnten Mal seine Körperfunktionen kontrolliert hatte und er noch immer nicht atmete, keinen Puls hatte und seine Pupillen nicht auf das grelle Licht meiner Taschenlampe reagierten, brach ich auf.

Meine Aufgabe war erfüllt. Und ich hatte jetzt die nötigen Voraussetzungen für alles weitere geschaffen.

Der nächste Schritt galt Margot.

Die Kriminalbeamten sind gegangen. Wie betäubt sitze ich auf dem Sofa und starre Löcher in die Luft, immer noch im Mantel. Ich kann es nicht fassen. John hat Selbstmord begangen, mit seinem eigenen Insulin. Er hat mich in seinem Abschiedsbrief persönlich angesprochen.

Ich bin schuld, dass er tot ist.

Wie konnte er nur so etwas tun? Wie konnte er? Ich kann nicht einmal weinen. Es geht nicht. Es scheint, als könne ich nichts mehr empfinden, nichts mehr fühlen. Als sei ich leer, verbraucht. Mir gehen allerlei Gedanken durch den Kopf. Wenn ich bei ihm geblieben wäre, wenn ich meinen Rausch in seinem Bett ausgeschlafen hätte anstatt bei meinen Eltern, wäre es dann anders gekommen? Wenn ich nicht mit ihm ins Bett gegangen wäre ... Wenn ich meinen Schlüssel nicht in Amsterdam liegen gelassen hätte ... Wenn ich mich nicht mit Leon gestritten hätte ... Wenn wir ein Hotelzimmer genommen hätten ...

Wenn, wenn, wenn.

Ich ziehe die Knie an die Brust und lege die Arme darum. Warum? Warum sah er keinen anderen Ausweg? Ich verstehe das einfach nicht. Der Kriminalbeamte hat mich gefragt, ob John unter Depressionen gelitten habe, aber wie angestrengt ich auch nachdenke, die Antwort bleibt: nein. John war ein Macher, jovial, sozial, extrovertiert, ein Gesellschaftsmensch. Natürlich war er manchmal missgelaunt, in sich gekehrt, abweisend oder wütend,

aber nicht mehr als jeder andere auch. Ich kann mich nicht erinnern, dass er jemals über Selbstmord gesprochen hätte. Nie. Es erscheint mir so unwirklich.

Innerlich wehre ich mich gegen den Gedanken, dass er nicht mehr lebt. Vielleicht war die Meldung nur ein schlechter Witz, um mich zu bestrafen. Hatte John Freunde bei der Polizei, die ihm diese Art von Gefallen tun würden? Waren der Mann und die Frau falsche Polizisten in einem falschen Streifenwagen gewesen? Ist das alles nur ein Traum?

Vor Nervosität kaue ich auf meinen Fingernägeln herum. Vielleicht kann ich es erst glauben, wenn ich ihn sehe. Wenn ich ihn berühre und feststelle, dass er nicht mehr atmet, spüre, dass sein Herz nicht mehr schlägt. Oder wenn ich mit anderen Menschen reden kann, die mir versichern, dass das alles wirklich wahr ist. Solange ich hier allein auf dem Sofa sitze, bleibt es zu abstrakt.

Ich greife nach dem Telefon und rufe Dick auf dem Handy an. Er meldet sich sofort.

»Dick? Ich bin's, Margot. Es ist etwas Furchtbares passiert.«

Dick stößt einen tiefen Seufzer aus. »Ich weiß. Das halbe Dorf ist in hellem Aufruhr. Wie hast du davon erfahren?«

Keine falschen Polizisten.

Kein Traum.

»Von der Polizei«, antworte ich.

»Der Polizei? Was wollten die denn von dir?«

»Sie haben mir Fragen gestellt ... Warum hast du mich nicht benachrichtigt, wenn du es doch schon wusstest? Das sieht dir gar nicht ähnlich.«

»Du hast doch gesagt, du müsstest nach Amsterdam zur Arbeit, und ich wollte dich dort nicht stören. Ich hielt es einfach für unnötig ... Wir hatten vor, heute Abend zu dir nach Hause zu fahren und es dir persönlich zu sagen.«

»Hast du schon mit Johns Mutter gesprochen?«

»Nein, wie denn? Sie ist doch umgezogen.«

»Ja, sie wohnt jetzt in Tilburg.«

»Das habe ich gar nicht gewusst.«

»Dick, wo bist du jetzt?«

»Zu Hause, bei Mama und Papa. Anne ist da und die Nachbarin auch. Bestimmt kommen gleich noch mehr Leute. Wir sind alle entsetzt. Mama hat mir erzählt, dass John dich nach der Feier noch nach Hause gebracht hat.«

»Nicht ganz. Ich bin letzte Nacht bei ihm gewesen.«

»Das ist nicht dein Ernst!«

»Hat Mama dir das denn nicht erzählt?«

»Nein. Aber aus ihr wird man heute sowieso nicht schlau.«

Plötzlich kommen mir die Tränen. Ich ziehe meinen Reißverschluss auf und wiederhole schluchzend, was ich den Polizisten bereits erzählt habe: dass ich meinen Schlüssel nicht dabei hatte und ich die Nacht teilweise bei John verbracht habe. Ich erzähle Dick sogar, dass ich mit John ins Bett gegangen bin und es gleich anschließend

bereut habe, weshalb ich gegen vier Uhr morgens zu Fuß zu unseren Eltern hinüberging. »Er hat in seinem Abschiedsbrief geschrieben, er habe sich meinetwegen umgebracht.«

»Ein Abschiedsbrief? Mein Gott, Margot, mir wird eiskalt. Wie furchtbar ... Bist du jetzt ganz allein zu Hause?«

»Ja.«

»Bleib, wo du bist, ich bin schon unterwegs.«

Wieder einmal stelle ich fest, welche große Bedeutung meine Mutter für unser Heimatdorf hat. Mein Elternhaus hat sich in ein improvisiertes Krisenzentrum verwandelt. Mama kocht in einer Tour Kaffee, drückt jedem Neuankömmling eine Schale selbstgemachte Gemüsesuppe in die Hand und hat noch nicht eine Sekunde still gegessen. Mir wird klar, dass das ihre Art ist, mit der Situation umzugehen. Hauptsache, sie hat viel zu tun und kann sich um andere kümmern, dann ist sie zu beschäftigt, um über ihren eigenen Kummer nachzudenken. Denn daran, dass sie traurig ist, besteht kein Zweifel. Wir alle sind traurig. Und wütend. Und wir machen uns Vorwürfe. Wir empfinden Mitleid und Schuldgefühle. Wir stellen uns Fragen.

Das Telefon klingelt ununterbrochen, und ständig klappt die Hintertür auf und zu. Unentwegt gehen Leute ein und aus, die schockiert sind und mehr über die Ereignisse in

Erfahrung bringen wollen. Schon bald beschleicht mich das Gefühl, dass es vielleicht keine so gute Idee war, hierherzukommen. Schließlich spiele ich eine besondere Rolle in dieser Gruselgeschichte. Das Dorftamtam verbreitet bereits die Nachricht von Johns Abschiedsbrief, und einige Leute wissen schon, dass ich auf ziemlich unrühmliche Weise darin vorkomme.

Eine Stunde, eine Schale Suppe, sechs Zigaretten und drei Tassen Kaffee später ziehe ich mich in mein früheres Zimmer zurück. Allein. Die Heizung ist niedrig eingestellt, und es ist kühl. Ich setze mich auf das Bett an der Wand und schließe für einen Moment die Augen. Unten höre ich Leute reden, gedämpft durch die Decken und Wände. Ich höre Schritte im Flur und den Abzug der Toilette.

Im ersten klaren Moment des heutigen Tages, dem ersten Augenblick, in dem ich mich für ganz kurze Zeit nicht vor Kummer wie niedergeschmettert fühle, beschließe ich, Joost anzurufen. Übermorgen werde ich die Arbeiten weiter beaufsichtigen.

Er meldet sich umgehend, mit seiner so typischen, heiseren Stimme.

»Ich bin's, Margot«, melde ich mich. »Ich muss dir etwas sagen. Es ist etwas ganz Schlimmes passiert.« Ich erkläre ihm, dass John, ein guter Freund von mir, Selbstmord begangen hat, dass ich total kaputt bin und morgen nicht arbeiten kann.

»John? Dein Exfreund?«

»Ja, genau er.« In der ganzen Aufregung hatte ich völlig vergessen, dass Joost ihn kennengelernt hatte, wenn auch nur ganz kurz.

»Hat er unter Depressionen gelitten?«

»Nein, er ...«, beginne ich, breche aber mitten im Satz ab. Es geht Joost nichts an. »Am Mittwoch bin ich wieder einsatzbereit«, verspreche ich ihm. »Die Stuckateure und Fliesenleger wissen genau, was sie zu tun haben, also mach dir bitte keine Sorgen, ich habe alles bis ins kleinste Detail vorbereitet. Sieh nur zu, dass du um sieben Uhr morgens im Restaurant bist, die Arbeiter erledigen dann den Rest. Wie gesagt, ich bin am Mittwoch wieder da und am Donnerstag auch. Nur kann ich am Freitag leider nicht zur Eröffnung kommen. Da wird John beigelegt. Ich hoffe, du bist mir nicht böse deswegen.«

»Aber, aber, meine Liebe, wie kannst du dir jetzt bloß über die Arbeit Gedanken machen, wo du so etwas Furchtbares durchmachst? Nimm dir alle Zeit, die du brauchst. Meinetwegen bleibt das Ce Truc noch eine Woche länger geschlossen ... Wirklich wahr. Wenn wir dir irgendwie helfen können, sag Bescheid, ja?«

»Nein, vielen Dank, ist wirklich nicht nötig. Wir sehen uns am Mittwoch.«

Er wünscht mir viel Kraft und legt auf. Joost hat äußerst lieb und nett reagiert, aber wahrscheinlich nur, weil ihm niemand von unseren Amsterdamer Bekannten bisher von dem Bruch zwischen mir und Leon erzählt hat. Wenn er

das gewusst hätte, wäre er sicher erheblich weniger entgegenkommend und verständnisvoll gewesen.

Es ist fast zehn Uhr, als mich Dick wieder bei mir zu Hause absetzt. Er umarmt mich und sagt: »Halt die Ohren steif.« Ich könnte auch bei ihnen übernachten, wenn ich heute Nacht nicht allein sein wolle. Anne würde mir rasch ein Bett zurechtmachen.

Doch ich lehne ab. »Ich möchte mich jetzt einfach nur hinlegen und schlafen. Ich bin am Ende.«

Dick schaut mich forschend an. »Bist du sicher?«

»Ja, mach dir um mich keine Sorgen.«

»Hast du morgen eigentlich Termine?«

»Ja, einen, aber den habe ich heute Nachmittag schon abgesagt.«

»Okay.« Er umarmt mich nochmals. »Gute Nacht. Und versuche, dir keine Schuldgefühle einzureden.«

Im Wohnzimmer ist es warm geworden, trotzdem zittere ich wie Espenlaub. Ich setze mich auf das Sofa und starre in den Spiegel, unfähig, mich von der Stelle zu rühren. Ich werde zerfressen von Schuldgefühlen und kann meine Gedanken einfach nicht abschalten. Unablässig erfinde ich Ausflüchte, überlege, welche anderen Entscheidungen ich hätte treffen können, die dann zu einem positiveren Ausgang geführt hätten. *Wenn, wenn, wenn ...*

Mit zitternden Fingern hole ich ein plattgedrücktes Päckchen Zigaretten aus meiner Manteltasche und ziehe

eine Zigarette heraus. Ungeduldig drücke ich auf das Feuerzeug. Es erscheint keine Flamme. Ich erinnere mich daran, dass ein Feuerzeug neben meinem Computer liegen muss. Mit weichen Knien gehe ich ins Schlafzimmer und werde dort gleich als Erstes mit dem Foto konfrontiert, das Leon mir geschickt hat und das jetzt eingerahmt an der Wand hängt.

Es bedeckt einen großen Teil der Wand gegenüber meinem Bett, rechts neben meinem Computer: der alte Mann mit den blauen Augen, die mich vorwurfsvoll anschauen. Leid. Mit einem Finger fahre ich ruckartig über Leons Signatur in der rechten unteren Ecke des Fotos. Seine Handschrift verschwimmt durch die Tränen, die mir in die Augen steigen. Und plötzlich trifft es mich wie ein Hammerschlag: »Du hast dasselbe mitgemacht«, flüstere ich. »Und für dich war es noch viel, viel schlimmer als für mich. Du hast sie wirklich geliebt. Sie hat dir alles bedeutet. Und du hast sie selbst gefunden. In deiner eigenen Wohnung.«

Ich lasse mich auf das Bett sinken und ziehe die Knie an die Brust. Schlage die Arme darum, bleibe still liegen und lausche meinem Herzschlag und meinem Atem.

Die Zigarette fällt mir aus der Hand.

42

Das ganze Dorf ist auf den Beinen. In der Kirche sind alle Bänke besetzt. Die Leute stehen entlang den Wänden. hinten in der Kirche bei den Kerzen und neben

den Bänken in den Gängen. Das »Ave Maria« schallt durch das hohe Gewölbe.

Ich sitze in der zweiten Reihe, rechts und links neben mir Dick und meine Mutter. Sie haben die Köpfe gesenkt und sind beide in Gedanken versunken. Ich starre den Eichensarg vor dem Altar an. Er ist von einem regelrechten Blumenmeer umgeben, und die Kränze, Gestecke und Sträuße bedecken fast den ganzen Sarg wie ein bunter Schleier. Rosen, Gipskraut, rote und weiße Lilien. Kinderzeichnungen ragen aus den Kränzen hervor. Lange violette und grüne Bänder mit Golddruck, ein letzter Abschiedsgruß von allen, die John gekannt haben. Ich kann nur wenige lesen, es sind zu viele. UNS FEHLEN DIE WORTE – FAM. HEIJNE. LEBEWOHL, JOHN – DARTCLUB BULL'S EYE. WIR WERDEN ES NIE VERSTEHEN – FAM. VAN BUREN. MACH'S GUT, KUMPEL – DEINE KOLLEGEN VON LENTICO.

Ich hatte gedacht, ich könnte nie mehr weinen, nie mehr eine einzige Träne vergießen, aber sie rinnen ohne Unterlass. Das Papiertaschentuch, das meine Mutter mir zu Beginn des Gottesdienstes zugesteckt hat, klebt wie ein nasser Ball in meiner Hand.

Ich schniefe und schaue Dick an. Er nickt mir aufmunternd zu und drückt kurz meinen Arm. Ich richte den Blick wieder geradeaus. In der ersten Reihe sitzen Johns Mutter, ihre Schwestern und deren Männer und

Kinder.

John war ihr einziger Sohn. Sein Vater ist schon vor einigen Jahren an einem Hirnschlag gestorben. Johns Mutter hat jetzt niemanden mehr, geht es mir durch den Kopf. Sie hat ihre ganze Familie verloren. Ich empfinde unendliches Mitleid mit dieser Frau in ihrem schwarzen Kostüm und ihrem Dutt aus braun gefärbten Haaren.

Als die ersten Takte von »You Never Walk Alone« ertönen, wird der Sarg von sechs schweigenden, schwarz gekleideten Männern angehoben. Es sind Mitglieder des Dartclubs, Freunde von John, die ich alle kenne. Sie gehen langsam, vorsichtig, mit nach vorn gerecktem Kinn und vor Trauer angespannten Gesichtern durch den Gang zum Kirchenportal. Von der ersten Bank an stehen die Leute auf und folgen ehrerbietig dem Sarg. Wir schließen uns schlurfend an. Mein Vater unterstützt meine Großmutter und hilft ihr mit ihrem Rollator.

Eine schier endlos lange Prozession von Autos fährt im Schrittempo am Supermarkt und dem Schnellimbiss vorbei zum Friedhof am Rande des Dorfes. Andere Autofahrer halten an und lassen uns durch, Fahrradfahrer steigen ab, bleiben stehen und schauen zu. Irgendwie tut es mir gut, dass so viele Leute gekommen sind. John war beliebt. Ein Gesellschaftsmensch. Er hätte es nicht anders gewollt.

Auf dem Friedhof wird Johns Sarg über dem Grab auf

Zur dem Friedhof wird Johns Sarg über dem Grab auf Metallquerträgern abgestellt. Ein Kreis bildet sich um die Grube in der Erde. Der Pastor spricht einige letzte Worte und sprenkelt Weihwasser auf den Sarg.

Es ist kalt, und ich zittere unwillkürlich. Die Sonne hat sich noch nicht gezeigt. Auf dem gemähten Gras und der verdorrten, braunen Hainbuchenhecke liegt eine dünne Reifschicht.

Ich lasse meinen Blick über die Menge schweifen. Die meisten Gesichter erkenne ich wieder, aber einige sind mir auch fremd. Es müssen Kollegen von John sein. Die Vermutung beschleicht mich, dass wirklich jeder, der John gekannt hat, zu seiner Beerdigung gekommen ist.

Plötzlich sehe ich ein Gesicht, das nicht hierherpasst. Im ersten Moment glaube ich, dass ich mich irre, aber sie ist es wirklich. Sie steht schräg hinter dem Pastor, zwischen Johns und meinen früheren Nachbarn. Ich sehe nur einen Teil von ihren hochgesteckten Haaren und ihrem Gesicht. Unsere Blicke treffen sich, und sie nickt mir zu, schlägt ihre leuchtend blauen Augen nieder.

Debby. Sie muss die Neuigkeit von Joost erfahren haben.

Das Lokal ist nicht eingerichtet auf die Scharen von Menschen, die nach der Beerdigung dort einfallen. Ober rennen hastig hin und her, und ich höre sie flüstern, dass weitere belegte Brötchen und eine zusätzliche Kaffeemaschine benötigt wurden. Alle Tische sind

Kaffeemaschine denotigt werden. Alle Tische sind besetzt, und viele Leute müssen stehen, wie in der Kirche, allerdings jetzt mit einem Brötchen in der einen und einer Tasse Kaffee in der anderen Hand. Es ist warm – sehr warm nach der eisigen Kälte draußen. Die Fenster sind beschlagen. Die Atmosphäre ist nicht mehr ganz so gedrückt, aber noch immer gedämpft.

Ich stehe mit meinen Eltern, meiner Oma und Anne zusammen und beiße in ein weiches Schinkenbrötchen. Dick wartet mit seinen Söhnen in der Schlange vor den Toiletten. Ich suche Debby. Vielleicht ist sie wieder nach Hause gegangen. Ich nehme an, sie wollte sich mir nicht aufdrängen, sondern mir nur zeigen, dass sie in meiner Nähe war.

Ich habe das Bedürfnis, mit Johns Mutter zu reden, die ich nur als Tilly kenne. So will sie von jedem genannt werden. Nicht Mama oder Mutter, sondern einfach bei ihrem Vornamen. Auch vor ihr hat sich eine Schlange gebildet, ebenso wie vor dem Kondolenzregister.

»Es war ein schöner Gottesdienst«, sagt mein Vater. Seine Augen sind feucht und rot gerändert. »Wie es der Junge verdient hat.«

Plötzlich taucht Debby neben mir auf. Sie erschreckt mich ein wenig. Ihre blauen Augen sind dunkel geschminkt, und ihre Haare sind am Hinterkopf zu einem straffen Knoten aufgesteckt. Sie trägt einen langen, taillierten Mantel mit dunklem Pelzkragen. »Hallo, meine Liebe«, sagt sie, nimmt meine Hand und läßt mich auf

Liebe«, sagt sie, nimmt meine Hand und küsst mich auf beide Wangen. Sie duftet nach Opium, und ihre Wangen und ihre Hände sind ganz kalt. »Ich wollte dir mein Beileid aussprechen. Wie furchtbar! Ich habe es von Joost erfahren und wollte dich nicht alleine lassen.« Sie blickt sich um. »Obwohl von allein ja wahrhaftig nicht die Rede sein kann. Das reinste Staatsbegräbnis. Toll.«

»Debby, das sind meine Eltern. Und das ist meine Schwägerin Anne.« Während sie sich die Hände schütteln und Debby allen kondoliert, füge ich hinzu: »Ich kenne Debby aus Amsterdam.«

»Schade, dass ich John nicht gekannt habe«, sagt sie leise. »Er scheint ja sehr beliebt gewesen zu sein.«

»Ja, das war er«, antwortet meine Mutter. »Wir können es noch immer nicht glauben, dass er nicht mehr da ist. Es ist so unwirklich.«

»Ich kenne das Gefühl«, sagt Debby. Mitleidig schaut sie mich an und nimmt meine Hand. »Ich soll dir auch im Namen von Richard kondolieren. Und im Namen von Leon. Es hat ihn richtig mitgenommen.« Sie wendet den Blick ab, als müsse sie all ihren Mut zusammennehmen, und streicht dann mit ihren kalten, dünnen Fingern über meinen Handrücken. »Leon hat sich sehr erschrocken. Er hat uns erzählt, dass er sich an jenem Abend mit John gestritten hat. Auf dieser Feier. Er gibt sich die Schuld.«

Ich beiße die Zähne zusammen. »So ein Quatsch«, erwidere ich so leise wie möglich, in der Hoffnung, dass mein Flüstern im Stimmengewirr der Menge untergeht.

Ich frustriert im Sonnenlicht der Menge untergeht.

»Leon hat überhaupt nichts damit zu tun.«

»Bei ihm kommt jetzt alles wieder hoch, diese ganze schlimme Sache mit ...« Sie unterbricht sich mitten im Satz und verzieht das Gesicht zu einem freudlosen Grinsen. »Na ja. Jedenfalls hat er sich seit Tagen in seinem Loft verkrochen.«

»Nett von dir, dass du gekommen bist«, sage ich und erkenne in demselben Augenblick, dass es mir lieber gewesen wäre, Leon wäre persönlich erschienen. Wieder beiße ich die Zähne zusammen, weil sich mir gleichzeitig der düstere, unerträgliche Gedanke aufdrängt, dass ich nie mit John im Bett gelandet wäre, wenn Leon nicht wütend davongerauscht wäre. *Wenn, wenn, wenn.*

»Nun, dann will ich euch jetzt mal allein lassen«, sagt Debby mit leiser, melodischer Stimme. »Ich wünsche dir viel Kraft.« Ihre kalten Lippen kitzeln über meine Wange.

»Würdest du Leon bitte liebe Grüße von mir ausrichten?«, sage ich, fast gegen meinen Willen.

Zur Antwort zieht sie einen Mundwinkel hoch, ein halbes Lächeln. Mit einem knappen Nicken verabschiedet sie sich von meinen Eltern und verschwindet.

»War das eine Freundin von dir?«, fragt mich meine Mutter.

»Ja.« Ich starre ihr nach, bis sie aus meinem Blickfeld verschwindet. »Sie ist auch eine gute Freundin von Leon.«

»Sie sieht aus wie ein Fotomodel«, höre ich meinen Vater sagen, der von Debby's Erscheinung tief

...sagen, der von Debbys Erscheinung bei
beeindruckt scheint. »Oder ein Filmstar.«

»Ja, sie ist wirklich sehr schön«, bestätige ich lustlos.

Als ich aufblicke, sehe ich, dass Tilly allein dasteht.

Sobald sie mich ins Visier bekommt, strafft sie ihre zerbrechlichen Schultern und reckt das Kinn. Ihre ganze Haltung strahlt pure Feindseligkeit aus. Johns Mutter ist noch nie ein übermäßig liebevoller und einfühlsamer Mensch gewesen. Es hatte schon seine Gründe, dass John bei meinen Eltern regelmäßig ein und aus ging, während er seine Mutter relativ selten besuchte. Er nannte sie manchmal heimlich Eucalypta, nach einer Hexe aus einer Kindersendung. Nicht nur äußerlich trifft der Vergleich. Tilly strahlt eine Unversöhnlichkeit und eine Kraft aus, die man ihr bei ihrem zarten Körperbau gar nicht zutrauen würde.

Langsam gehe ich auf sie zu. »Mein Beileid«, sage ich, wage es aber nicht, ihre Hand zu nehmen.

Tilly mustert mich von Kopf bis Fuß. »Mit dir möchte ich mich demnächst noch einmal unterhalten, heute aber keinesfalls«, blafft sie und dreht sich dann demonstrativ von mir weg.

Hilflos bleibe ich auf der Stelle stehen und suche Blickkontakt zu meinen Eltern, doch die unterhalten sich angeregt mit Onkel Paul und Tante Agaath.

43

»Jede muss zwei Meter zweiundsechzig breit sein«, sage

ich. »Die Hone beträgt zwei Meter zwanzig, und der Bogen beginnt auf beiden Seiten bei einem Meter neunzig.«

Ich hoffe, dass mein Gesprächspartner die Maße korrekt notiert. Ich höre nur ein undeutliches Gebrumme.

»Haben Sie das?«

»Ja, ich habe alles. Zehn Stück, sagten Sie?«

»Ja, zehn. Können Sie sie an eine Adresse in Amsterdam liefern?«

»Ja, aber dann müssen wir zusätzlich dreißig Euro Versand berechnen.«

»Kein Problem.« Ich gebe die Lieferadresse für die Holzpaneele durch – die von Debby – und die Adresse, an die die Holzfirma die Rechnung schicken soll: das Nachtzicht. Die Kosten der Bestellungen für den Nachtclub addieren sich bereits zu einer hübschen Summe. Es war eine gute Idee von Richard, alle Rechnungen direkt an den Kunden schicken zu lassen. Ich hätte das Geld unmöglich vorschießen können.

»Wann kann ich mit den Paneelen rechnen?«, frage ich.

»Im Prinzip Mitte nächster Woche. Wir fangen an, sobald die Hälfte des Kaufbetrags überwiesen ist.«

Ich unterbreche die Verbindung und schaue Taco an. Loulou liegt schwanzwedelnd auf dem altrosa Teppichboden zu seinen Füßen, und im Fernsehen laufen schon den ganzen Morgen Telefonquizzsendungen, und das in voller Lautstärke.

»Könntet ihr bitte heute noch Geld an den Holzfirmaanten

»Könntest du bitte heute noch Geld an den Holzieleranten überweisen?«, frage ich.

Taco steht auf und reckt sich. Ein Teil seines leicht behaarten, sonnenbankgebräunten Bauches wird sichtbar. »Dann komm mal mit.«

Das eine Bein leicht hinterherziehend geht er mir voraus ins Büro. Sein Fuß ist immer noch eingegipst. Er hat eine schwarze Socke straff darübergezogen.

Im Büro versuche ich, das Foto von Edith nicht anzuschauen.

Doch während Taco seinen Computer hochfährt, wird mein Blick wie magisch davon angezogen. Sie scheint mir jetzt weniger zu ähneln als damals, als ich das Foto zum ersten Mal sah. Sie sieht jünger aus, und der Rotton ihrer Haare ist anders. Nicht einmal ihre Augen haben dieselbe Farbe wie meine. Sie sind grün und braun. Auch ihr Gesichtsausdruck ist anders. Herausfordernder.

Vielleicht fallen mir heute die Unterschiede mehr auf als die Übereinstimmungen, weil ich mich an diese gewöhnt habe.

»Mein Exfreund hat Selbstmord begangen«, erzähle ich Taco. »Genau wie sie. Vor einer Woche ist er beerdigt worden.«

Verstört blickt er vom Bildschirm auf. »Echt heftig«, murmelt er und widmet sich wieder seinem Computer. »Mein Beileid.«

»Danke«, sage ich und beiße die Zähne zusammen.

»So ich bin drin«, höre ich Taco brummen. »Hast du die

»So, ich bin da!«, höre ich Taco brüllen. »Fast du die Bankdaten?«

Ich lese die Kontonummer und den Namen der Firma vor, während Taco mit halb zusammengekniffenen Augen, als wäre er weitsichtig, auf den Bildschirm starrt und mit zwei Fingern die Daten eingibt. Danach zieht er eine Schublade auf und beginnt, auf einem kleinen Apparat Zahlen einzugeben. Dann tippt er wieder etwas in den Computer ein. Er schnauft. »So, ist unterwegs.«

Draußen höre ich Tacos Rottweiler wüten. »Besuch«, schlussfolgert Taco und schnalzt mit der Zunge. Gleichzeitig klingelt es, für Loulou das Startzeichen, laut kläffend an die Tür zu rennen.

»Klappe, Loulou!«, schreit Taco.

Ich zucke zusammen bei seinem lauten Gebrüll, aber das kleine weiße Hundchen lässt sich nicht so leicht davon beeindrucken.

Taco hievt sich an seinem Schreibtisch hoch und geht durch das Wohnzimmer zur Haustür.

»Und das gilt auch für dich, du dummes Vieh!«, brüllt er dem Rottweiler zu, als er die Türe öffnet.

Dann erst sehe ich, wer der Besucher ist, und genau wie ich bleibt er wie angewurzelt stehen. Mein Mund wird plötzlich trocken.

Im Laufe der letzten Wochen habe ich mich darauf eingestellt, ihn wahrscheinlich nie wiederzusehen. Gestern Abend googelte ich seinen Namen und speicherte die wenigen Pressefotos, die ich von ihm finden konnte, in

wenigen Messerows, die ich von ihm kennen konnte, in einer eigenen Datei auf meinem PC ab. Leon mag es offenbar nicht, fotografiert zu werden. Auf allen Bildern hat er sich ein wenig von der Kamera abgewandt und bedeckt einen Teil seines Gesichts. Ich las sämtliche Berichte, die seinen Namen enthielten. Niederländische, deutsche und englische Zeitungsartikel über Ausstellungen sowie Kommentare über Kunstfotografie, in denen er als einer der erfolgreichsten Fotografen in ganz Europa bezeichnet wurde. Durch all die lobhudehenden Rezensionen schien er auf einmal meilenweit entfernt von mir. Eine unerreichbare Ikone aus einer Welt, der ich nicht mehr angehöre.

Erst spät nachts konnte ich einschlafen, nachdem ich eine halbe Flasche Wein geleert hatte. So sah meine gestrige Nacht aus.

Und jetzt ist Leon hier. Ausgerechnet zu einem Zeitpunkt und an einem Ort, an dem ich ihn am allerwenigsten erwartet hätte. Ich trage meine Haare zu einem nachlässigen Pferdeschwanz gebunden, habe kaum Make-up aufgelegt und laufe in einem alten Arbeitspullover und der Jeans herum, von der ich weiß, dass Leon sie am liebsten in den Mülleimer geworfen hätte. Fast alles an schöner, weiblicher Kleidung ist neueren Datums und hängt noch in Amsterdam. In Leons Schrank.

Schweigend stehen wir einander gegenüber.

Taco schaut von einem zum anderen, kratzt sich am Hals

Ich schaue von einem zum anderen, kratze sich am Hals und murmelt: »Okay. Ich glaube, ich muss dringend mal den Zwinger saubermachen. Macht's euch bequem.« Die Tür fällt mit einem leisen Klicken hinter ihm ins Schloss.

Stille.

Wir bleiben beide stehen, zwischen uns fünf Meter altrosa Teppichboden und ein nervös hin und her trippelndes Hundchen, dessen Schwanz wie ein Propeller über seinen Rücken wirbelt.

Leon bricht als Erster das Schweigen. »Ich habe dein Auto gar nicht gesehen.«

»Es steht an der Seite, am Haupteingang.«

Er geht einen Schritt auf mich zu. »Ich möchte dir mein Beileid aussprechen«, sagt er leise.

Ich nicke nur.

»Und dich um Entschuldigung bitten«, fügt er hinzu. »Ich glaube, ich habe mich in letzter Zeit ziemlich unmöglich benommen.«

Ich muss unwillkürlich an die Worte meiner Mutter denken. »Ich habe mich auch ziemlich unmöglich benommen«, sage ich. Ich schaue zu Boden und danach wieder zu Leon, der mich forschend mustert. »Alles ist ein riesiger Schutthaufen.« Damit habe ich auch meinen eigenen geistigen und seelischen Zustand auf den Punkt gebracht.

»Das kann man wohl sagen.«

Ich schaue ihn an. »Debby hat mir erzählt, dass du ...«
Nein davon sollte ich jetzt nicht anfangen, nicht jetzt wo

von, davon sollte ich jetzt nicht anfangen, nicht jetzt, wo wir uns zum ersten Mal wiedersehen und Edith uns mit ihrem aufreizenden Schlafzimmerblick von Tacos Büro aus beobachtet und Zigarettenrauch in unsere Richtung bläst.

»Was hat Debby dir erzählt?«

Ich zucke mit den Schultern. »Dass es dir nicht gut ging.«

»Da hatte sie recht.«

Leon setzt sich in Bewegung und kommt auf mich zu.

Ich bleibe stehen, zu verwirrt, um zu reagieren. Ich weiß nicht, was ich tun soll.

Leon zieht mich an sich und legt mir die Hände auf den Rücken, als befürchte er, ich könnte weglaufen, wenn er mich nicht zurückhielte. Zwei warme, große, wunderschöne Hände, die mich so fest streicheln, dass ich es durch meinen dicken Pulli hindurch spüre.

»Ich habe dich vermisst.« Seine Stimme klingt heiser.

Ich möchte etwas erwidern, aber die Worte bleiben mir im Halse stecken. Ich atme seinen Geruch ein, spüre die Wärme seines Körpers, und als ich in seine Augen schaue, tröstet mich die Liebe, die ich darin sehe. Und ich lese noch so viel mehr in seinem Blick. Ich will nicht weinen, nicht jetzt, aber ich bin so dünnhäutig, dass mir beim geringsten Anlass die Tränen kommen. »Ich dich auch. Ich habe dich auch vermisst.«

»Hast du hier noch zu tun?«

»Nein, nicht mehr viel.«

»Dann lass uns gehen« sagt er leise.

»Wohin?«

»Wir fahren zum Bungalow. Im Kühlschrank liegt Wein.«
Er grinst, ohne dass seine Augen mitlachen. »Entre-deux-Mers.«

Es ist keine freudige Wiedervereinigung, und es sind keine ungezwungenen, fröhlichen Gespräche, die wir führen. Alles, was wir tun, und alles, was wir sagen, wird gnadenlos überschattet von immenser Trauer und schmerzvollen Erinnerungen.

Johns Parasit ist zurück und hat monströse Formen angenommen, größer und mächtiger denn je. Gnadenlos tritt er jedes Fünkchen Hoffnung aus, das ab und zu aufleuchtet. Du darfst nicht lachen, lautet seine erdrückende Botschaft. Du darfst keinen Sex haben, nicht kuscheln, nicht an die Zukunft denken.

Ich darf nicht glücklich sein.

Mein Parasit hat einen geistigen Verwandten in dem dunkelhaarigen Mann gefunden, der neben mir liegt und seinen Arm um meine Schultern gelegt hat. Leon weiß, was ich durchmache, mehr als jeder andere. Er hat dasselbe erlitten. Kein anderer kann so gut begreifen, in was für einem finsternen Labyrinth ich eingekerkert bin. Ich weiß es. Er weiß es. Durch irgendein bitteres, teuflisches Schicksal sind wir dazu verdammt, zusammenzusein. Diese unausgesprochene Erkenntnis durchzieht all unsere

Gespräche.

In den wenigen Stunden, in denen wir nebeneinanderliegen und die Weinflasche leeren, indem wir abwechselnd daraus trinken, lerne ich einen ganz anderen Leon kennen. Ich rede, und er hört nur zu, ohne mich zu unterbrechen, ohne mich zu verurteilen oder sich das geringste Zeichen der Eifersucht anmerken zu lassen. Dennoch muss es ihm sehr wehgetan haben, als ich ihm erzählte, dass ich mit John ins Bett gegangen bin. Ich habe Leon nichts erspart. Ich wollte reinen Tisch machen, alles beichten, weil ich wusste, dass eine gemeinsame Zukunft – wenn es eine geben würde – nicht auf Lügen fußen durfte. Dafür bedeutet er mir einfach zu viel. Er nickte nur, trank noch einen Schluck aus der Flasche und schaute mit leeren Augen an die kahle Wand gegenüber dem Bett.

Inzwischen ist die Dämmerung hereingebrochen. Die Stores im Schlafzimmer sind noch nicht zugezogen, aber die dünnen Gardinen lassen trotzdem kaum noch Licht herein. Draußen wiegen sich die kahlen Baumwipfel am Waldrand leicht im Wind.

»Ich kann einfach nicht glauben, dass John Selbstmord begangen hat«, sage ich. »Er war überhaupt nicht der Typ dafür.«

Leon dreht den Kopf weg. »Genau dasselbe habe ich damals über Edith gedacht. Es hat mich fast verrückt gemacht. Aber du solltest lieber akzeptieren, dass es so ist. Mit der Zeit gewöhnst du dich an den Gedanken.« Er spricht aus Erfahrung.

spricht aus Erinnerung.

»Entschuldige«, sage ich. »Ich weiß, dass jetzt in dir ...«

Er legt mir zwei Finger auf den Mund. »Psch! Rede nicht mehr darüber, denke nicht mehr daran. Lass die Gedanken ruhen. Sie sind tot, Margot, alle beide. Einfach tot. Und es war ihre Entscheidung.«

»Ich kann das einfach nicht glauben!«

»Ich weiß.« Er beugt sich über mich und küsst mich sanft auf den Mund. »Mir ging es genauso«, flüstert er. »Ich wünschte, ich könnte dir helfen. Diese Gedanken sind mir auch alle durch den Kopf gegangen. Jeder einzelne. Und ich bin beinahe daran zerbrochen.« Er drückt mich an sich, so fest, dass ich kaum noch Luft bekomme. »Akzeptiere, dass wir leben.« Er kuschelt sich an mich. Führt mir mit der Zunge über die Lippen und sucht den Weg in meinen Mund.

Ich schmecke den Wein auf seiner Zunge. Ganz kurz nur spüre ich ein angenehmes Ziehen in meinem Unterleib, und ich möchte am liebsten weitermachen, ihn ausziehen, Haut an Haut, eins mit ihm sein.

Ich darf nicht glücklich sein.

Ich weiche ihm aus und umfasse sein Gesicht, um ihn daran zu hindern, mich weiterzuküssen. Schau ihn eindringlich an. »Ich kann nicht«, flüstere ich. »Nicht jetzt.«

Mit einer Hand fährt er unter meine Bluse.

Abrupt halte ich ihn zurück und rücke ein Stück von ihm weg. »Wirklich nicht.«

weg. »VIERHUNDERT.«

Mit einem Seufzer lässt er sich in das Kissen zurückfallen.

»Der Gedanke an John lässt mich nicht los. Ich kann mich noch lange nicht mit seinem Tod abfinden, so wie du mit dem von Edith.« Ich drehe mich auf die Seite und reibe mit einer Hand über die Baumwollbettwäsche. »Es ist zu viel geschehen, als dass ich es einfach so von mir abschütteln könnte. Ich habe in letzter Zeit jede Nacht wachgelegen und gegrübelt, und ich werde einfach nicht damit fertig. Noch nicht.«

»Reden wir hier nur von John, oder entgeht mir da irgendetwas?«

Ich schüttele den Kopf und versuche, meine wirren Gedanken erst einmal zu ordnen, um sie richtig in Worte fassen zu können. »Es kommt ganz viel zusammen«, gestehe ich schließlich. »Seitdem ich dich kenne, haben sich die Ereignisse in meinem Leben überstürzt. Ich habe meine Familie vernachlässigt, die das keineswegs verdient hat. Ich habe meine Arbeitsstelle gekündigt, alle Brücken hinter mir abgebrochen und mich von dir und Richard abhängig gemacht. Darüber habe ich oft nachgedacht. Darüber und ... was es für Folgen hätte, wenn wir ganz zusammenleben würden. John und ich ... wir hatten andere Dinge gemeinsam, auch andere Probleme. Mit dir ... Ich will nichts mehr überstürzen.«

»Definiere überstürzen.«

»Ich möchte keine Beziehung mehr aufbauen nur auf der

»Ich habe keine Beziehung mehr zwischen mir und der Basis von ... Verliebtheit.«

Leon starrt ins Leere. »Bitte rede nicht um den heißen Brei herum. Was stört dich?«

»Du bist die halbe Zeit im Ausland, und währenddessen wird von mir erwartet, dass ich in einer Fabrikhalle hocke und auf deine Rückkehr warte. Ich habe gesehen, wohin das führen kann, und das ist ein Leben, das ich nicht führen möchte.«

»Was meinst du damit genau?«

»Marianne, die Frau von Richard. Sie gehört zu den bedauernswertesten Menschen, die ich kenne. Gegen ihren Willen muss sie in diesem Haus im Polder wohnen, wo sie sich furchtbar einsam fühlt. Und es ist schrecklich, mit ansehen zu müssen, wie Richard sie behandelt.«

Leon sagt nichts. Brummt nicht mal zustimmend.

»Warum reagierst du gar nicht?«

»Weil ich es anders sehe. Es ist schade für Marianne, dass sich im Laufe der Zeit diese Art von Leben für sie ergeben hat, aber du bist nicht Marianne, und ich wäre dir dankbar, wenn du mich nicht mit Richard vergleichen würdest. Ihre Situation ist ganz anders als unsere.«

Ich schüttelte langsam den Kopf. »Erkennst du denn gar nicht die Parallelen? Mariannes Lage ist mehr oder weniger die gleiche, in der ich mich befinden würde, wenn ich mit dir zurück nach Amsterdam ginge. Es läuft auf dasselbe hinaus. Dort dreht sich alles um dich. Deine Auslandsreisen deine Ausstellungen deine Bekannten

und Freunde.«

»Nein, das will ich ...«

»Außerdem fühle ich mich unwohl, wenn du nicht da bist«, unterbreche ich ihn. »Die Wohnung ist kein Zuhause. Debby hat einmal bei mir übernachtet, weil ich mich so unwohl fühlte.«

Er zieht eine Augenbraue hoch. »Debby? Bitte pass ein bisschen auf bei ihr.«

»Wieso?«

»Debby ist lieb und nett, aber durch und durch bi.«

»Bi? Und das erzählst du mir jetzt erst? Also deswegen ist sie nackt herumgelaufen und wollte mit mir in die Badewanne.«

Er erstarrt. »Wollte sie oder seid ihr ...?«

»Sie wollte. Und als sie aus dem Bad kam, hat sie sich nackt neben mich ins Bett gelegt. Ich wusste nicht recht, wie ich damit umgehen sollte, deshalb habe ich mich umgedreht und so getan, als ob ich schlief.«

»Und sonst?«

Ich zucke mit den Schultern. »Sonst nichts. Es ist nichts passiert.«

»Wirklich nicht?«

»Wenn es so wäre, würde ich es dir sagen.«

»Ich habe sie einmal mit Edith erwischt«, sagt er, so leise, dass ich mich anstrengen muss, um ihn zu verstehen.

Ich wende ihm mein Gesicht zu.

»In der Badewanne. Ganz toll.« Er grinst freudlos. »Ich

sollte mit reinkommen. So war Edith. So konnte sie sein. Sehr impulsiv.«

»Und, was hast du gemacht?«

Er greift nach dem Päckchen Zigaretten auf dem Nachtschränkchen. Die Flamme des Feuerzeugs taucht sein Gesicht in eine orangefarbene Glut. Er gibt mir die brennende Zigarette und zündet sich selbst eine an. »Was meinst du?«

»Ich weiß nicht. Debby ist eine schöne Frau.«

»Ich war außer mir vor Wut. Ich habe Debby aus der Wanne gerissen, splitterfasernackt vor die Tür gesetzt und ihre Kleider aus dem Fenster geworfen.«

»Trotzdem versteht ihr euch heute.«

Er zuckt mit den Schultern. »Ach, wir haben alle unsere Fehler. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass sie so etwas noch einmal versuchen würde.«

»Und was war mit Edith?«

»Edith ...« Er zieht an seiner Zigarette. »Hör mal. Warum reden wir eigentlich den ganzen Abend nur über die Toten?« Er zieht mich an sich und küsst meine Stirn. »Können wir jetzt nicht mal damit aufhören? Und stattdessen über etwas reden, womit wir konkret etwas anfangen können? Was hältst du von dem Bungalow? Gefällt es dir hier besser als in Amsterdam?«

»Ja, viel besser. Aber ...«

»Kannst du dir vorstellen, hier zu wohnen?«

»Es spielt keine Rolle. ob in Amsterdam oder hier.«

antworte ich tonlos. »Es läuft auf dasselbe hinaus. Das wollte ich dir ja eben ...«

»Jetzt hör doch mal damit auf. Es gibt noch so viele andere Möglichkeiten. Ich dachte, dieses Haus würde dir gefallen? Direkt am Wald, nicht weit von deiner Familie. Oder?«

Ich erinnere mich daran, wie ich hier als Kind Fahrrad gefahren bin, sonntags, mit Dick und meinen Eltern. »Ich bin hier früher manchmal vorbeigekommen«, sage ich. »Und dann habe ich bei mir gedacht, dass Leute, die in einem solchen Haus wohnen, direkt am Waldrand, sehr glücklich sein müssten.« Ich wende ihm mein Gesicht zu. »Merkwürdig, oder? Dass damals alles so einfach schien? Besonders glücklich sind wir ja nicht.«

Leon drückt seine Zigarette aus und begräbt sein Gesicht in meinen Haaren. »Noch nicht. Aber vielleicht ist das schon mal ein Anfang: Deine Angst, in den Hintergrund gedrängt zu werden, die solltest du begraben. Ich habe inzwischen ganz andere Pläne. Du bist nicht die Einzige, die in den letzten Wochen wachgelegen hat. Ich möchte in Zukunft einiges grundlegend ändern.«

Mein Handy klingelt. Der Klingelton schrillt durch das Schlafzimmer und erschreckt mich. Ich wühle in meiner Tasche und finde blind den kleinen Apparat.

»Ich bin's, Tilly«, faucht eine schnippische Frauenstimme. »Kannst du morgen Abend zu mir kommen? Ich muss mit dir reden.«

»Natürlich«, antworte ich, vollkommen überrumpelt.

»Um welche Uhrzeit?«

»Acht Uhr.«

»Gut, ich komme.«

Prompt wird die Verbindung unterbrochen.

»Wer war das?«, fragt Leon.

»Tilly, Johns Mutter.«

»Was wollte sie?

»Sie will mit mir reden.«

Nach langem Schweigen sagt er: »Es tut mir leid. Ich verlange zu viel. Das alles ist noch zu frisch. Lass uns später über unsere Zukunft reden.«

Ich nicke nur.

Schweigend liegen wir nebeneinander, bis es so dunkel geworden ist, dass ich nicht einmal mehr vage Schatten erkennen kann. Die Finsternis ist absolut. Später, viel später erwache ich für einen kurzen Augenblick. Leon deckt mich fest zu.

44

Seit dem Tod ihres Mannes wohnt Tilly in einer Mietwohnung in Tilburg. Die Wohnung befindet sich in einem Gebäude, das in einer Gruppe mit lauter sechsstöckigen Mietshäusern steht. Harmonikaförmig wurden sie zwischen einer stark befahrenen Durchgangsstraße und einem Kanal erbaut, der entlang der Bahnleise führt. Zu jedem Gebäude gehören ein Parkplatz und ein Bolzplatz, die von kahlen Räumen

Bankplatz und ein Holzplatz, die von hohen Bäumen, Müll- und Glascontainern umgeben sind. Die wenigen Male, die ich dort war, kann ich an zwei Händen abzählen. Ein Besuch bei Tilly glich einer Fahrt mit der Geisterbahn: Ihre plötzlichen Wutausbrüche haben mich mehr als einmal erschreckt. Seine soziale, einnehmende Art musste John eindeutig von seinem Vater geerbt haben. Wenn er zu viel getrunken hatte, zog John regelmäßig über seine Mutter her, aber er konnte es nicht vertragen, wenn andere sie kritisierten. »Man muss bei ihr hinter die Fassade schauen«, pflegte er zu erklären. »Im Grunde genommen ist sie sehr sensibel und nett.« Nun, ich habe keine dieser Eigenschaften je an ihr entdeckt. Dagegen fühlte ich mich regelmäßig von ihr angegriffen und in die Ecke getrieben.

Die Befürchtung, dass es auch diesmal wieder so kommen könnte, ergreift von mir Besitz, als ich auf die Klingel neben ihrer blau gestrichenen Eingangstür drücke. Tilly öffnet wortlos die Tür und tritt einen Schritt beiseite, um mich einzulassen. Ihre kleine Wohnung ist geschmackvoll mit hellen Möbeln im englischen Stil eingerichtet. Vor dem Fenster steht ein Käfig mit einem gelangweilten Papagei darin. Gleich beim Hereinkommen fällt mir auf dem Esstisch im Wohnzimmer der Brief ins Auge. Tilly hat ihn in eine schützende Plastikhülle geschoben. Johns Abschiedsbrief. Ich umklammere meinen Oberkörper mit beiden Armen, gehe zum Tisch und fange an zu lesen

Als ich aufblicke, sehe ich, dass Tilly mich schweigend beobachtet. Ebenso wie ich hat sie die Arme vor dem Körper verschränkt. »Gelesen?«, fragt sie bissig.

Ich nicke. Ich wünschte, ich könnte weinen, aber ich kann nicht mehr. Ich fühle mich nur noch wie betäubt.

»Und?«

»Es ist so furchtbar! Ich verstehe immer noch nicht, was ...«

»Was hast du meinem Sohn angetan?«

Verwirrt schaue ich sie an. »Angetan?«

Sie nickt heftig. Die weiche Haut ihrer Wangen und ihres Halses reagiert verlangsamt auf die schnellen Bewegungen. »Genau, angetan. Du warst bei ihm in jener Nacht. Ich will wissen, was vorgefallen ist.«

»Ich bin mit ihm nach Hause gegangen, nach unserer Familienfeier«, antworte ich so ruhig wie möglich.

»Und dann?«

Ich schaue ihr direkt in die Augen. Kleine, dunkle Augen, in denen ich zum ersten Mal in vielen Jahren menschliche Eigenschaften entdecke. Sie hat geweint. Und nicht nur einmal. Ihre Lider sind geschwollen, das Weiße der Augen rot geädert. Wieder empfinde ich immenses Mitleid mit ihr, dieser starken, überaus schwierigen Frau, die niemanden mehr hat. Sie mag zwar weder flügsam noch warmherzig sein, aber sie ist doch eine Mutter. Und John war ihr einziger Sohn. Ihr einziges Kind.

»Ich warte«, sagt sie. In ihrer Stimme schwingt verhaltene

Wut mit.

Ich zögere und schlage die Augen nieder. Dass ich mit John im Bett war, habe ich bereits der Polizei erzählt. Meiner Mutter. Dick. Und sogar Leon. Aber Auge in Auge mit Johns Mutter bringe ich das Geständnis nicht über die Lippen. Ich fühle mich auf einmal schmutzig.

Sie kommt ein paar Schritte näher, reißt wütend den Brief vom Tisch, legt ihn neben sich und deutet darauf.

»Hier, Margot, hier: *Ich habe dich heute Nacht mehr geliebt denn je. Ich dachte, alles wäre gut ...*«

»Ich habe es gelesen«, unterbreche ich sie.

»*Ich habe keine andere Wahl!*«, schreit sie auf einmal.

»*Ich tue das, weil ich euch liebe!* Was soll diese Idiotie? Ein Abschiedsbrief? Mein Sohn bringt sich um, weil er uns alle so sehr liebt? Quatsch! Das ist nicht John. Das ist nicht ... John!« Verzweifelt und wütend stößt sie seinen Namen hervor. »Ich will wissen, was mit meinem Sohn geschehen ist!« Sie hebt den Kopf und schaut mir ins Gesicht, als müsste sie einem Sturm trotzen. »Was zum Teufel ist mit ihm geschehen, und was hast du ihm angetan?«

Sie hat ein Recht darauf, es zu erfahren. Da muss ich durch. Er war ihr Sohn. »Ich habe mit ihm geschlafen«, beichte ich leise, ohne sie dabei anzusehen. »John hatte zu viel getrunken, ich auch, und ich hatte mich mit meinem neuen Freund gestritten. Es ist einfach passiert.«

»Und dann?«

»Dann habe ich es bereut, und ich bin gegangen.«

»Was hast du zu ihm gesagt?«

»Es tue mir leid, dass wir es so weit hatten kommen lassen.« Ich hole tief Luft. Es ist noch viel, viel schwieriger, als ich es mir ausgemalt hatte. Ich halte kurz inne und fasse Mut. »Ich habe zu ihm gesagt, dass ich ihn nicht liebe. Dann bin ich zu meinen Eltern gegangen.«

»Wie hat er darauf reagiert? Was hat er gesagt?«

Hilflos zucke ich mit den Schultern. »Nicht viel.«

»Ich habe gefragt, was.«

Ich presse die Lippen zusammen. »Dass er mir nicht glaubt.«

»Und was noch?«

»Dass es unmöglich von mir sei, so spät nachts noch meine Eltern aufzuwecken.«

»Und das war alles?«

Ich hebe die Hände. »Ja, das war alles.«

»Ich glaube dir nicht. Ich kenne meinen Sohn. Und vor ihm habe ich seinen Vater gekannt. Sie waren aus demselben Holz geschnitzt. Selbstmord?« Sie schweigt einen Moment, und ihre Augen funkeln schlau. »Nein, damit finde ich mich nicht ab, und ich glaube, dass du mehr weißt als das, was du sagst.«

Ich reiße die Augen auf. »Wie kommst du denn darauf?«

Sie schaut mich mit verzerrter Miene an. Durch die Anspannung verkrampfen sich in unregelmäßigen Abständen ihre Gesichtsmuskeln. »Was meinst du? Du

bist als Letzte bei ihm gewesen.«

»Hast du das auch der Polizei gesagt?«, will ich wissen.

»Hast du etwa Angst davor?«

»Nein!«, schreie ich. »Warum sollte ich? Wie kannst du von mir denken, dass ich etwas mit seinem Tod zu tun habe? Ich habe seitdem keine Nacht mehr geschlafen!«

»Gewissensbisse?«

»Ja, Gewissensbisse!«, antworte ich laut. »Weil ich weggegangen bin. Weil ich ihn alleingelassen habe. Wenn ich auch nur einen Augenblick lang den Eindruck gehabt hätte, er könnte sich etwas antun, wäre ich die ganze Nacht neben ihm sitzen geblieben und hätte ihm die Hand gehalten. Aber diesen Eindruck hat er nicht auf mich gemacht, Tilly. Keine Sekunde lang. Er war aufgewühlt, er hatte zu viel getrunken, war verwirrt, wie auch immer, aber er war nicht depressiv, er hat nicht gedroht, sich etwas anzutun, er war nicht merkwürdig schweigsam, nichts.«

»Also bist du auch der Meinung, dass da etwas nicht stimmt?«, sagt sie nur. Sie wirkt auf einmal ruhiger.

Ich reibe mir mit den Fingern über die geschlossenen Augen. »Ich versuche, mich damit abzufinden, dass er es getan hat, aber es gelingt mir genauso wenig wie dir.«

»Dann sag das diesem Kriminalkommissar. Mir glaubt er nicht.«

Ich blicke auf. »Aber wenn John ...«, beginne ich. Dann kann ich nicht weitersprechen. Es ist zu beängstigend.

Tilly nickt heftig. Wieder schwingt die weiche, dünne Haut ihrer Wangen in Zeitlupe mit. »Genau, Margot, genau. Aber wer, wer könnte so etwas getan haben?«

Ich kann mich nicht daran erinnern, wie ich nach Hause gekommen bin. Der Gedanke, dass John ermordet worden sein könnte – ermordet worden ist, Tillys Meinung nach –, nagt an mir. Ich kann mir niemanden vorstellen, der zu so etwas in der Lage wäre. Hatte John Schulden, von denen ich nichts wusste? Aber woher denn? John war kein impulsiver Typ. Drogen- oder Spielsucht passten nicht zu ihm. Er trank nur in Gesellschaft und rauchte nicht einmal. Plötzlich muss ich an Tom denken. Er war außer sich gewesen, als er erfuhr, dass John ein Verhältnis mit Mieke hatte. Es bedeutete das Ende seiner Ehe und einer jahrelangen engen Freundschaft. Tom musste dasselbe durchmachen wie ich, er war von zwei Menschen betrogen worden, denen er durch und durch vertraut hatte. Ob er dadurch ...? Ich schüttelte den Kopf. Nein. Nicht Tom. Unmöglich.

Nicht viele Leute wissen von Johns Zuckerkrankheit. John hängte es nicht an die große Glocke. Wenn er sich spritzen musste, zog er sich diskret zurück; er wollte keine Sonderbehandlung. Nur Verwandte und Freunde wussten davon. Einmal hatte John sich gespritzt, als Tom und Mieke dabei waren. Es war in unserem gemeinsamen Italienurlaub. Er wollte uns allen Blut abnehmen um uns

zu beweisen, dass das Pieksen überhaupt nicht wehtut, und um unseren Blutzuckerspiegel zu messen – nur so zum Scherz. Mieke und ich reichten ihm unsere Fingerspitzen, aber Tom klemmte die Hände unter die Achseln und weigerte sich strikt. Er fand es richtig gruselig. Als John sich spritzte, wandte er das Gesicht ab. Ich kann mir unmöglich vorstellen, dass Tom dazu fähig wäre, seinen früheren Freund umzubringen, und dann auch noch mit Insulin.

Dieser Abschiedsbrief stellt mich ebenfalls vor ein Rätsel. Wenn John ermordet wurde, muss er den Brief im Beisein des Mörders geschrieben haben. Aber das ist doch unlogisch. Warum hätte John das tun sollen? Was hätte ihn dazu bewegen können, uns allen Sand in die Augen zu streuen? Warum wehrte er sich nicht? Warum hat er sich nicht einfach geweigert, diesen Brief zu schreiben – wenn er doch sowieso wusste, dass er sterben würde? War die Bedrohung so groß gewesen, dass er ...

Ich rutsche auf dem Sofa hin und her. Durch meine verkrampfte Haltung sind meine Beine eingeschlafen. Ich greife nach den Zigaretten auf dem Wohnzimmertisch und zünde mir eine an.

Was mache ich hier überhaupt? Ich muss damit aufhören, jetzt sofort. Die Vorstellung, dass John Selbstmord begangen hat, ist schlimm genug, schon das kann ich kaum glauben. Aber dass John ermordet wurde? Das geht viel zu weit. Ich scheine allmählich den Verstand zu verlieren.

Er wurde bedroht.

Ich tue dies, weil ich euch liebe. Keine andere Wahl.

Ist John erpresst worden? Hat ihn jemand mit der Drohung zu seiner Tat gezwungen, andernfalls seiner Familie etwas anzutun? Mir? Tilly?

Ich stehe auf und gehe an den Bücherschrank, wo zwischen zwei schweren Büchern ein Visitenkärtchen steckt, das die Kripobeamtin hiergelassen haben. Es steht eine Handynummer darauf. Der Kommissar war sehr freundlich und hat mir angeboten, dass ich ihn jederzeit anrufen könne, wenn mir etwas einfalle, was wichtig sein könne, auch abends.

Ich nehme das Telefon vom Tisch und wähle die Nummer. Ich höre das Freizeichen und dann mehrmals ein Klicken, als würde ich weiterverbunden.

»Sam Tienen, Kriminalpolizei.«

»Äh«, stottere ich, »spreche ich nicht mit Burghardt?«

»Charles Burghardt arbeitet an Ermittlungen und hat seine Anrufe zu mir durchstellen lassen. Kann ich Ihnen vielleicht weiterhelfen?«

»Ich weiß nicht. Ich bin die Exfreundin von John van Oss.«

»John van Oss ... Ich weiß darüber Bescheid, wenn auch nichts Genaues. Suizid.«

»Ich vermute, dass mehr dahintersteckt«, sage ich mit zitternder Stimme. Ähnlich wie bei einem Arztbesuch fühle ich mich nervös. Ich habe das Gefühl, dass ich meinem

Gegenüber die Zeit stehle, und versuche, meine Gedanken auf den Punkt zu bringen. »Ich würde Ihren Kollegen nur gerne fragen, aus welchem Grund die Polizei an Selbstmord glaubt. Die Mutter meines Exfreundes und ich, wir glauben nämlich nicht, dass ...«

»Bevor Sie fortfahren«, unterbricht er mich. »Ich befürchte, ich weiß zu wenig über den Fall, um darauf einzugehen. Wenn Ihr Anliegen bis morgen oder übermorgen warten kann, Sorge ich dafür, dass Charles Burghardt Sie persönlich zurückruft. Einverstanden?«

»Ja ... ist gut. Soll ich Ihnen meine Nummer geben?«

»Danke, aber ich habe sie mir schon aufgeschrieben.« Er nennt meine Festnetznummer.

Zur Sicherheit gebe ich ihm auch noch meine Handynummer. »Und Sie meinen, er ruft mich wirklich zurück?«

»Ja, das garantiere ich Ihnen. Allerdings ist er, wie gesagt, augenblicklich mit den Ermittlungen in einem anderen Fall beschäftigt, und dabei darf ich ihn nicht stören.«

»Das verstehe ich«, sage ich.

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«, höre ich den Mann ausdruckslos hinzufügen. Er meint es nicht wirklich, es ist nur eine Routinefrage.

»Nein, vielen Dank.«

Das traditionelle japanische Restaurant liegt noch fünfhundert Meter von meiner Wohnung entfernt in einem jahrhundertealten Viertel mit historischen Gassen und schmalen, flachen Grachten, die an den Gebäuden vorbei und darunter hindurchströmen. Ich hatte schon öfter von dem kleinen Lokal gehört, war aber noch nie da gewesen. Es befindet sich im Dachgeschoss und bietet nur einer begrenzten Anzahl von Gästen Platz.

Unsere Serviererin trägt einen Kimono und scheint japanischer Herkunft zu sein. Und nicht nur sie: Die Tische in dem rosa-schwarz eingerichteten Raum sind ausschließlich mit Gästen besetzt, die dieselben asiatischen Gesichtszüge haben wie unsere Serviererin, und ich kann kein Wort von ihren Unterhaltungen verstehen.

Leon hat gerade ein Sieben-Gänge-Menü bestellt. Wir trinken lauwarmen Sake und trockenen Weißwein.

»Ich habe deinem Vater auf der Feier versprochen, Fotos von seinen Kaninchen zu machen«, erzählt Leon in gedämpftem Tonfall.

»Das ist nicht dein Ernst!«, ächze ich.

Er lächelt und trinkt einen Schluck von dem Wein. »Er hat behauptet, es gebe eine starke Nachfrage nach Kaninchenfotografen. Ich könnte mich jederzeit umschulen lassen.«

Ich muss lachen und schlage die Hand vor den Mund. »Oh, wie furchtbar! Was tue ich dir bloß an! Weißt du, als Kind musste ich oft seine Kaninchen auf einen

klapprigen Campingtisch setzen, damit er sie fotografieren konnte. Ich musste immer die Ohren nach unten drücken und die Tiere festhalten, damit sie nicht hinuntersprangen. Wir waren stundenlang beschäftigt, bis ein Film voll war. Und mit etwas Glück war dann ein einziges gelungenes Foto dabei. Mein Vater ist als Fotograf die reinste Katastrophe. Und ich bin nicht gerade die beste Assistentin, befürchte ich.«

Leon stellt sein Glas ab. »Ich werde in den nächsten Wochen mal bei ihm vorbeifahren. Wenn ich überhaupt noch willkommen bin. Irgendwie finde ich das witzig – Kaninchen. Jedenfalls mal was anderes als eingebildete Bankdirektoren und nackte Frauen.«

Die japanische Serviererin erscheint an unserem Tisch und stellt kleine Häppchen vor uns hin. In Stakkato-Niederländisch erklärt sie uns, woraus sie bestehen. Rohe Makrele, Seetang, Champignons. »Ist lecker«, schließt sie ihre Erklärung. Dabei nickt sie rhythmisch mit dem Kopf.

Leon und ich lächeln sie an und konzentrieren uns dann auf die kunstvoll dekorierten Gerichte. Ich habe schon öfter mit Stäbchen gegessen und dachte, ich sei gut darin, aber Leon übertrifft mich bei weitem. Mit einer Behändigkeit, als sei er nichts anderes gewöhnt, isst er die kleinen Schüsseln in raschem Tempo leer.

»Stimmt, das war wirklich lecker. Hier kann man hingehen«, sagt er. Dann schaut er mir auf einmal ins Gesicht »Fühlst du dich ein bisschen besser?«

»Ja, jedenfalls nicht mehr so, als wäre ich von Nebelschwaden umgeben. Wochenlang hatte ich das Gefühl, mit einer Strumpfhose über dem Kopf herumzulaufen.«

Er nickt und trinkt einen Schluck von dem Sake. »Ich fühle mich auch nicht wohl.«

»Warum fühlst du dich nicht wohl?«

»Margot ... Ich will deine Wärme nachts neben mir spüren, ich will, dass du da bist, wenn ich nach Hause komme. Ich will etwas haben, für das es sich auch lohnt, nach Hause zu kommen.«

Ich kann nicht gleich antworten, weil ich noch auf einem Stück rohem Fisch herumkaue. Es ist kühl, weich und ein wenig salzig und rutscht wie von selbst meine Speiseröhre hinunter. »Du hast jetzt dreimal hintereinander ›ich will‹ gesagt. Aber was bleibt denn für mich übrig, außer ...«

»Außer wahnsinnig gutem Sex?« Neckisch zieht er eine Augenbraue hoch.

Am Tisch neben uns werden einige Gäste aufmerksam. Vielleicht sprechen sie kein Niederländisch, verstehen können sie es durchaus.

»Das zählt nicht. Das meine ich nicht.«

»Dann sag, was du meinst.«

Während ich einen weiteren Bissen esse, denke ich an den Tag zurück, an dem ich das Schlafzimmer apfelgrün gestrichen hatte. Wieder steigt die Erinnerung an Johns wütende Ablehnung in mir auf. Diese Reaktionen waren

es, die dazu beitrugen, dass ich mich immer mehr in mein Schneckenhaus zurückzog und immer weniger meinen eigenen Gefühlen vertraute. Leon ist ein ganz anderer Typ Mann, als John es war, aber auch er rückt mir mit einem ganzen Paket von Anforderungen zu Leibe. »Ich will nicht dein Haustier sein«, bringe ich endlich hervor.

»Wie bitte?«

»Du sagst, du möchtest, dass ich da bin, wenn du nach Hause kommst. Du hast das sicher nett gemeint, aber ich habe dir schon mal gesagt, dass ich mich mit dem Gedanken nicht anfreunden kann, immer an zweiter Stelle zu stehen.«

»Aber genau darüber wollte ich heute Abend mit dir reden«, sagt er.

Die Serviererin räumt die Schlüsselchen ab. Fragt, ob alles in Ordnung war. Schweigend nicken wir ihr zu. Sie verschwindet hinter einer dicken Gardine.

»Ich will aufhören.« Er sucht auf dem Tisch nach meiner Hand.

»Womit?«

»Mit den Auftragsarbeiten. Ich habe es schon lange satt. Und das ist noch untertrieben. Ich habe es satt bis obenhin. Diese Typen wollen mich haben, weil ich der Beste bin, in gewissen Kreisen sogar berühmt« – er spricht das Wort voller Sarkasmus aus –, »aber genau genommen bin ich einfach nur käuflich. Ich muss tun, was meine Auftraggeber verlangen.«

Ich sehe, wie er erstarrt, und streichle seinen Handrücken.

Er beruhigt sich ein wenig. »Zwar habe ich auch oft mit sehr netten Leuten zu tun, aber im Großen und Ganzen habe ich es einfach mehr als satt.«

»Seit wann?«

»Schon seit einer ganzen Weile.«

Der nächste Gang wird aufgetragen. In gebrochenem Niederländisch wird uns erklärt, worum es sich bei den kunstvoll zurechtgeschnittenen Fisch- und Gemüsestückchen genau handelt.

»Schon im letzten Jahr hatte ich vor, die Auftragsarbeit aufzugeben«, fährt Leon fort, sobald sich die Serviererin zurückgezogen hat. »Aber als Edith starb, bin ich in ein Loch gefallen. Ich hatte jede Lust verloren, etwas Neues anzufangen, deshalb habe ich einfach mit dem weitergemacht, woran ich gewöhnt war.« Er schnauft. »Im Grunde habe ich wieder von vorn angefangen.«

»Was hättest du sonst getan? Ich meine, wenn Edith noch leben würde?«

»Ich hatte vor, nach China zu reisen und dort an einer Reportage über die Umstände mitzuarbeiten, unter denen chinesische Arbeiter leben und wohnen. Edith sollte mitfahren. Anschließend wollten wir weiterreisen nach Amerika oder zurück nach Europa, darüber waren wir uns noch nicht einig. Ich wollte jedenfalls in Europa oder in Amerika eine passende Serie über die Leute anfertigen,

die die in China hergestellten Artikel benutzen. Eine Markenhose, die die Fabrik verlässt, hat alles in allem noch keine drei Euro gekostet – der Endverbraucher bezahlt zweihundertfünfzig dafür. Ich wollte die Diskrepanz aufzeigen.«

»Aber das kannst du doch immer noch?«

Er isst einen Happen von einer dunklen Substanz, die uns als Seetang vorgestellt wurde. »Aber das Thema ist jetzt weniger aktuell als noch vor einem Jahr«, sagt er mit vollem Mund. »Ach, ich weiß nicht.«

»Aber du weißt, dass du das Fotografieren im Auftrag anderer satt hast.«

»Ja. Es ist angenehm, ein Loft, ein Haus und ein schönes Auto zu besitzen. Es macht Spaß, in exklusiven Hotels zu übernachten und in solchen Restaurants wie diesem hier zu essen. Aber es ist kein Wert an sich. Geld verdienen, Geld ausgeben ... Ich war glücklicher, als ich noch durch den Polder gestreift bin, auf der Suche nach Motiven, in aller Ruhe. Damals hatte ich eine Teilzeitstelle in einem Fotogeschäft und viel mehr Zeit für meine eigenen Interessen.«

»Ja, das hast du mir schon einmal erzählt.«

»Fotografieren ist mein Ding, darin bin ich gut. Und doch merke ich, dass ich immer weniger Lust dazu habe. Früher wäre ich nie auf die Idee gekommen, ohne Kamera aus dem Haus zu gehen. Aber wenn ich heute schon die Tasche sehe, würde ich ihr am liebsten einen

Tritt versetzen. Das ist nicht gut, und das liegt einzig und allein an den Aufträgen. Ich muss mich wieder frei entfalten können, wenigstens ein paar Jahre lang. Das wird finanzielle Konsequenzen haben, aber darüber mache ich mir keine Sorgen.« Er schaut mich an. »Also, was meinst du?«

Ich lege die Essstäbchen weg und blicke ihm ins Gesicht. Leon hat derzeit dasselbe Verhältnis zu seiner Arbeit, wie ich es damals, als wir uns in London trafen, zu meinem Job bei All Inclusive hatte. Kein Wunder, dass er damals so gut verstand, was in mir vorging.

Ich habe das deutliche Gefühl, dass er jetzt meine Unterstützung braucht. Edith wäre mit ihm nach China gegangen, aber ich bin nicht Edith. Ich bin noch lange nicht fertig mit dem »Nachtzicht« und habe noch so viele Ideen. Nein, wenn ich ehrlich bin: Ich möchte nicht weg. »Und was habe ich mit alldem zu tun?«, frage ich. »Ich habe in nächster Zeit mehr als genug mit dem Entwerfen und Einrichten zu tun. Angenommen, du setzt es dir in den Kopf, für drei Monate nach Afrika oder weiß Gott wohin zu verschwinden? Was dann? Für mich läuft es auf dasselbe hinaus.«

Er zuckt mit den Schultern. »Natürlich musst du unbedingt mit dem weitermachen, womit du gerade beschäftigt bist. Ich könnte dir helfen, wenn du willst, dir ein bisschen Arbeit abnehmen. Und zwischendurch Serien anfertigen, ausstellen ... Es gibt so viele Möglichkeiten.

Ich will nur nicht mehr, dass mein Leben von anderen bestimmt wird. Vielleicht kannst du deine Arbeit so planen, dass du hin und wieder einen Monat freinehmen und mich begleiten kannst – wenn es so weit kommen sollte. Aber das können wir alles später sehen. Die Frage ist, ob du damit leben könntest. Ich werde viel zu Hause sein, dich oft belästigen.« Er grinst.

Ich lächle. »Ich werde gerne von dir belästigt.« »Das trifft sich gut. Willst du dir die Sache unter diesen Umständen noch einmal überlegen?«

»Machst du deine Entscheidung von mir abhängig?«

»Nein. Ich höre so oder so mit den Auftragsarbeiten auf. Ich habe vor, morgen mit Richard darüber zu reden. Ich trage mich schon lange mit dem Gedanken. Dänemark war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat. Aber es wäre schön, zu wissen, dass es für uns eine gemeinsame Zukunft gibt.« Er nimmt meine Hand und küsst sie. Sucht dann meinen Blick. Seine Augen sind halb hinter seinen Haaren verborgen. »Es wird wunderschön«, sagt er. »Glaub mir.«

Ich habe es geschafft, den ganzen Abend über die Zukunft zu reden. Zum ersten Mal seit Johns Tod hatte ich wieder ein wenig Lust dazu und wage zu glauben, dass noch Schönes vor mir liegt. Leon vermittelt mir das Gefühl, als wäre ich die einzige Frau auf der Welt, und regt mich dazu an, das Beste aus mir herauszuholen. Seitdem ich ihn kenne, habe ich mich um hundertachtzig

Grad gedreht und bin glücklich mit dem, was ich bin und was ich kann. Motiviert von Leon, durch seine Ermutigung und Unterstützung, habe ich es gewagt, meine Arbeitsstelle zu kündigen. Die Veränderung fühlt sich so unglaublich gut an, im Grunde so selbstverständlich, dass ich mich inzwischen ernsthaft frage, warum ich nicht schon früher ins kalte Wasser gesprungen bin. Ich habe keine Angst mehr, zu versagen oder an meine Grenzen zu gehen. Ich vertraue fest darauf, dass ich erst am Anfang einer Entwicklung stehe, die mir für die Zukunft noch viel Gutes und Schönes bringen wird.

Und diese Zukunft kann ich mir nicht ohne Leon vorstellen. Ich liebe ihn und bin fasziniert von ihm. Leon hat so viele verschiedene Seiten, dass es scheint, als könne ich ihn niemals ganz ergründen. Immer, wenn ich eine Schicht abgeschält habe, steckt eine neue, noch unentdeckte darunter, und jede ist gleich spannend und inspirierend. Leon besitzt die Ausstrahlung eines Straßenkämpfers und das Herz eines kreativen Intellektuellen. Dabei ist unser Sex unglaublich gut, erneuernd, ja, atemberaubend. Er holt Eigenschaften aus mir heraus, von denen ich nicht einmal wusste, dass ich sie besitze. Und ich genieße jede Sekunde. Ich kann mir mühelos vorstellen, alles hinter mir zu lassen und diesem Mann, der jetzt schlafend neben mir liegt und ruhig atmet, durch die ganze Welt zu folgen, von einer kreativen Umgebung zur nächsten. Allmählich entsteht in mir ein

undeutliches Bild von dieser Zukunft.

Die angenehmen Aussichten in warmen Pastellfarben, in denen ich mich auf der Grenze zwischen Schlafen und Wachen suhle, werden plötzlich wild mit schwarzer und roter Farbe übermalt.

Ich darf nicht glücklich sein.

Plötzlich kann ich nicht mehr schlafen. Genau wie gestern und in allen anderen Nächten seit der ersten schlaflosen Nacht nach Johns Tod liege ich wieder in der Dunkelheit und starre ins Leere. Hellwach.

Wie kann ich so tun, als wäre alles in bester Ordnung, wenn dieses unbestimmte Gefühl an mir nagt, dass mit Johns Selbstmord etwas nicht stimmt?

46

Leon ist heute Morgen zu einer Galerie in Antwerpen gefahren. Ein Termin, den er nicht absagen konnte. Nach seinem Aufbruch habe ich mich geduscht und bin zum Teppichlieferanten gefahren. Es gab ein Problem mit der Farbe des Teppichbodens. Glücklicherweise war es weniger schwerwiegend, als es sich am Telefon angehört hatte. Der Teppichmensch ist wesentlich kritischer, als ich es je war und jemals sein werde. Ich erkannte den Unterschied erst, als wir die Muster im Tageslicht nebeneinanderlegten – und das Nachtzicht hat nicht mal Fenster. Ich konnte aber zehn Prozent Rabatt für Taco aushandeln.

Jetzt bin ich unterwegs zu Marianne. Sie will mir erklären,

was ich alles tun muss, um möglichst viel an Steuern zu sparen und ihr zugleich die Arbeit zu erleichtern. Ich habe, gelinde gesagt, keine besonders große Lust zu diesem Treffen. Wenn ich ehrlich bin, bereue ich es sogar, dass ich mich so ohne Weiteres auf sie eingelassen habe. Sie wohnt zu weit weg von mir – selbst ohne Stau ist es gut eine Stunde Fahrt, und bei schlechtem Wetter oder zur Hauptverkehrszeit braucht man leicht doppelt so lange. Aber das ist nicht einmal der Hauptgrund. Dieses klinisch reine Haus strahlt eine negative Atmosphäre aus. Trotz der Katze. Trotz des Kindes.

Als ich mich auf der Höhe von Utrecht befinde, klingelt das Telefon. Das Radio ist so laut, dass ich es zunächst gar nicht höre. Ich drehe die Musik leiser und melde mich.

»Charles Burghardt, Kripo Brabant-Nord. Störe ich?«

Automatisch ziehe ich hinüber auf die rechte Spur und hänge mich hinter einen Lkw. »Nein, ich bin gerade im Auto unterwegs.«

»Allein?«

»Ja.«

»Mein Kollege hat mir ausgerichtet, dass Sie angerufen haben. Tut mir leid, dass ich heute erst zurückrufe. Darf ich fragen, warum Sie uns kontaktiert haben?«

»Ja. Ich war vor ein paar Tagen bei der Mutter meines Exfreundes. In Tilburg.« Ich halte einen Augenblick inne. Finde es schwierig, meine Gedanken in Worte zu fassen. Vor allem einem Ermittler gegenüber. Bestimmt erklärt er

mich für verrückt. Ich räuspere mich. »Sie ist ... davon überzeugt, dass John sich nicht selbst getötet hat, und hatte das Gefühl, man würde ihr nicht glauben. Deshalb hat sie mich gebeten, Ihnen zu sagen, dass auch ich einen Selbstmord für sehr unwahrscheinlich halte.«

»Ach, wirklich?«

»Wenn ich ehrlich bin: ja.«

»Und wie kommen Sie zu der Annahme, dass es kein Selbstmord war?«

»Selbstmord passt einfach überhaupt nicht zu meinem Exfreund, so wie ich ihn kannte. Sie können nicht wissen, was für ein Mensch er war, aber ich habe sieben Jahre lang mit ihm zusammengewohnt. Er war nicht depressiv, ja, nicht einmal besonders impulsiv. John besaß sogar sehr viel Humor und ließ sich nicht so schnell aus dem Gleichgewicht bringen. Natürlich hatte er seine Macken, er war nicht gerade ein Heiliger, aber Selbstmord ... Vielleicht bilde ich mir das alles nur ein, aber ... einige Passagen in seinem Brief kommen sowohl mir als auch Tilly, Johns Mutter, mehr als seltsam vor.«

»Sie meinen die Sätze *Ich tue das, weil ich euch liebe* und *Ich habe keine andere Wahl*?«

»Ja«, antworte ich fast atemlos. Meine Augen leuchten auf. Ich habe es mir also nicht bloß eingebildet. Auch die Kripo ist darauf aufmerksam geworden. »Ja, genau.«

Burghardt räuspert sich. »Wir haben im Prinzip keinerlei Hinweise gefunden, die auf etwas anderes deuten würden

als auf Selbstmord. Die Fenster und Türen waren geschlossen. Keine Spuren von äußerlicher Gewaltanwendung an der Leiche. Die Wahl der Selbsttötungsmethode war in diesem besonderen Fall naheliegend. Und wir haben einen Abschiedsbrief in seiner Handschrift gefunden. Alles in allem ein klarer Fall.«

»Aber ...?«, frage ich, weil ich den Eindruck habe, dass dies nur eine Einleitung war.

»Frau Heijne, ich hoffe, Sie verstehen, dass ich mich nicht der Meinung und den Gefühlen der Menschen verschließe, die einen Toten gut gekannt haben. Aber dennoch muss ich stets im Hinterkopf behalten, dass diese Reaktionen bei Hinterbliebenen durchaus normal sind. Schauen Sie: Ihr Exfreund hat die Situation als verwirrend empfunden. Außerdem hatte er viel Alkohol getrunken, war aufgrund der späten Stunde übermüdet, musste eine Zurückweisung hinnehmen, die er vielleicht nicht richtig verkraftet hat ... Es liegt durchaus im Rahmen des Denkbaren, dass ihm das alles zu viel wurde und er spontan diesen Entschluss gefasst hat. Wir sehen jeden Tag solche Beispiele, Menschen, die auf den ersten Blick gegen ihre Natur zu handeln scheinen. Leider, muss ich hinzufügen.«

»Aber?«, frage ich wieder.

»Ich möchte damit sagen, dass ein Selbstmord wie der Ihres Exfreundes zwar nicht einzigartig ist, aber durchaus

selten vorkommt. Bei unseren Ermittlungen im Verwandten-, Freundes- und Kollegenkreis haben alle Befragten ausgesagt, niemals ein einziges Anzeichen festgestellt zu haben, dass er selbstmordgefährdet gewesen sein könnte. Sein Hausarzt hat das bestätigt. Und das kommt wirklich nicht oft vor. Meistens gibt es vor einem Selbstmord irgendeine Hinweise. Also, um es kurz zu machen, ich habe in der Tat weiterermittelt.«

»Und? Haben Sie etwas gefunden?«

Für einen Moment bleibt es still am anderen Ende der Leitung. »Verstehen Sie, welche Konsequenzen es hat, wenn wir seinen Tod nicht länger als Selbstmord betrachten?«

»Nein, welche denn?«

»Dann betrachten wir ihn als Mordfall.« Wieder schweigt der Ermittler. »Ich fände es gut, wenn Sie sich heute oder morgen etwas Zeit nehmen und kurz bei uns im Präsidium vorbeischauen könnten. Wir müssen Ihnen ein paar Fragen über Ihren jetzigen Freund, Leon Wagner, stellen.«

Burghardt hätte mir genauso gut mit der flachen Hand ins Gesicht schlagen oder in den Bauch boxen können. Ich erschrecke dermaßen, dass ich unkontrolliert das Lenkrad herumreiße. Ein Autofahrer neben mir drückt auf die Hupe.

»Frau Heijne? Sind Sie noch da?«

»Ja, ich bin noch da ... Ich bin bloß furchtbar

erschrocken.«

»Haben Sie einen Grund dafür?«

»Leon ...«, sage ich nur. »Ich ... Ich weiß nicht, wie ich darüber denken soll.«

»Denken Sie erst mal gar nichts. Lassen Sie das erst mal setzen, und wir reden dann später im Präsidium darüber. Wann könnten Sie vorbeikommen?«

»Am späten Nachmittag«, antworte ich rasch. »Ich bin jetzt gerade unterwegs zu meiner Steuerberaterin. Anschließend kann ich sofort zu Ihnen kommen.«

»Gut, dann bis nachher. Ach, noch etwas, aber das können Sie sich sicher selbst denken: Ich bitte Sie nachdrücklich, kein Wort darüber Dritten gegenüber zu verlieren, vor allem nicht Ihrem Freund gegenüber. Das könnte die Ermittlungen in Gefahr bringen.«

»Ja, natürlich, sicher«, sage ich skeptisch. »Das verstehe ich.«

»Dann beruhigen Sie sich jetzt erst mal. Bis heute Nachmittag.«

»Bis heute Nachmittag.«

Ich befinde mich immer noch hinter dem Lkw, aber normal weiterfahren kann ich jetzt nicht. Mir ist, als wäre ich in einer völlig fremden Landschaft ohne Markierungspunkte gelandet: ein blutroter Himmel, ein schwarzer Untergrund; keine Bäume, kein Gras, keine Autos, nichts als Luftblasen und seltsame, eckige, schwebende Gebilde, die ich noch nie im Leben gesehen

habe und von denen ich nicht weiß, was sie bedeuten. Zitternd steuere ich das Auto auf die Leitplanke zu und bringe es auf der Standspur zum Stehen. Zum Glück bin ich gerade noch geistesgegenwärtig genug, den Warnblinker einzuschalten.

Vor lauter Anspannung fange ich an, an meinen Nägeln herumzukauen. Leon hatte die Feier früher verlassen als ich. Wann genau? Ich weiß es nicht mehr. Fuhr er von da aus direkt nach Hause? Ich habe keine Ahnung, wir haben nicht mehr darüber geredet. Wusste Leon, wo John wohnte? Ich hatte es ihm nie erzählt, aber er hat sich auf dem Fest mit verschiedenen Leuten unterhalten, die es ihm gesagt haben könnten. Vielleicht sogar mein eigener Vater.

Ich schließe die Augen und sehe wieder vor mir, wie Leon John packte und wegschleuderte, diese Verbissenheit in seiner Bewegung, dieser plötzliche Ausbruch von Aggressivität. Ich habe ihn kaum wiedererkannt. Auf einmal zeigte er sich von einer ganz anderen Seite, gewalttätig, reizbar.

Zugleich huschen mir Bilder von Leon in Amsterdam durch den Kopf. Seine Reaktion auf meinen Besuch bei John an jenem Tag muss aus reiner Eifersucht entstanden sein. Obwohl er doch schon Stunden vorher erfahren haben musste, dass ich bei John gewesen war. Dennoch diskutierte er weder herum, noch schrie er mich an. Er schwieg nicht beleidigt und machte mir auch keine

Vorwürfe. Nichts von alledem. Er blieb ruhig auf dem Sofa liegen und schaute mich nicht einmal an. Er befahl mir, mich halb auszuziehen, doch was er anschließend zu mir sagte und was er gleichzeitig mit mir anstellte, passte überhaupt nicht zusammen.

Leon hatte alles unter Kontrolle, einschließlich seiner eigenen Reaktionen. Jede seiner Handlungen war durchdacht. Leon, der Regisseur.

Eifersucht.

Ich senke den Kopf und sehe, wie mir die Knie zittern. Ich umfasse sie, in dem Versuch, das Zittern zu unterdrücken, aber meine Hände zittern genauso stark. Ich bebe am ganzen Körper.

Leon hat Debby und Edith nackt in der Badewanne erwischt. Als ich ihn fragte, was er daraufhin mit Edith angestellt habe, wechselte er abrupt das Thema.

Ein furchtbarer Gedanke hat einen Nährboden gefunden. Er schlägt mit ungeahnter Geschwindigkeit Wurzeln und wächst und wächst, ergreift Besitz von mir und lässt mich vor Abscheu erschauern.

»Lass es bitte nicht so sein«, flüstere ich, aber meine Stimme klingt heiser und gebrochen.

47

Nach dem Anruf von Burghardt wäre ich am liebsten in einem ersten Impuls umgekehrt und auf direktem Weg ins Polizeipräsidium gefahren. Ich kann sowieso an nichts anderes mehr denken, und je schneller ich dieses

Gespräch hinter mir habe, desto besser. Dennoch fahre ich an der Abfahrt vorbei, ich weiß nicht, warum. Vielleicht ist es einfacher, meinen Verstand einfach abzuschalten und meinen Tagesplan abzuarbeiten, als wäre alles in bester Ordnung.

Auf der ganzen langen Fahrt zu Marianne versuche ich, so klar wie möglich zu denken, aber das Saatkorn, das mir Burghardt eingepflanzt hat, wächst und gedeiht und ist unterdessen eine teuflische Symbiose mit Johns Parasit eingegangen.

Als ich schließlich in Mariannes Büro-Wintergarten Platz nehme und meinen Schuhkarton voller Quittungen und Unterlagen auf ihren Glasschreibtisch stelle und für sie auspacke, habe ich mich – o Wunder – ein wenig beruhigt. Mein Herz klopft nicht mehr wie verrückt, und ich schaffe es, einen relativ ruhigen, vielleicht sogar normalen Eindruck zu machen. Nur bekomme ich leider fast nichts von dem mit, was Marianne mir erzählt. Es geht um die Anrechnung von Fahrten, aber der Kern ihrer detaillierten Erklärungen entgeht mir.

Lola muss während unserer Unterhaltung in ihr Laufstättchen, womit sie offenbar gar nicht einverstanden ist. Sie kreischt in regelmäßigen Abständen, und ihre hohe Stimme hallt in dem kahlen Raum wider.

Draußen ist eine bleiche Sonne durch die dünne Wolkendecke gebrochen. Weiter weg im Polder fällt starker Regen. Ich sehe, wie die bleigraue, vertikale Säule

aus der Ferne langsam näher kommt.

»Hast du verstanden, was ich dir gerade erklärt habe?«, fragt Marianne, als sie mir gegenüber Platz nimmt und mir noch einmal Kaffee nachschenkt.

»Ich glaube schon.«

»Du musst dich aber auch wirklich daran halten, weißt du. Viele Strecken, die du fährst, auch zum Beispiel zu mir, sind geschäftliche Fahrten. Du verschenkst dein Geld, wenn du sie nicht angibst. Ich kann die Kilometer nicht im Nachhinein erraten oder für dich ausrechnen, du musst sie selbst aufschreiben. Wenn du dein Fahrtenbuch ordentlich führst, kannst du jedes Jahr eine Menge Steuern sparen. Vergiss nicht: Es ist Geld, das dir gehört.«

Ich nicke und will gerade meine Sachen wieder zusammenpacken, als das Telefon klingelt.

»Ja«, höre ich Marianne sagen, unterbrochen von Lolas Geschrei. »Warte mal, Richard. Was sagst du da?«

Stille. Ich sehe ihr entgeistertes Gesicht.

»Ist das dein Ernst? Aber wieso denn?«

Sie senkt den Kopf und zeichnet mit eckigen Strichen Figuren auf einen Notizblock.

»Lächerlich ... Das erstaunt mich wirklich ... Ja, du hast recht. Finde ich auch ... Ich schaue mal eben nach. Hast du eine Minute Zeit?«

Ich lege die Hände in den Schoß und beobachte, wie Marianne systematisch in einem Kalender blättert und sich Notizen macht.

»Rich?«, sagt sie dann. »Also. In diesem Monat sind es nur noch zwei, aber du hast im ersten Quartal des neuen Jahres schon acht Aufträge geplant, einschließlich dem ... Ja ... Ich verstehe ... Okay ... Ich habe ... Natürlich. Ich unternehme vorläufig noch nichts.« Sie unterbricht die Verbindung. Als sie mich anschaut, macht sie einen nervösen Eindruck.

»Probleme?«, frage ich.

»Ja, das war Richard, er ist bei Leon, in Amsterdam. Ich befürchte, da geht es heftig zur Sache.«

»Ich dachte, Leon musste nach Antwerpen?«

Sie wirft stirnrunzelnd einen Blick in ihren Kalender, als hätte sie etwas übersehen. »Ja, aber das war heute Vormittag.«

»Aber was ist denn los?«

»Leon hat verkündet, dass er ab sofort mit der Auftragsfotografie aufhören will.« Abwesend blättert sie durch den Kalender. »Das geht natürlich nicht. Das kann er nicht machen.«

»Hat er in nächster Zeit viele Aufträge?«

»Ja, bestimmt zehn.« Sie dreht an einer Haarsträhne, die sich gelöst hat. Ihr Puppengesicht ist zu einer Grimasse verzerrt. Dann schaut sie mich an. »Weißt du etwa mehr darüber?«

Ich weiß nicht, wie ich reagieren soll. Schließlich gebe ich zu, dass er mit mir darüber gesprochen hat.

»Und du hast es ihm nicht ausgedet?«

Ich zucke mit den Schultern. »Warum sollte ich? Es ist sein Leben, seine Entscheidung.«

Jetzt starrt sie mich wütend an. »Dir ist aber doch klar, welche Konsequenzen das hat?«

Marianne ist schon die Zweite heute, die mich auf Konsequenzen hinweist. Durch ihre unerwartet heftige Reaktion erhalte ich einen ganz anderen Eindruck von ihr. Sie ist gar nicht das arme Frauchen, das von ihrem egozentrischen Gatten in den Polder verbannt wurde, sondern eine Löwin, die ganz und gar hinter ihrem Ehemann steht.

»Inwiefern Konsequenzen?«, frage ich.

Sie fährt mit einer Hand über meine Mappen und Papiere. »In Bezug auf deine Steuererklärung, unter anderem. Ich habe sie nur übernommen, weil du Leons Freundin bist.« Dann schnauft sie und streicht einige widerspenstige Locken aus ihrer Stirn. Sie fallen sofort wieder zurück. »Aber bis jetzt ist es ja noch nicht so weit. Wir sollten den Geschehnissen nicht vorgreifen.«

Irgendwie habe ich das Gefühl, dass ich Marianne heute zum letzten Mal sehe. Dass sie mich zum letzten, zum allerletzten Mal in diesem Haus, diesem kalten, unpersönlichen Haus empfängt. Wenn ich noch Fragen habe, muss ich sie jetzt stellen. Direkt und ohne eine Sekunde zu zögern, frage ich sie: »Weißt du, ob Edith eine Affäre hatte?«

Sie schaut mich alarmiert an und kneift kurz die Augen

zusammen. »Wie bitte?«

»Ich habe mich das gefragt. Leon hat so etwas angedeutet. Aber er ist nicht näher darauf eingegangen.«

Marianne erholt sich schnell von ihrem Schrecken.

»Kommt darauf an, was man unter Affäre versteht.«

»Was soll das denn heißen?«

»Edith war ... Na ja, es gab gewisse Gerüchte über sie.«
Sie schaut mir ins Gesicht. »Dass Edith in dieser Hinsicht lockerer war als die meisten von uns. Sie lief auch regelmäßig nackt im Haus herum, ob jemand da war oder nicht.«

»Gerüchte, sagst du?«

»Ja, ganz sicher kann man sich bei solchen Dingen ja nie sein.«

»Hat Richard denn nie mit dir darüber gesprochen? Ich meine ... er und Leon sind doch sehr gute Freunde, da muss er doch wissen, wie ...«

Abrupt steht Marianne auf. Sie zieht den Pappkarton zu sich hin und beginnt demonstrativ, meine Unterlagen einzupacken. Als sie damit fertig ist, drückt sie mir den Karton in die Hand. »Ich glaube, es ist besser, wenn du jetzt gehst.«

48

Ich habe das Gefühl, den Verstand zu verlieren. Vielleicht ist es ja schon so weit, vielleicht bin ich längst völlig verrückt, komplett durchgedreht. Ich kann nicht mehr klar denken. Den Weg zum Polizeipräsidium in der Stadt

müsste ich im Schlaf finden, so oft bin ich schon daran vorbeigekommen. Aber nun fahre ich dreimal an der Einmündung zu der Sackgasse vorbei, ehe ich das moderne, große Gebäude wiedererkenne und mein Auto auf dem Parkplatz davor abstelle.

Ich gelange in ein hohes, fast leeres Foyer und gehe an einen Schalter, an dem sich zwei Polizistinnen unterhalten. Eine von beiden schaut mich an.

»Ich habe einen Termin mit Kommissar Burghardt«, sage ich nervös.

Die Polizistin greift zum Telefon und fordert mich mit einer Geste auf, auf einer Bank Platz zu nehmen.

Nervös setze ich mich. Das Herz klopft mir bis zum Hals. Die Sekunden verstreichen so langsam, dass es mir vorkommt, als wäre ich in ein Vakuum geraten.

»Margot Heijne?«

Ich hebe den Blick.

Es ist die junge schwarze Polizistin, die Kollegin von Burghardt. Diese Frau hat auf meinem Sofa gesessen, in meinem Wohnzimmer. Sie trägt ihre Haare jetzt offen und begrüßt mich mit einem sehr netten Lächeln. »Würden Sie bitte mit mir kommen?«

Ich stehe auf und folge ihr zu einer geschlossenen Tür. Sie zieht eine Karte durch einen Schlitz und geht mir voraus in einen langen, hellen Gang. Von der relativen Ruhe im Foyer ist hier nichts zu spüren. Da und dort steht eine Tür offen. Ich sehe Leute mit Mappen herumlaufen,

andere mit Handys telefonieren, wieder andere in Gedanken versunken an Computern sitzen. Einige tragen Uniform, andere nicht. Es liegt Kaffeeduft in der Luft, gemischt mit einem Hauch Putzmittelgeruch.

»Hier hinein bitte«, sagt sie und öffnet eine Tür für mich.
»Charles?«

Burghardt steht von seinem Schreibtisch auf und kommt auf mich zu. Sein weißes Hemd ist ein wenig zerknittert, und er hat dunkle Ränder um die braunen Augen.

Hinter mir wird die Tür wieder geschlossen. Die Polizistin bleibt während des Gesprächs nicht bei uns.

»Guten Tag, Frau Heijne. Schön, dass Sie gleich heute kommen konnten. Darf ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten?« Er drückt mir die Hand. Ein warmer, etwas zu fester Händedruck.

»Nein, vielen Dank. Ich habe heute schon zu viel Kaffee getrunken.« Meine Stimme klingt höher als normalerweise.

»Tee oder Wasser?«

»Einen Tee gerne.«

Er geht hinaus auf den Flur und kehrt kurz darauf mit zwei Plastikbechern zurück, die er vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger hält. Er stellt einen vor mich hin.

»Zucker?«

»Ja, bitte.«

Burghardt wühlt in seiner Schreibtischschublade herum und legt dann zwei zerknitterte Tütchen Zucker und einen

Plastiklöffel vor mich hin. »Bitte.«

Dann erst schaut er mich an, nimmt mich ernsthaft zur Kenntnis. Er faltet die Hände vor sich auf dem Schreibtisch. »So ... Da wären wir also. Wie geht es Ihnen?«

»Nicht besonders gut«, antworte ich wahrheitsgemäß. Meine Stimme vibriert leicht. Ich schaue hinunter auf meine Schuhe, die dringend einmal geputzt werden müssten. »Ich weiß einfach nicht mehr, was ich glauben soll.«

»Das kann ich gut verstehen. Ich möchte unser Gespräch aufzeichnen, damit ich es mir anschließend noch einmal anhören kann. Sind Sie damit einverstanden?«

Ich nicke und sehe zu, wie Burghardt einen Recorder einschaltet.

»Es geht um Folgendes«, beginnt er. »Falls, und ich sage absichtlich *falls*, Ihr Exfreund keinen Selbstmord begangen hat, lautet die logische Schlussfolgerung, dass er ermordet wurde.« Er schaut mich eindringlich an. »Und zwar auf äußerst geschickte Art und Weise. Der Mörder hätte dann nicht etwa aus Wut, sondern geplant gehandelt. Er muss jeden seiner Schritte genau durchdacht haben. Es muss sich um jemanden handeln, der genau wusste, was er tat. Und es muss jemand sein, der John van Oss kannte.«

Ich erschrecke. »Warum glauben Sie das?«

»Unter anderem, weil wir keine Einbruchsspuren

gefunden haben. Ihr Exfreund hätte – wenn wir überhaupt von einem Mord ausgehen können, bitte vergessen Sie das nicht – seinen Mörder frühmorgens hereingelassen. Wie ich Ihnen heute Nachmittag bereits am Telefon erzählt habe, wurden keinerlei Anzeichen für äußere Gewalteinwirkung an seiner Leiche festgestellt. Daraus können wir schlussfolgern, dass keine tötliche Auseinandersetzung stattgefunden hat. Doch der wichtigste Grund ist das Motiv. Ein Mord wie dieser wird nicht einfach so begangen. Es muss einen Grund dafür geben. Wir haben herausgefunden, dass John van Oss keine Schulden hatte, und so weit wir wissen, verkehrte er nicht in zwielichtigen Kreisen. Er war weder süchtig noch vorbestraft. Und von daher gelangen wir wie von selbst in seinen engsten Freundes- und Bekanntenkreis, den einzigen Bereich, in dem sich Ihr Exfreund möglicherweise Feinde hätte machen können. Und ich tendiere zu der Annahme, dass er sie sich tatsächlich gemacht hat.« Er hält inne und trinkt einen Schluck von seinem Kaffee. »Ihr Exfreund hatte ein Verhältnis mit Frau Mieke Dingemans, die zu der Zeit noch mit Tom van Dijk verheiratet war. Mit beiden haben wir uns natürlich bereits unterhalten. Sie sind wieder zusammen, wie Sie vielleicht wissen.«

»Nein, das wusste ich nicht. Ich habe schon lange nicht mehr mit ihnen geredet.«

»Jedenfalls haben sie sich in der betreffenden Nacht gar

nicht in den Niederlanden aufgehalten, sondern waren auf einer Rundreise in Ägypten. Sie sind erst letzte Woche nach Hause gekommen.«

»Ach, deswegen waren sie nicht auf der Beerdigung«, spreche ich meine Gedanken laut aus.

Burghardt ignoriert meine Bemerkung. »In Anbetracht dessen bleiben, so weit wir die Situation bislang überblicken, nur zwei Personen übrig, die sowohl ein Motiv als auch die Gelegenheit gehabt haben könnten. Einige Ihrer Verwandten haben ausgesagt, dass Ihr Exfreund am Abend vor seinem Tod eine heftige Auseinandersetzung mit Ihrem jetzigen Freund hatte. Darüber wüsste ich gerne mehr. Bitte erzählen Sie mir, wie sich dieses Ereignis aus Ihrer Sicht abgespielt hat.«

Ich kratze an meiner Augenbraue und schaue erneut hinunter auf meine Schuhe. Mein Herz schlägt wie wild, und ich spüre einen Kloß im Hals, der immer dicker zu werden scheint. Ich räuspere mich. Und noch einmal.

»Sie sind zusammen mit Ihrem jetzigen Freund von dessen Wohnung aus zu der Feier gefahren?«

Ich nicke. »Ja, mit seinem Auto. Leon wollte mich an diesem Abend eigentlich nicht begleiten. Er war erst am Tag zuvor aus Dänemark zurückgekehrt und war müde. Er kannte niemanden auf dieser Feier. Er hatte einfach keine Lust dazu.«

»Was hat Ihr Freund in Dänemark gemacht?«

»Er hatte dort einen Auftrag.«

Burghardt nickt. »Okay. Fahren Sie fort.«

»Schließlich hat er mich dann doch begleitet. Es waren viele meiner Verwandten gekommen, die ich lange nicht gesehen hatte. Ich hatte vielleicht zu viel getrunken und habe angefangen zu tanzen. Im Grunde habe ich Leon den ganzen Abend vernachlässigt.«

Ich blicke wieder auf. Der Ermittler schaut mich unbeeindruckt an. »Als ich an unseren Tisch zurückgegangen bin, war er böse auf mich und wollte nach Hause.«

»An sich eine ganz normale Reaktion«, erwidert der Ermittler. »Und dann?«

Ich zucke mit den Schultern. »Ich hatte noch keine Lust zu gehen. Das lag nicht zuletzt an der Art, wie er mich dazu aufgefordert hat. Er hat mich nicht darum gebeten, sondern es mir befohlen. Leon kann manchmal ziemlich herrisch sein.«

Burghardt hat eine etwas andere Haltung angenommen und schaut mich mit zunehmendem Interesse an.

»Ich will damit nichts Negatives über ihn sagen«, füge ich rasch hinzu. »Er kann auch sehr nett sein, wirklich, ich ...«

»Fragen Sie sich nicht, was ich möglicherweise denken könnte. Ich versuche nur, mir ein klareres Bild von dem Verlauf dieses Abends, von Ihrem Freund und von Ihrer Beziehung zueinander zu machen. Bitte fahren Sie fort. Wir haben alle Zeit der Welt. Um welche Uhrzeit gab Ihnen Leon Wagner den ... Befehl zum Aufbruch?«

Ich schlucke und huste wieder. Mein Hals ist knochentrocken. »Er hat mich am Arm gepackt und gedroht, ich könne zu Fuß nach Helvoirt laufen, wenn ich nicht mit ihm käme. Damals habe ich noch bei ihm gewohnt.«

»Und jetzt nicht mehr?«

Ich schüttele den Kopf.

»Und aus welchem Grund?«

»Ich hielt es für besser, vorläufig in meiner eigenen Wohnung zu bleiben. Ich wollte mir erst einmal über einiges klar werden.«

»Haben Sie Leon Wagner danach wiedergesehen?«

»Ja. Er möchte, dass wir wieder zueinanderfinden.«

»Möchten Sie das auch?«

Ich beiße mir auf die Unterlippe. »Ja«, flüstere ich. Warum fange ich jetzt an zu weinen?

»Gut, also noch einmal zurück zu der Feier. Ihr Freund wollte, dass Sie nach Hause fahren, Sie wollten bleiben.«

Ich reibe mir mit den Zeigefingern die Tränen unter den Augen weg. »Wir standen da und haben uns gestritten, als John plötzlich auf uns zukam und jeweils einen Arm um Leon und mich gelegt hat. Er sagte, er habe gehört, dass wir nach Hause wollten, und wir sollten doch nicht so ungemütlich sein. Ich kann mich nicht mehr an seine genauen Worte erinnern, aber es war so ähnlich. Ich glaube, John war sich nicht bewusst, wie angespannt die Atmosphäre war.«

»Oder vielleicht doch«, bemerkt Burghardt. »War Ihr jetziger Freund John van Oss schon einmal begegnet? Kannten sich die beiden?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Sie sagten, Sie haben den ganzen Abend getanzt und sich mit Ihren Verwandten unterhalten. Könnte es sein, dass sich Leon Wagner und John van Oss schon früher am Abend begegnet sind und sich gestritten haben?«

Verwirrt zucke ich mit den Schultern. »Das könnte sein ... aber ich weiß es nicht.«

»Wie hat Leon Wagner reagiert, als John van Oss ihm den Arm um den Hals gelegt hat?«

Ich schließe die Augen. Tränen laufen mir über die Wangen. »Er hat John gepackt und ihn gegen das Büfett geschleudert.«

»Und danach?«

»Er hat gesagt, dass ich mit ihm nach Hause fahren müsse. Er hat John nicht eines Blickes gewürdigt. Es war ein unglaubliches Durcheinander. Ich wollte ihn nicht begleiten. Also ist er gegangen. Alleine.«

»Wissen Sie noch, wie spät es da ungefähr war?«

»Ja, ich glaube so gegen elf Uhr. Aber ich bin mir nicht ganz sicher.«

»Sie haben ausgesagt, Sie seien nach dem Ende der Feier mit John van Oss zu dessen Haus gefahren und hätten Geschlechtsverkehr mit ihm gehabt. Praktisch direkt danach seien Sie gegangen. Möchten Sie dem noch

etwas hinzulügen!«

Ich schaue ihn an. »Was sollte ich dem noch hinzufügen?«

»Haben Sie mit ihm geredet, und wenn ja, worüber? Hat Ihr Exfreund bei Ihrem Aufbruch gedroht, sich etwas anzutun? Irgendetwas in der Art?«

»Nein. Wirklich nicht. Das haben mich schon viele Leute gefragt. Er war nur ... verdutzt. Er hat gesagt, ich könne doch jetzt nicht einfach so weggehen und mitten in der Nacht meine Eltern aus dem Bett holen.«

»Aber Sie sind trotzdem gegangen?«

»Ja.«

»Und Ihr Exfreund ist nicht hinter Ihnen hergelaufen? Er hat nicht versucht, Sie zurückzuhalten?«

Ich schüttele den Kopf. »Er ist in der offenen Tür stehen geblieben. Er war ja auch nicht angezogen.«

»Was trug er genau?«

»Seinen Morgenmantel.«

Burghardt nickt und macht sich eine Notiz. Dann schaut er wieder mich an. »Was genau haben Sie beim Aufbruch zu Ihrem Exfreund gesagt?«

»Dass ich ihn nicht mehr liebe. Dass es mir leid tue. So ähnlich. Und dass er mich in Ruhe lassen solle.«

»Hatten Sie beide viel getrunken?«

»Ja.«

»Wann haben Sie sich zum ersten Mal wieder mit Ihrem jetzigen Freund getroffen?«

»Nach der Beerdigung ... Genau eine Woche nach Johns Beisetzung. Letzte Woche Freitag.«

»Hat er Kontakt zu Ihnen aufgenommen?«

»Nein, ich war gerade bei einem Freund von ihm, der einen ...« Ich blicke den Ermittler an. Wenn ich ihm sage, dass Leons Freund einen Nachtclub betreibt, würde das als Verdachtsmoment gewertet? »... eine Art Nachtclub hat, in dem ich die Einrichtung modernisiere. Ich war bei der Arbeit, als Leon kam. Es war wohl eher ein Zufall. Er war überrascht, mich dort zu sehen.«

»Zufall ...«, sagt Burghardt und schaut mich eindringlich an. »Hätte Leon Wagner wissen können, dass Sie dort waren?«

Auf Burghardts Bemerkung hin frage ich mich, ob Leons Besuch bei Taco vielleicht wirklich kein Zufall war. Gar nicht so abwegig. Leon und Taco sind seit Jahren befreundet, und mein Termin dort stand schon seit einiger Zeit fest. »Könnte sein«, sage ich leise.

»Und danach?«

»Wie bitte?«

»Was taten Sie, nachdem Sie Leon Wagner bei dessen Freund getroffen hatten?«

»Ich bin mit ihm zu seinem Bungalow gefahren.«

»Nach Amsterdam?«

»Nein, er hat zwei Wohnsitze. Der Bungalow steht in Helvoirt.«

»Sind Sie dort geblieben?«

»Ja, ich bin Nacht ...

»Ja, über Nacht.«

»Worüber haben Sie mit Ihrem Freund geredet?«

»Über John. Ausschließlich über John.«

»Und wie hat Ihr Freund darauf reagiert?«

»Äußerst verständnisvoll. Er hat mir geraten, mich mit seinem Selbstmord abzufinden. Der Gedanke, John sei vielleicht ermordet worden, würde mich auf die Dauer verrückt machen. Seine frühere Freundin hat vor einiger Zeit Selbstmord begangen. Er hat also dasselbe durchgemacht wie ich.«

Burghardt beginnt in einer Mappe zu blättern. Dann blickt er auf. »Edith Benschop.«

Ich nicke.

Burghardt blättert weiter die Mappe durch und sagt, ohne mich anzuschauen: »Frau Benschop hat eine Überdosis Schlaftabletten und Beruhigungsmittel eingenommen, wodurch sie das Bewusstsein verloren hat und höchstwahrscheinlich in der Badewanne ertrunken ist.«

»In seiner Badewanne«, füge ich leise hinzu. »Er hat sie gefunden. Sie war schon seit zwei Tagen tot.«

Burghardt blättert und liest weiterhin in seiner Mappe. Schaut mich dann an. »Würden Sie Ihren Freund, Leon Wagner, als einen eifersüchtigen Mann beschreiben?«

Seine Frage versetzt mir einen Schock. Ich bringe kein Wort hervor und starre wie erfroren den Ermittler an.

»Bitte antworten Sie mir, wie es Ihnen in den Sinn kommt. Was sind hier nicht von Gewicht.«

KOMM. WIL SICH HIER NICHT VOR GEHTIL.«

»Ja«, sage ich schließlich. »Aber er ...«

Burghardt unterbricht mich und bombardiert mich mit Fragen. Er will wissen, wie sich Leons Eifersucht äußert. Ob er mir je wehgetan oder ob er mich misshandelt hat – nein, natürlich nicht.

Ich versuche, so ehrlich wie möglich zu antworten, doch bei jedem Wort habe ich das Gefühl, Leon noch verdächtiger zu machen, als er in Burghardts Augen wahrscheinlich schon ist. Mir ist völlig klar, dass ich hier einem Wildfremden intimste Details aus meinem Liebesleben preisgebe. Dinge, die zwischen unseren eigenen vier Wänden hätten bleiben müssen. Szenen, die sich zwischen mir und Leon abgespielt haben und die niemanden etwas angehen.

Anschließend zieht Burghardt Ediths Selbstmord in Zweifel. Ich antworte auf seine bohrenden Fragen, erzähle ihm alles, was ich nach und nach über sie in Erfahrung gebracht habe, Dinge, die Leon mir erst nach langem Drängen anvertraut hatte. Burghardt verbeißt sich in die Beziehung zwischen Leon und Edith.

Ich erzähle ihm von meiner Vermutung, dass Edith ein Verhältnis mit Debby hatte. Ich erzähle ihm, dass Leon die beiden zusammen in der Badewanne erwischt hat und was er daraufhin tat. Ich erzähle ihm, wie Marianne reagierte, als ich sie heute Vormittag besuchte. Die Worte sprudeln unablässig aus mir hervor und werden gnadenlos von dem Recorder aufgenommen, der zwischen uns auf

von dem Recorder aufgenommen, der zwischen uns auf dem Schreibtisch steht.

Ich habe das Gefühl, einen Verrat zu begehen.

Ich verrate Leon.

Ich muss meine Aussagen relativieren. »Leon behandelt mich sehr zärtlich und respektvoll«, sage ich und merke, wie schwach das klingt. »Viel zärtlicher und respektvoller, als John es jemals getan hat. Ich ...« Ich schaue auf und suche den Blick von Burghardt, der mich mit aneinandergelegten Fingerspitzen und unergründlicher Miene ansieht. »Ich liebe diesen Mann. Ich weigere mich zu glauben, dass er etwas damit zu tun hat.«

»Hier wird niemand beschuldigt. Könnten Sie bitte noch einen Augenblick hier warten?«

Burghardt steht von seinem Schreibtisch auf und schaltet den Recorder aus. Danach geht er hinaus auf den Flur und schließt die Tür hinter sich.

Ich greife nach meinem Becher Tee und trinke ihn in wenigen Schlucken aus. Er ist nur noch lauwarm.

Erst nach etwa zehn Minuten kehrt der Ermittler zurück. »Frau Heijne«, sagt er und drückt mir die Hand. »Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit. Sie können nach Hause fahren oder das erledigen, was Sie heute noch vorhatten. Allerdings muss ich Sie bitten, sich nicht zu weit von Ihrem Wohnort zu entfernen. Meine Karte haben Sie schon?«

Ich nicke.

»Sollte Ihnen noch etwas einfallen können Sie mich

»Sollte Ihnen noch etwas einfallen, können Sie mich jederzeit anrufen. Treffen oder sprechen Sie heute Ihren Freund noch?«

»Er kommt heute Abend zu mir. Wir wollten etwas essen gehen.«

Burghardt legt die geballte Hand vor den Mund und hüstelt. »Ich habe eben mit einem Kollegen in Amsterdam telefoniert. Wenn wir Ihren Freund schnell ausfindig machen können und er sich entgegenkommend zeigt, wird er zum Verhör hierher zu uns ins Präsidium gebracht.«

Entsetzt starre ich ihn an. »Wird er verhaftet?«

»Nein. Wir möchten ihm nur ein paar Fragen stellen. Machen Sie sich bitte keine Sorgen. Aber Ihnen ist sicherlich klar, dass Sie Ihren Freund nicht vorher anrufen oder ihn anderweitig informieren sollten.« Er bringt mich zur Tür und hält sie mir auf. Für ihn ist das Gespräch beendet.

Plötzlich fällt mir ein, dass er mir etwas verschwiegen hat. Etwas sehr Wichtiges. Auf dem Flur drehe ich mich um. »Sie haben eben bemerkt, dass zwei Verdächtige übrig blieben«, sage ich. »Zwei Personen, die ein Motiv und die Gelegenheit gehabt hätten.«

Er nickt und kratzt an seinem Unterarm.

»Wer ist die andere?«, frage ich.

»Das sind Sie, Frau Heijne.«

Ich fuhr sofort nach Hause. Stellte mein Auto auf einem

Anwonneparkplatz am Kanal ab und ging in die Stadt. Ich kann mich nicht erinnern, wie lange ich dort umherirrte, ziellos, in dieser belebten Innenstadt, in der bereits die ersten Weihnachtsdekorationen angebracht waren und Weihnachtslieder aus den Geschäften schallten. Eine Fröhlichkeit, die sich nicht mit dem Sturm vertrug, der in meinem Inneren wütete und mich immer weitertrieb. Ich lief und lief. Die fahle Wintersonne versank hinter den hohen Gebäuden, und an ihrer Stelle erschien eine dünne Mondsichel, die nur hin und wieder durch die dichte Wolkendecke sichtbar wurde. Ich lief an den Geschäften vorbei, durch enge Gassen und über Plätze, gelangte zu einer Zugbrücke am Rande der Innenstadt und lief darüber. Ich gelangte in ein altes Wohnviertel, in dem die kleinen Häuschen dicht aneinandergedrängt standen. Durch die Fenster sah ich Leute mit einem Teller auf dem Schoß fernsehen oder lang ausgestreckt auf dem Sofa liegen. Auf der Straße war keine Menschenseele. Ich war durchgefroren bis auf die Knochen. Schließlich kehrte ich um und lief zurück zu meiner Wohnung.

Ich hatte nur noch einen einzigen Gedanken: Leon, der jetzt wahrscheinlich von Burghardt in dem unpersönlichen Polizeibüro verhört wurde. Leon, der unter dem grellen Neonlicht mit einem Plastikbecher Kaffee oder Tee vor sich erneut von Edith erzählen musste. Leon, dessen frisch verheilte Wunden von Burghardts quälenden, zielgerichteten Fragen auf neue Weise wieder

zeigten keinen Fragen auf grausame Weise wieder aufgerissen wurden. Zu Recht? War ich so blind vor Liebe, dass ich eventuelle Anzeichen dafür, dass Leon sowohl seine Freundin als auch John ermordet hatte, einfach nicht wahrhaben konnte oder wollte?

Es ist dunkel, als ich die Haustür öffne. Nichts tut sich, als ich den Lichtschalter betätige. Es scheint Probleme mit der Elektrizität zu geben, denn das ist nicht das erste Mal, dass das Licht nicht funktioniert. Im Flur ist es stockdunkel. Dem Gefühl nach finde ich das glatte Treppengeländer und steige Stufe für Stufe nach oben. Gedämpft höre ich Geräusche aus den anderen Wohnungen. Irgendwo läuft ein Fernseher, und irgendjemand übt Klavier, immer wieder dieselbe Melodie. Oben angekommen suche ich meinen Haustürschlüssel. Mir zittern noch die Finger, als ich den Schlüssel ins Schloss stecke, aufschließe und hineingehe.

Im nächsten Augenblick nehme ich vor mir eine Bewegung wahr. Nichts weiter als ein Rascheln, ein Luftzug, verursacht durch einen mannshohen, tintenschwarzen Schatten.

XII

Als ich am Nachmittag zu ihr fuhr, verspürte ich eine Wut, die mir nur allzu vertraut war. In meinem erregten Zustand fuhr ich auf freien Strecken etwas schneller als erlaubt. Ich zwang mich, mich auf meine Aufgabe zu

konzentrieren, und es gelang mir auch. Ich schaffte es, das Auto beherrscht durch den dichten Verkehr zu lenken.

Einmal in ihrer Wohnung, fragte ich mich, ob es wirklich vernünftig war, mich so gehen zu lassen. Ich bin nicht übermäßig gut vorbereitet, was bedeuten könnte, dass ich improvisieren muss. Doch ich erinnerte mich daran, dass ich das ja auch bei diesem schrecklichen John hatte tun müssen. Diese Art der Improvisation hatte mir ausnehmend gut gefallen, wenn auch im rein technischen Sinn. Gefühlsmäßig kann man diesen Mord nämlich bei weitem nicht mit dem an Edith vergleichen. Er verschaffte mir längst nicht dasselbe Maß an Befriedigung. Und das ist es schließlich, was mich hierher getrieben hat. Mehr noch als die Wut, der Groll und der Gedanke an den höheren Zweck, dem das alles dient, ist es ... *Hunger*.

Während ich auf ihre Heimkehr wartete, bedachte ich, dass ich keinen besseren Moment hätte wählen können. Margot ist verletzlich, in ihr wüten heftige Gefühle, die eine endgültige, destruktive Tat plausibel erscheinen lassen. Morgen kann alles anders sein. Wenn ich warte, können Monate vergehen, bis sich wieder eine solche Chance bietet. Und ich darf auch die Möglichkeit nicht ausschließen, dass sie vielleicht nie mehr wiederkehrt.

Das wäre doch schade.

Von dem ersten Moment an, als ich Margot erblickte und sie mich mit ihren verschiedenfarbigen Augen ansah, ist sie mir nie wieder aus dem Kopf gegangen. Dieses

leicht besorgte Lächeln auf ihren Lippen, ihr Körper... Sie ähnelt Edith so sehr. Ich bin mir sicher, dass es mit ihr genauso schön sein wird, nein: noch schöner. Die Morde an Edith und John waren unblutig. Diesmal wird Blut fließen. Sehr viel Blut.

Was für eine herrliche Aussicht.

Stundenlang lief ich in ihrer Wohnung herum und schlug die Zeit tot, indem ich ihre Schränke und ihre persönlichen Sachen durchsuchte. Dennoch durfte ich es mir nicht gestatten, mich zu sehr von der Aufregung übermannen zu lassen, die mich bis in jede Faser meines Körpers erfasst hatte. Dies war nur ein Vorstadium, und ich musste mit unvorhersehbaren Entwicklungen rechnen. Sie konnte zum Beispiel in Begleitung eines Bekannten oder Verwandten nach Hause kommen. Eigenartigerweise verursachte mir diese Aussicht lediglich ein angenehmes Kribbeln. Ich hatte meine Fluchtwege genau geplant. Ich vertraue auf mein Können. Es gab zig Möglichkeiten, mich zu verbergen und dann den richtigen Moment abzuwarten, um mich davonzuschleichen – oder zuzuschlagen.

Schließlich kam sie nach Hause. Und zwar allein.

Ich hörte ihre Schritte auf der Treppe. Eine Person. Ich hörte, wie sie den Schlüssel ins Schloss steckte. Ich schlich an die Tür und wartete ab.

Genau wie ich es erwartet hatte, ist sie durch den Schock

so desorientiert, dass sie zunächst gar nicht reagiert. Gelähmt vor Angst, ein Kurzschluss im Bewegungsapparat. Was für ein wunderbares Geschenk von Mutter Natur und zugleich so überaus nützlich. Ich rolle die Plastikfolie blitzschnell ab, um ihren Hals, ihre Schultern und Arme herum, und zwingt sie zu Boden. Sie landet auf dem Rücken und tritt ins Leere wie eine Tigerin in Todesangst. Sie hat keine Ahnung, gegen wen oder was sie kämpft. Vielleicht sind es auch nur reflexhafte Zuckungen. Sie bekommt keine Luft. Das muss eine äußerst unangenehme Erfahrung sein. Sie ruckt mit dem Kopf und versucht zu schreien, bringt aber keinen Laut hervor.

Ich lasse einige Sekunden vergehen und schaue zu, wie sie versucht, ihre Arme loszureißen. Mit den Fingernägeln kratzt sie über das Plastik. Aber sie kommt nicht richtig dran, und ihre Nägel sind abgekaut. Sie fährt nur vergeblich darüber.

»Bleib still liegen, sonst muss ich dir wehtun«, warne ich. Wie gemein von mir. Ich werde ihr ohnehin wehtun, aber das kann sie nicht wissen. Ich will nur einen Ringkampf vermeiden.

Aber sie hört nicht. Sie tritt weiter um sich und trifft jetzt den Wohnzimmertisch, der ein Stück von der Stelle geschoben wird. Unter dem Plastik dringen erstickte Laute hervor, als sie zu schreien versucht, und die Folie wird nach innen gesaugt, als sie nach Luft ringt.

Gut. Für einen Augenblick habe ich dem Verlangen nachgegeben, sie zappeln zu sehen. Was für ein schöner Anblick. Aber jetzt muss ich handeln, um zu verhindern, dass Gegenstände umfallen oder sie auf die Idee kommt, auf den Boden zu stampfen, um die Nachbarn zu alarmieren.

Ich springe auf und setze mich rittlings auf ihre Oberschenkel. »So, jetzt gehst du mir nirgendwo mehr hin«, keuche ich. Mist, sie ist wirklich stark! Viel stärker, als ich erwartet hatte. Sie müsste doch inzwischen unter Sauerstoffmangel leiden, aber sie bäumt sich auf und windet sich am ganzen Körper. Ich kann nicht anders, als Respekt vor so viel Widerstandskraft zu empfinden. Es macht sie nur noch schöner.

Ich lege eine Hand auf ihre Stirn und drücke sie zu Boden. In der anderen Hand halte ich das Messer. Ein erstklassiges Rasiermesser, das ich vor etwa einem Jahr zum ersten Mal sah. Oder besser gesagt: Ich sah zum ersten Mal die Möglichkeiten, die es bietet. Ich halte es ihr direkt vor das Gesicht. »Möchtest du atmen?«

Plötzlich erstarrt sie. Ich glaube, sie versteht mich. Oder sie verliert durch den Sauerstoffmangel jetzt doch die Besinnung.

»Es geht besser, wenn du still liegen bleibst.« Äußerst vorsichtig durchsteche ich mit der Spitze des Messers die Plastikfolie unter ihrer Nase. Ein Schnitt, ein ganz kleiner, man kann ihn kaum erkennen. Mehr bekommt sie nicht.

Ihre Hauptsorge muss es sein, Luft zu holen. Das lässt ihr keine Zeit, mir Ärger zu machen.

Es funktioniert. Sie bleibt still liegen und konzentriert sich auf das Atmen. Sie atmet ein. Sie atmet aus. Die Folie vor ihrer Nase vibriert mit einem Pfeifgeräusch.

»Ich hoffe, du verstehst, dass du schön brav sein solltest, weil ich sonst gezwungen bin, deine Luftzufuhr zuzukleben. Nicke, wenn du das verstehst.«

Sie nickt. Sie versteht es. Sie bewegt sich nicht, als ich von ihr heruntersteige, die Rolle Plastikfolie unter dem Sofa wiederfinde und ihre Beine umwickle. Sie lässt alles ergehen mit sich geschehen. Ich mummele sie ein wie ein kleines Baby. Die mögen das offenbar, weil sie sich dadurch so warm und geschützt wie in der Gebärmutter fühlen.

Ich glaube nicht, dass Margot das auch so erlebt.

Ihre Hände, die einzigen Körperteile, die nicht eingepackt sind, ragen in Höhe ihres Schritts aus der Folie hervor. Sie versucht nicht mehr, das Plastik zu zerreißen. Die Hände liegen ganz still da, mit ihren abgebitzten Fingernägeln. Gelassenheit. Das habe ich schon öfter so gesehen. Immer wieder ein erhebender Anblick.

Wieder setze ich mich rittlings auf sie und lege meine Hände rechts und links neben ihr Gesicht. Ihre Nasenspitze zeichnet sich weiß und plattgedrückt unter der engen Folie ab. Vor ihrer Mundöffnung ist das Material beschlagen. Ihre Augen sehen trüb aus. Sie kann

mich nicht richtig klar sehen. Aber sie sieht mich. Wie ich vermute, zum ersten Mal. Sie erstarrt. Ihr Gesichtsausdruck wird durch die Folie stark verzerrt, aber ich erkenne ihr Erstaunen. Ihre Augen weiten sich, obwohl ihre Augenlider teils durch das Plastik zugeedrückt sind und von einzelnen mitverpackten Haarsträhnen bedeckt werden. Nein, wenn ich es mir recht überlege: kein schöner Anblick.

»Ich könnte behaupten, dass es mir leid tut, aber dann müsste ich lügen«, sage ich. »Um dir die Wahrheit zu sagen: Für mich fängt der Spaß jetzt erst richtig an.«

Sie dreht den Kopf von links nach rechts und versucht wieder zu schreien, bringt aber nur schwache, unterdrückte Geräusche hervor. Ein paar Lagen Plastik sind äußerst effektiv.

»Du machst es für uns beide leichter, wenn du mithilfst.«

Ich packe sie an den Füßen und ziehe sie über den Holzfußboden ins Badezimmer. Es sind keine sechs Meter, aber ich fange an zu keuchen. Sie ist wirklich bleischwer. Im Badezimmer drehe ich sie auf den Bauch.

Danach drücke ich den Stopfen in den Abfluss der Badewanne und lasse heißes Wasser einlaufen. Das ist notwendig, denn ohne warmes Wasser dauert es Stunden oder funktioniert vielleicht sogar überhaupt nicht.

Margot hat eine altmodische kleine, beigefarbene Sitzbadewanne. Sie sieht ein wenig schmutzdelig aus, auch wenn ich vermute, dass das am Alter liegt und nicht

daran, dass Margot ihren Haushalt vernachlässigt.

Sie atmet immer noch mühsam. Der Sauerstoffmangel macht sie ruhig. Sehr ruhig.

Ich hebe ihren Kopf an und neige ihn zur Seite. Keine Muskelspannung im Hals. Dennoch atmet sie. Ich fühle den schwachen Luftzug in Höhe ihrer Nase. Sie hat das Bewusstsein verloren.

Mit äußerster Anspannung gelingt es mir, sie in die Badewanne zu hieven. Ein komischer Anblick, diese dicke, in Plastik verpackte Frau, die kaum in ihre eigene Badewanne passt. Ihr Hintern wird im tiefsten Teil fast eingequetscht, und das Bündel ihrer eingepackten Beine ruht auf dem Sitz. Auf diese Weise kann sie nicht abrutschen und ertrinken.

»Falls du mich hören kannst, dann wird es dich vielleicht freuen zu erfahren, dass dieses Rasiermesser von deinem lieben Freund stammt. Leons Fingerabdrücke finden sich darauf. Deine müssen wir noch aufbringen. Natürlich trage ich Handschuhe. Das kannst du dir ja denken.«

Sie reagiert nicht.

»Ich befreie jetzt deinen Arm«, sage ich, schneide die Folie durch und winde ihren Arm aus dem durchsichtigen Kokon, der sie umschließt. Ihre Hand liegt jetzt im Wasser, das schnell höher steigt. Noch etwa fünf Minuten und ich kann es abdrehen. Vielleicht auch schon früher. Die Badewanne ist klein, und sie füllt sie fast vollständig aus.

»Okay, dann mal los.« Ich merke, wie angespannt meine Stimme klingt. Ich kann mich nicht daran erinnern, wie oft ich dies in Gedanken schon getan habe, wie ich mir jede Einzelheit vorstellte, bis ich einen Zustand der Ekstase erreichte.

Ich setze die Spitze des Messers an ihren Puls. Ihre Haut ist zäh und gibt nicht leicht nach. Es kann auch am Messer liegen. Es sieht scharf aus, ist aber ein wenig stumpf geworden. Leon hat es vermutlich eine ganze Weile nicht benutzt. Ich musste es heute Nachmittag in seinem Badezimmer suchen. Wenn er es weggeworfen hätte, wäre das ein schlechtes Omen gewesen. Vielleicht hätte ich dann die ganze Aktion abgeblasen. Dieses Messer war Teil meines Plans. Teil meiner Phantasie. Schon seit dem Mord an Edith hat mich der Gedanke nicht mehr losgelassen: Badewanne, Rasiermesser. Schließlich fand ich es in einem Necessaire, ganz unten in einer Schachtel.

Ich drücke ihr das Messer in die Hand und presse ihren Daumen auf die Klinge. Dann ihre Finger. Streife sie darüber. Drücke es ihr in die andere Hand.

»Schön ist das, oder?«, frage ich leise. »Deine Fingerabdrücke und die von Leon. Wie romantisch.«

Margot ist tief bewusstlos. Sie erwacht nicht einmal, als ich den ersten Schnitt ausführe. Sofort sprudelt das Blut hervor und verteilt sich in rosafarbenen Wolken im Wasser. Es sieht nach viel aus, aber das scheint nur so. Ich füge einen weiteren Schnitt hinzu. Tiefer jetzt, ein

bisschen schief. Stümperhaft sogar. Das tue ich absichtlich. Natürlich weiß ich, wie man Pulsadern durchschneiden muss, damit es schnell vorbei ist. Aber ich will nicht, dass ihr Selbstmord in Frage gestellt wird. Ich muss mich in ihre Lage versetzen. Sie ist verwirrt, sie will ihrem Leben ein Ende bereiten, aber andererseits auch wieder nicht. Im Grunde sehnt sie sich nur nach Aufmerksamkeit und stellt sich daher ungeschickt an. Sie piekst sich ein bisschen, erschrickt vor dem Schmerz, vor dem Blut. Sie erholt sich, schneidet wieder. Noch ein Schnitt. Und noch einer. Gezackt. Zittrig.

Es sind die Einzelheiten, die den entscheidenden Unterschied ausmachen.

Jetzt ist ihr rechtes Handgelenk an der Reihe. Dieselbe Methode, aber noch um vieles ungeschickter – erstens schneidet sie mit der verwundeten, schmerzenden Hand, und zweitens ist sie Rechtshänderin.

Jetzt fließt das Blut ungehindert aus ihr heraus, bildet Wolken im Wasser.

Ich beuge mich über sie und lege eine Hand auf ihre Brüste. Sie werden von der Plastikfolie plattgedrückt, sind aber dennoch groß, voll, weiblich. Ich streichle die andere und spüre ein Kribbeln in mir. Soll ich ...?

Nein.

Später. Wenn ich zu Hause bin. Keine Spuren hinterlassen, keine Improvisation. Mein Verstand ist um ein Vielfaches schärfer als das Messer, mit dem ich

schneide. Ich kann das Gefühl und die Bilder wieder und wieder hervorrufen und damit anstellen, was ich will, jederzeit, aber an einem sicheren Ort.

Nicht hier. Nicht jetzt.

Die Plastikfolie muss entfernt werden, sie schränkt meine Sicht ein und verdirbt das Bild. Ich schneide sie an ihrer Kehle auf und ziehe sie ihr über den Kopf. So ist es besser. Ihr Gesicht ist jetzt frei. Sie sieht aus, als schliefe sie. Genau wie Edith.

Ich drehe den Hahn zu und setze mich auf den Badewannenrand. Beobachte das schönste Schauspiel, das ich je gesehen habe. Das ist Kunst. Wahre Kunst.

Dennoch fühle ich die Wut wieder in mir aufsteigen. »Du hast mir Leon weggenommen«, flüstere ich dem blutigen Stilleben zu. »Weißt du, dass seine Aufträge achtzig Prozent meines Einkommens ausmachen? Verstehst du, dass ich so etwas nicht zulassen kann? Erst machst du ihn mit deinem Ex so verrückt, dass nichts mehr mit ihm anzufangen ist, wobei ich dieses Problem inzwischen effizient gelöst habe, und jetzt hältst du es für nötig, ihn mir wegzunehmen, genau wie deine Vorgängerin. Aber das ist jetzt vorbei, Margot. Alles wird wieder so werden wie früher. Leon ist kein Einzelgänger. Er braucht den Kontakt zu anderen Menschen. Nicht unbedingt zu vielen Menschen, so wie ich, sondern zu einem bestimmten. Darauf konzentriert er sich. Auf diese eine, besondere Person, mit der er sich stark verbunden fühlt. Für die tut

er alles. Ich will diese eine Person sein. Ich kenne ihn durch und durch, Mädchen. Wenn er auf sich selbst zurückgeworfen wird, kommt er automatisch zu mir. Wie eine Motte zum Licht. Dann tut er genau das, was ich ihm auftrage. Heute Nachmittag hat er behauptet, seine Entscheidung hätte nichts mir dir zu tun, aber du und ich, wir wissen es besser, oder? Ich kenne ihn besser als er sich selbst. All seine sogenannten Weisheiten ... Es muss einmal gesagt werden: Sie stammen von mir. Er hat sie aus meinem Munde. Ich habe ihm alles beigebracht. Er ist mein Projekt und bis jetzt das beste. Ich habe ihn gemacht. Du hättest Leon sehen sollen heute Nachmittag, als sie ihn abgeholt haben. Er wusste nicht ein noch aus. Unter Mordverdacht ...« Ich lache leise. »Wahrscheinlich ist er heute Abend schon wieder auf freiem Fuß, ansonsten morgen früh. Der arme Kerl, er hat ja nichts getan. Aber du, liebe Margot, kannst das natürlich nicht wissen. Dir ist alles zu viel geworden. Für dich endete es hier und jetzt. Als du erfuhrt, dass dein geliebter Freund ein Mörder ist, wolltest du nicht mehr länger leben ... Deswegen bin ich hier. Nenne es einfach Schicksal. Das klingt doch schön.«

Sie bewegt sich nicht. Liegt ganz still da und blutet. Langsam, ganz langsam. Das Badewasser färbt sich rot. Nicht mehr rosa. Es ist jetzt richtig rot. Ein herrliches, wundervolles Blutbad.

Ich könnte stundenlang zusehen, aber leider muss ich

jetzt gehen. Wer weiß, vielleicht hat sie sich mit jemandem verabredet, und gleich steht ihr Bruder oder eine Freundin vor der Tür. Ich kann nicht noch länger bleiben, das Risiko, erwischt zu werden, wird sonst zu hoch. Innerhalb der nächsten halben Stunde wird sie sowieso tot sein. Und selbst wenn sie noch einmal aufwacht, wird sie so schwach sein, dass sie es nicht mehr bis ins Wohnzimmer schafft. Sie kann jedenfalls niemanden mehr zu Hilfe rufen.

Widerwillig stehe ich auf und fange an, die restliche Plastikfolie loszuschneiden. Ich stecke alles in eine Plastiktüte und werfe meine Handschuhe hinterher. Sehr sorgfältig achte ich darauf, dass keine roten Tropfen außerhalb der Badewanne landen. Ich ziehe ein Paar neue Handschuhe über, hole eine zweite Plastiktüte aus meinem Overall und wiederhole die Prozedur. Weder an meinen Handschuhen noch auf der Außenseite der Plastiktüte darf Blut kleben. Ich ziehe meine Plastiküberschuhe und meine Oberbekleidung aus. Auch dies verschwindet alles in der Plastiktüte.

Das Messer lasse ich ins Wasser sinken.

Noch ein letztes Mal sehe ich mich um. Nicht der kleinste Spritzer. Phantastisch. Ich werfe meinem Ebenbild im Spiegel ein Grinsen zu.

Alles, was ich will, gelingt mir. Ich versage nie. Niemals.

49

Mir ist, als würde ich schwerelos dahinschweben. Plötzlich aber werde ich hinuntergezogen, und während

ich sinke, werde ich schwerer und sinke immer schneller, bis ich mit einem Schlag auf dem Rücken lande und wieder der Schwerkraft unterliege. Und Schmerzen empfinde. Schmerzen in den Armen. In der Lunge.

Ich fühle eine Matratze unter mir, warm und gelartig, und ein Laken über mir, bis hinauf an die Brust.

Und ich kann hören. Piepsen. Kurze, mechanische Pieptöne. Ein saugendes Geräusch, rhythmisch und träge, irgendwo hinter mir. Schritte auf Linoleum, gedämpfte Stimmen, weiter weg.

Jemand zupft an mir. Über meinem Kopf höre ich etwas rascheln. Ich rieche Chlor und Waschmittel.

Wo bin ich? Ich kann mich nicht erinnern, wie ... Ich kann mich an nichts erinnern. Oder doch. *Oh, nein ... nein!*

In einem Reflex öffne ich den Mund und atme tief ein. Meine Lungen füllen sich mit Sauerstoff. Und wieder, wie ein Schwimmer, der nach einem tiefen Tauchgang an die Oberfläche gelangt. Noch einmal. Ich kann atmen. Mein Gesicht ist frei, nicht mehr bedeckt. Dieses feuchte Plastikzeug ist weg. Feuchtigkeit ... Wasser. In meiner Erinnerung kommt Wasser vor.

Ich bewege meinen rechten Arm. Frei. Der andere Arm ist festgebunden.

»Vorsicht, Frau Heijne, diesen Arm schön still halten«, höre ich eine Frauenstimme sagen. »Nicht daran ziehen. Daran hängt der Tropf. Sie haben fast zwei Liter Blut

verloren.«

Und dann eine bekannte Stimme, aber sie klingt weit entfernt und hallt ein wenig, als spräche er durch eine Röhre. »Margot? Mach die Augen auf! Sag was!«

Irgendetwas streicht über meine Haut, etwas Dünnes und Hartes. Druck auf meinem Oberarm. Eine Hand auf meinem Kopf. Jemand streicht mir die Haare aus dem Gesicht.

»Sag doch was.«

Ich blinzele. Alles ist weiß. Ein blendend weißes Licht und in meiner Nähe Schatten, die sich bewegen.

Schatten.

Ich schließe die Augen wieder.

»Bitte sag etwas!«

Ich will nicht. Ich will zurückkehren zu dem Zustand der Schwerelosigkeit, zurück in die Dunkelheit, wo ich nichts mehr hören, fühlen oder sehen muss. Die Dunkelheit, wo nichts ist, weder Angst noch Schmerz noch Verwirrung. Einfach nichts.

Eine Hand an meiner Wange. »Antworte. Sag etwas, Margot, bitte sag etwas!«

Ich öffne die Augen und schließe sie sofort wieder. »Schmerzen«, sage ich leise und verziehe das Gesicht zu einer Grimasse.

Eine Frauenstimme sagt: »Sie bekommen gleich ein Schmerzmittel. Aber erst müssen Sie aufwachen.«

Ich versinke wieder. Plötzlich, ohne Vorwarnung, ist alles

dunkel. Existiert nichts mehr.

»Margot!«

Ich reiße die Augen auf. Warum lässt man mich nicht in Ruhe? »Lass mich«, flüstere ich.

Geraschel neben mir oder über mir. Schritte.

Eine Männerstimme, von weit her. »Ist sie zu sich gekommen?«

Neben meinem Kopf antwortet eine geduldige Frauenstimme. »Gerade eben erst.«

»Vitalfunktionen?«

»Normal.«

»Kann ich Burghardt Bescheid sagen?«

»Nein, warten Sie noch einen Moment.«

Zu sich gekommen?

Als ich meine Augen zu Schlitzen zusammenkneife und versuche, klar zu sehen, erkenne ich über mir das Gesicht einer Frau. Sie ist dunkelhäutig und hat große, grüne Augen, die mich interessiert anschauen. Sie trägt einen weißen Kittel mit einem Namensschild daran. Ich kann es nicht lesen. Die Buchstaben sind zu klein und verschwommen.

Dann erscheint ein Gesicht neben ihr. Leon. »Mein Liebling, ich habe mich so erschrocken. Warum hast du ...?«

Die Krankenschwester legt ihm eine Hand auf den Arm und schaut ihn eindringlich an. Später, scheint sie ihm sagen zu wollen. Später.

Das ist gut, später ist gut. Jetzt will ich schlafen.

»Deine Eltern sind unterwegs«, höre ich Leon sagen. »Sie können jeden Moment hier sein.«

»K... kalt.« Ich fange an zu zittern.

Jemand zieht mein rechtes Lid hoch und leuchtet mir mit einem Lämpchen ins Auge. »Das war knapp, Frau Heijne. Wenn Ihr Freund Sie nicht gefunden hätte, wären Sie jetzt nicht mehr am Leben. Es hat nicht viel gefehlt.«

Gefunden? Plötzlich kehrt meine Erinnerung wieder zurück. Ich kam nach Hause, nach meinem langen, kalten, einsamen Spaziergang. Ich öffnete die Tür und wurde in meine Wohnung gezerrt. Mir wurde etwas um das Gesicht gewickelt, durch das ich nicht mehr atmen konnte. Ich fiel zu Boden. Ich habe gekämpft, mich heftig gewehrt. Aber es war sinnlos. Er war stärker als ich. Er! Es war ... es war ... »Richard!«, flüstere ich. »Es war Richard.«

»Was meinst du, Liebling? Jetzt mal ganz langsam«, höre ich Leon sagen. Und dann, leiser: »Kann es sein, dass sie Fieber hat?«

Keine Antwort.

»Herr Burghardt«, sagt da die Schwester mit erhobener Stimme. »Ich glaube nicht, dass ...«

Schwere Schritte nähern sich. »Wer ist dieser Richard?«

»Mein Manager«, antwortet Leon.

Ich öffne die Augen. Burghardt. Leon. Die Krankenschwester. Alle drei stehen an meinem Bett und

schauen mich erwartungsvoll an. Ihre Gesichter kreisen umeinander wie in einem Kaleidoskop.

»Sie haben das nicht selbst getan?«, fragt Burghardt.

»Was?«, frage ich. »Was ... habe ich getan?«

»Man hat Sie mit aufgeschnittenen Pulsadern in der Badewanne gefunden. Haben Sie das nicht selbst getan?«

Plötzlich wird mir schlecht. Mein Magen krampft sich zusammen, und ein Schwall Galle kommt hoch. Jemand stützt mich, und mir wird eine Metallschale unter das Kinn gehalten. Der kalte, scharfe Rand drückt gegen mein Schlüsselbein. »So, so ist's gut«, höre ich die Krankenschwester sagen. »Das wird schon wieder.«

Der eklige Geschmack in meinem Mund lässt mich erschauern. Wieder kommt es mir hoch, ein Schwall platscht in die Metallschale. Die Schwester fährt mir mit einem feuchten Tuch durch das Gesicht.

»Richard«, sage ich. Meine Stimme klingt so schwach, dass ich mir kaum vorstellen kann, dass jemand mich versteht.

»Richard? Was willst du ...?« Leons Stimme.

»Bitte warten Sie einen Moment draußen auf dem Flur«, höre ich Burghardt sagen. »Meine Kollegin bleibt bei Ihnen.«

Ich höre Schritte, die sich vom Bett entfernen.

Burghardt beugt sich über mich. »Margot, sind Sie sich hundertprozentig sicher?«

Ich nicke. »Ja.«

»Sie brauchen keine Angst zu haben. Sie können mir sagen, was geschehen ist. Sind Sie sicher, dass Sie sich nicht irren?«

»Er hat mir etwas über das Gesicht gezogen. Ich bekam keine Luft.« Ich muss heftig husten. Flüssigkeit tropft aus meiner Nase. Jemand tupft sie weg. »Ich bin zu Boden gestürzt. Von da an kann ich mich an nichts mehr erinnern. Es war Richard.«

Burghardt richtet sich auf und wendet sich an jemanden, der an der Tür steht. »Würden Sie bitte kurz mit mir kommen?«

Die Krankenschwester sitzt immer noch an meinem Bett. Ich suche ihren Blick. »Darf ich schlafen? Ich habe Schmerzen ...« Dann erst begreife ich, was der Ermittler zu mir gesagt hat. *Pulsadern.*

Ich senke den Kopf. Meine Handgelenke sind verbunden. »Das habe ich nicht getan«, flüstere ich, »wirklich nicht.«

»Ich glaube Ihnen«, sagt die Schwester.

Dann wird alles schwarz.

XIII

Ich habe versagt. Dieser Schock traf mich viel schlimmer, als ich je vermutet hätte. Ich bin nicht sorgfältig gewesen, ich habe mich hinreißen lassen.

Während ich in dem Café schräg gegenüber von ihrer Wohnung saß und Leons Audi um die Ecke rasen sah, wusste ich, dass ich es hätte zu Ende bringen müssen. Ich

hatte die falsche Methode angewandt. Oder vielleicht war auch der Ort schlecht gewählt, und ich hätte sie irgendwo hinbringen müssen, wo man sie nicht so schnell gefunden hätte. Ich hätte länger darüber nachdenken müssen, zahlreichere und bessere Vorbereitungen treffen müssen.

Aber das alles habe ich nicht getan. Der Hunger hat über den Verstand gesiegt.

Leon kam höchstwahrscheinlich direkt vom Präsidium, und das liegt keine Viertelstunde Fahrt von Margots Wohnung entfernt. Ich hatte damit gerechnet, dass die Kripo ihn länger festhalten würde. Und ich hatte nicht damit gerechnet, dass er sich nach dem Verhör nicht still und klammheimlich verzie hen, sondern Margot mit der Sache konfrontieren würde. Denn so ist Leon: geradeheraus, loyal, direkt. Ich bin mir sicher, dass er mich als seinen besten Freund betrachtet, obwohl er mich nicht wirklich kennt. Er sieht nur, was ich ihm zeige, hört nur, was ich ihn hören lassen will. Andere würden sagen, dass ich ihn manipulierte. Ich dagegen nenne es gesunden Menschenverstand. Und dieser gesunde Menschenverstand hat dazu beigetragen, dass sich die Unannehmlichkeiten für mich persönlich stets in Grenzen hielten.

Bis jetzt jedenfalls. Denn während ich in dem Café saß, wurde mir bewusst, dass ich diese Schlacht unter Umständen verlieren könnte.

Ich musste abwarten. Vielleicht war Leon zu spät

gekommen und konnte nichts mehr unternehmen. Ich starrte unablässig zur Haustür hinüber und wartete. Minuten verstrichen, und es geschah nichts. Für einen Moment spielte ich sogar mit dem Gedanken, hinüberzugehen und zu klingeln. Warum nicht? Ich könnte behaupten, ich wäre gerade in der Nähe gewesen ... Ich könnte meine Hilfe anbieten. Vielleicht könnte ich Leon dazu überreden zu telefonieren, Hilfe zu holen? In der Zwischenzeit würde ich mich um sie kümmern ...

Und sie ganz nebenbei ersticken.

Derart idiotische, verzweifelte Gedanken schossen mir durch den Kopf, während die Uhr sadistisch und träge weertickte und die Tür geschlossen blieb.

Gleich würde ein Krankenwagen kommen. Ich musste wissen, was auf der Bahre hinausgetragen wurde. Ein Leichensack? Oder eine sterbende Frau mit hastig angelegten Infusionen?

Von meinem Platz im Café aus hätte mir der Krankenwagen die Sicht versperrt, daher ging ich hinaus und postierte mich an der Straßenecke. Dort angekommen hörte ich die erste Sirene. Schon bald folgte die zweite.

Ich zog mich in den Hauseingang zurück. Fünf, vielleicht sechs Minuten später kam die ganze Gesellschaft heraus. Niemand achtete auf mich, alle waren viel zu sehr beschäftigt. Aber ich sah, was ich wissen musste.

Sie lebte.

Würde sie lange genug überleben, um erzählen zu können, was sie gesehen hatte? Ich beschloss, nicht darauf zu warten. Zeit zu verlieren war ein Luxus, den ich mir nicht erlauben konnte.

Ich musste sofort etwas unternehmen. Unverzüglich.

Ich wäre lieber freiwillig ausgewandert. Jetzt werde ich dazu gezwungen.

50

Meine Eltern und Dick sind inzwischen wieder nach Hause gegangen. Anschließend hat die Krankenschwester Leon eindringlich geraten, ihrem Beispiel zu folgen, aber er weigerte sich, mich allein zu lassen. Nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen, ihn eines Besseren zu belehren, gab sie ihre sture Haltung auf. Sie bot ihm eine Tasse Tee an und rollte dann sogar ein zweites Bett ins Zimmer. »Würden Sie dann bitte schlafen gehen?«, sagte sie, ehe sie die Tür hinter sich zuzog. Demonstrativ wurde das Licht ausgeschaltet.

Leon schob einen Hocker neben mein Bett und stützte sich mit dem Ellenbogen auf der Matratze ab. Im Dunkeln hörte ich mir seine Version der Geschehnisse an. Er redete leise, fast im Flüsterton.

Richard war bei ihm, als die Polizei ihn in seinem Loft in Amsterdam abholte. Leon und Richard hatten Leons »Kündigung« ausführlich besprochen, und Leon hatte gerade telefonisch etwas zu essen bestellt, als die Polizei klingelte. Trotz seines Erstaunens beschloss er, sich

entgegenkommend zu zeigen – schließlich hatte er nichts getan. Richard hatte wesentlich weniger gelassen reagiert. Er hatte sofort angeboten, einen Rechtsanwalt einzuschalten, und stellte lautstark die Gründe in Frage, weshalb Leon ins Präsidium zitiert wurde. Leon lehnte sein Angebot ab und versprach, ihn anzurufen, wenn er alles hinter sich hatte.

Im Präsidium hatte Burghardt ihm die Daumenschrauben angelegt und ihn mit schmerzlichen Tatsachen aus dem ausführlichen Polizeibericht über Ediths »Selbstmord« konfrontiert, den ihm die Kollegen aus Amsterdam gefaxt hatten. Er stichelte mit Gemeinheiten über mich und John und machte sich dabei Informationen zunutze, die er nur von mir haben konnte. Dadurch wusste Leon, dass Burghardt mit mir gesprochen haben musste, und zählte zwei und zwei zusammen. Der Ermittler brachte das vermeintliche Verhältnis zwischen Edith und Debby zur Sprache und rieb ihm noch einmal unter die Nase, dass ich nach der Feier mit John geschlafen hatte. Burghardt war überzeugt, dass bei Leon eine Sicherung durchgebrannt war – genau wie damals mit Edith. Die Übereinstimmungen waren tatsächlich auffällig: Untreue der Anlass, Eifersucht das Motiv, der Mord als Selbstmord inszeniert. Burghardt stocherte in Leons frisch verheilten Wunden herum, ließ keine aus und träufelte noch Salzsäure hinein. Dann zog er die Daumenschrauben noch fester an. Er fragte Leon, ob er Zeugen nennen

könne, die gesehen hätten, wie er nach der Familienfeier nach Hause gefahren war. Konnte er natürlich nicht.

Als sie ihn endlich gehen ließen, war Leon auf dem Siedepunkt angelangt. Er hatte vor, mich zu erwürgen oder aus dem Fenster zu werfen – so drückte er sich wortwörtlich aus. Da er davon ausging, dass ich ihn nicht ohne weiteres hereinlassen würde, benutzte er sofort den Schlüssel. Er fand mich buchstäblich badend in meinem eigenen Blut mit kaum noch fühlbarem Puls. Beinahe wäre er selbst zusammengebrochen. Er zerrte mich aus der Wanne, stillte die Blutung mit seinem Hemd und wählte den Notruf.

Ich drehe mich auf die Seite und schaue Leon an. Mir wird warm ums Herz, und ganz kurz, für den Bruchteil einer Sekunde, vergesse ich alles. Vielleicht ist es Schicksal, geht es mir unwillkürlich durch den Kopf. Meine Mutter behauptet immer, es gebe keinen Zufall. Menschen lernten sich stets aus einem ganz bestimmten Grund kennen. Jede neue Begegnung sei Teil eines Lernprozesses.

Vielleicht musste ich in Leons Leben treten, um ihm eine zweite Chance zu geben. Sein Leben war mehr oder weniger zu Ende, nachdem er Edith tot aufgefunden hatte. Unablässig zermartete er sich mit Gewissensbissen und Selbstvorwürfen. Zur Strafe zwang er sich, stur weiterzuleben, wie ein Automat, sodass er immer mehr abstumpfte und ihm nichts mehr Freude bereitete. Leon

wiederum lief mir zu einer Zeit über den Weg, als ich mich in jeder Hinsicht festgefahren hatte. Er zeigte mir neue Möglichkeiten auf, die ich ohne ihn nie gesehen hätte – oder an die ich mich nicht herangewagt hätte.

Das Licht ist nun schon seit Stunden ausgeschaltet, aber Leon schläft noch immer nicht. Wie ein dunkler Schutzengel hält er neben meinem Bett Wache. Meine freie Hand ohne die Infusion liegt auf seiner. Wir brauchen nicht mehr zu reden, um uns durch und durch zu verstehen.

Leon hatte heute Abend ein grauenvolles Déjà-vu. Er sah mich in der Badewanne liegen und dachte, er käme zu spät.

Aber diesmal kam er rechtzeitig.

Mein Dank gilt Annelies, Berry, Monique, Simon und allen bei Ambo | Anthos.

1. Auflage

Copyright © 2007 by Esther Verhoef

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

eISBN : 978-3-641-04082-6

www.btb-verlag.de
www.randomhouse.de